Das belletristische Ausland
166–168.

Der ewige Jude.

Von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung.

Kurze Zeit, ehe Florine sich entschlossen hatte, ihren unwürdigen Vertrauensmißbrauch wieder gut zu machen, war die Mayeux, nachdem sie ihre schmerzliche Pflicht bis zum Ende erfüllt hatte, von der Fabrik zurückgekommen. In Folge einer langen Unterredung mit Angele von der treuherzigen Anmuth, von dem Verstand und der Güte betroffen, womit dieses junge Mädchen begabt zu sein schien, hatte die Mayeux die muthige Offenheit gehabt, den Schmied zu dieser Heirath aufzufordern.

Folgende Scene ereignete sich, als Florine, das Tagebuch der jungen Arbeiterin vollends durchlaufend, noch nicht den lobenswerthen Entschluß gefaßt hatte, es zurückzutragen.

Es war zehn Uhr Abends. Die Mayeux war, in das Hotel Cardoville zurückgekehrt, so eben in ihr Zimmer eingetreten, und hatte sich, angegriffen von so vielen Aufregungen, in ein Fauteuil geworfen.

Es herrschte die tiefste Stille im Hause. Sie wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Geräusch eines heftigen Windes unterbrochen, der draußen die Bäume des Gartens schüttelte. Eine einzige Kerze erleuchtete das mit einem dunkelgrünen Stoffe ausgeschlagene Zimmer. Diese düstern Tinten und die schwarzen Kleider der Mayeux ließen ihre Bläffe noch größer erscheinen. Sie saß auf einem Fauteuil an der Ecke des Kamins; das

Haupt auf die Brust geneigt, die Hände auf dem Schooß gekreuzt, erschien das Antlitz des jungen Mädchens schwermüthig und ergeben. Man las darin die herbe Befriedigung, welche das Bewußtsein erfüllter Pflicht zurückläßt.

Wie alle diejenigen, welche, in der unbarmherzigen Schule des Unglücks erzogen, keine Uebertreibung mehr in das Gefühl ihres Kummers bringen, das für sie ein zu vertrauter, zu beständiger Gast ist, als daß sie ihn mit Luxus behandeln sollten, so war auch die Mayeux unfähig, sich lange vergeblichem, verzweifeltem Kummer in Beziehung auf eine vollendete Thatsache hinzugeben. Allerdings war der Schlag plötzlich, furchtbar gewesen; allerdings mußte er einen schmerzlichen, langen Wiederhall in der Seele der Mayeux hinterlassen; aber er sollte bald vorübergehen, wenn man so sagen, darf bei dem Zustande chronischer Leiden, welche ein beinahe integrirender Theil des Lebens geworden sind.

Und dann fand die Edle, welche so nachsichtig gegen das Geschick war, noch Tröstungen für ihren bittern Kummer. Sie hatte sich lebhaft gerührt gefühlt bei den Beweisen von Zuneigung, welche ihr Angele, die Verlobte von Agricol, gab; sie hatte eine Art Stolz des Herzens gefunden, als sie sah, mit welchem blinden Vertrauen, mit welcher unaussprechlichen Freude der Grobschmied die glücklichen Vorgefühle aufnahm, die seine Wohlfahrt zu heiligen schienen.

Die Mayeux sagte sich auch:

„Wenigstens werde ich nicht mehr unwillkürlich, nicht von Hoffnungen, sondern von lächerlichen, wahnsinnigen Voraussetzungen erregt werden. Die Heirath von Agricol setzt allen Träumereien meines armen Kopfes ein Ziel.“

Und dann fand die Mayeux besonders einen wahren, tiefen Trost in der Gewißheit, daß sie hatte dieser schrecklichen Prüfung widerstehen und Agricol die Liebe verbergen können, welche sie für ihn empfand, denn

man weiß, wie furchtbar für die Unglückliche die Gedanken von Lächerlichkeit und Scham waren, welche sie mit der Entdeckung ihrer tollen Leidenschaft verbunden glaubte.

Nachdem sie einige Zeit in Gedanken versunken geblieben war, erhob sich die Mayeux und wandte sich langsam ihrem Bureau zu.

„Meine einzige Belohnung,“ sagte sie, indem sie zurecht legte, was sie zum Schreiben nöthig hatte, „wird darin bestehen, daß ich dem traurigen, stummen Zeugen meiner Leiden diesen neuen Schmerz anvertraue. Ich habe dann wenigstens das Versprechen gehalten, das ich mir selbst leistete. Da ich im Grunde meines Herzens dieses Mädchen für fähig hielt, das Glück von Agricol zu sichern, so sagte ich es ihm aufrichtig... Eines Tages, in ferner Zeit, werde ich, wenn ich diese Zeilen wieder lese, vielleicht eine Ausgleichung für das darin finden, was ich jetzt leide.“

Nach diesen Worten zog die Mayeux den Carton aus dem Aufsatz.

Da sie ihr Manuscript nicht fand, stieß sie zuerst einen Schrei des Erstaunens aus.

Aber wie groß war ihr Schrecken, als sie einen Brief mit ihrer Adresse an der Stelle ihres Tagebuchs erblickte.

Die Arbeiterin wurde leichenblaß; ihre Kniee zitterten, sie war einer Ohnmacht nahe; aber der wachsende Schrecken verlieh ihr eine scheinbare Energie und sie hatte die Kraft, das Siegel dieses Briefes zu erbrechen.

Ein Fünfhundertfranken-Billet, welches dasselbe enthielt, fiel auf den Tisch und die Mayeux las, wie folgt:

„Mademoiselle,

„Es ist etwas so Originelles, so Hübsches, in Ihren Memoiren die Geschichte Ihrer Liebe für Agricol zu lesen, daß man dem Vergnügen nicht widerstehen

kann, ihn mit dieser großen Leidenschaft bekannt zu machen, die er wohl kaum vermuthet, und für welche er sich nothwendig empfänglich zeigen muß.

„Man wird diese Gelegenheit benützen, um einer Menge von andern Personen, welche sonst leider dieser Unterhaltung beraubt worden wären, die ergötzliche Lecture Ihres Tagebuchs zu verschaffen. Wenn die Abschriften und Auszüge nicht genügen, so läßt man es drucken; so hübsche Dinge kann man nicht genug verbreiten. Die Einen werden weinen, die Andern werden lachen. Was den Einen herrlich erscheinen wird, wird bei den Andern dahin wirken, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrechen; so geht es in der Welt. Gewiß ist dabei, daß Ihr Tagebuch Aufsehen machen wird, dafür steht man Ihnen.

„Da Sie im Stande wären, sich Ihrem Triumphe entziehen zu wollen, und da Sie nur Lumpen auf dem Leibe hatten, als Sie aus Barmherzigkeit in das Haus aufgenommen wurden, wo Sie herrschen und die Dame spielen wollen, was aus mehr als einem Grunde nicht gut zu Ihrer Taille geht, so überschickt man Ihnen 500 Franken mit gegenwärtigem Briefe, um Ihnen Ihr Papier zu bezahlen und damit Sie nicht ohne Mittel sein mögen, falls Sie so bescheiden wären, die Glückwünsche zu fürchten, mit denen man Sie schon morgen überhäufen wird; denn Ihr Tagebuch ist bereits zu dieser Stunde im Umlauf.

Einer von Ihren Genossen,

Ein wahrer Mayeux."

Der plump spöttische, freche Ton dieses Briefes, der absichtlich von einem auf die Aufnahme des unglücklichen Geschöpfes in dem Hause eifersüchtigen Lackeien geschrieben zu sein schien, war mit höllischer Geschicklichkeit berechnet, und mußte unfehlbar die erwartete Wirkung hervorbringen.

„Oh, mein Gott!..."

Dies waren die einzigen Worte, welche die Arme in ihrem Schrecken, in ihrem Staunen aussprechen konnte.

Wenn man sich nun der leidenschaftlichen Worte erinnert, in welchen diese Unglückliche ihre Liebe für ihren Adoptivbruder ausgedrückt hatte, wenn man sich mehrerer Stellen dieses Manuscriptes erinnert, wo sie die schmerzlichen Wunden enthüllte, die ihr Agricol oft, ohne es zu wissen, beigebracht hatte, wenn man sich endlich erinnert, wie sie die Lächerlichkeit fürchtete, so wird man ihre wahnsinnige Verzweiflung, nachdem sie diesen schändlichen Brief gelesen hatte, begreifen.

Die Mayeux dachte nicht einen Augenblick an alle die edlen Worte, an alle die rührenden Erzählungen, welche ihr Tagebuch enthielt. Der einzige und gräßliche Gedanke, welcher den wirren Geist dieser Unglücklichen niederschmetterte, war, daß am andern Tage Agricol, Fräulein von Cardoville und eine freche, spöttische Menge von dieser Liebe, welche sie vor Scham tödten müßte, unterrichtet sein würde.

Dieser neue Schlag war so betäubend, daß die Mayeux einen Augenblick unter seiner unvorhergesehenen Gewalt wich. Einige Minuten blieb sie völlig regungslos, vernichtet, dann kam ihr plötzlich mit der Ueberlegung das Bewußtsein einer furchtbaren Nothwendigkeit.

Dieses so gastfreundliche Haus, wo sie nach so vielen Unglücksfällen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte, sollte sie für immer verlassen. Die furchtsame Schüchternheit, das ängstliche Zartgefühl der Armen erlaubten es ihr nicht, eine Minute länger an diesem Orte zu bleiben, wo die geheimsten Falten ihrer Seele entdeckt, entheiligt und ohne Zweifel den Sarkasmen und der Verachtung preisgegeben waren.

Sie dachte nicht daran, von Fräulein von Cardoville Gerechtigkeit und Rache zu verlangen. Einen Keim der Unruhe und der Aufreizung in dieses Haus in dem

Augenblick zu bringen, wo sie es verlassen sollte, wäre ihr als Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin erschienen. Sie suchte nicht zu errathen, wer der Urheber oder was der Beweggrund einer so gehässigen Entwendung und eines so beleidigenden Briefes sein könnte. Wozu sollte es nützen, da sie entschlossen war, die Demüthigungen zu fliehen, mit denen man sie bedrohte?

Unbestimmt kam es ihr vor (wie man dies gehofft hatte), diese unwürdige Handlung müsse das Werk einiger Subalternen sein, welche auf die liebevolle Achtung eifersüchtig wären, die ihr Fräulein von Cardoville zollte... So dachte die Mayeux mit gräßlicher Verzweiflung. Diese so schmerzlich vertraulichen Zeilen, die sie der zärtlichsten, der nachsichtigsten Mutter nicht anvertraut hätte, weil sie, gleichsam mit dem Blute ihrer Wunden geschrieben, mit einer nur zu grausamen Treue tausend geheime Schmerzen ihrer Seele schilderten... diese Zeilen sollten dienen, dienten vielleicht bereits zu dieser Stunde zum Spielzeug und zum Hohngelächter der Bedienten des Hotels.

. . . .

Das Geld, welches diesen Brief begleitete, und die beleidigende Art und Weise, wie man es ihr anbot, bestätigten noch diesen Verdacht. Die Furcht vor Armuth sollte kein Hinderniß gegen ihren Austritt aus dem Hause sein!

Der Entschluß der Mayeux ward mit der ruhigen und entschiedenen Resignation gefaßt, die bei ihr zur andern Natur geworden war.

Sie stand auf; glänzend und etwas starr, vergossen ihre Augen keine Thräne. Seit dem Tage vorher hatte sie zu viel geweint; mit zitternder, eisiger Hand schrieb sie folgende Worte auf ein Papier, das sie neben dem 500 Fr.-Billet liegen ließ.

„Fräulein von Cardoville sei gesegnet für das Gute, das sie mir gethan hat, und

Rodin hatte sich einer thätigen und scharfsichtigen Gegnerin entledigt, die er stets und mit Grund fürchtete.

Der Jesuit hatte, wie man gesehen, die Liebe der Mayeur für Agricol errathen. Er wußte, daß sie Dichterin war, und setzte logisch voraus, sie müßte einige Verse geschrieben haben, welche das Gepräge dieser unseligen, verborgenen Leidenschaft an sich trügen. Deßhalb wurde Florinen Befehl gegeben, einige geschriebene Proben von dieser Liebe aufzusuchen; daher kam der in seiner Plumpheit so furchtbar gut berechnete Brief, dessen Inhalt Florine nicht kannte, denn sie erhielt denselben, nachdem sie summarisch gemeldet hatte, was in dem Manuscripte zu finden war.

Florine war, wie gesagt, zu spät einer edelmüthigen Reue nachgebend, in dem Augenblick zu der Mayeur gekommen, wo diese erschrocken das Hotel verließ.

Ein Licht in dem Ankleidekabinet gewahrend, lief die Kammerfrau dahin; sie sah auf einem Stuhle die schwarze Kleidung, welche die Mayeur ausgezogen hatte, und einige Schritte davon den schlechten kleinen Koffer, worin ihre armseligen Kleider bis dahin verschlossen gewesen waren.

Florinen brach das Herz; sie lief nach dem Bureau. Die Unordnung der Cartons, das 500 Fr. Billet, welches neben den zwei Zeilen an Fräulein von Cardoville liegen geblieben war, Alles bewies ihr, daß ihr Gehorsam gegen die Befehle von Rodin traurige Früchte getragen und daß die Mayeur das Haus für immer verlassen hatte.

Die Fruchtlosigkeit ihres zu späten Entschlusses erkennend, ergab sich Florine seufzend darein, das Manuscript Rodin zukommen zu lassen; genöthigt durch ihre unselige Lage, sich über das Schlimme durch das Schlimme selbst zu trösten, sagte sie sich, daß ihr Verrath wenigstens durch den Abgang der Mayeur minder gefährlich würde.

. . . .

Am zweiten Tage nach diesen Ereignissen erhielt Adrienne folgendes Billet von Rodin als Antwort auf einen Brief, den sie ihm geschrieben hatte, um ihm die unerklärliche Entfernung der Mayeux mitzutheilen:

„Mein liebes Fräulein,

„Genöthigt, diesen Morgen mich nach der Fabrik des vortrefflichen Herrn Hardy zu begeben, wohin mich eine wichtige Angelegenheit ruft, ist es mir unmöglich, Ihnen in Person meine Achtung und Ergebenheit zu bezeugen. Sie fragen mich: Was soll man von dem Verschwinden dieses armen Mädchens denken? Ich weiß es in der That nicht.... Die Zukunft wird Alles zu ihren Gunsten erläutern, ... wie ich nicht bezweifle, nur erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen bei dem Doktor Baleinier in Beziehung auf eine g e w i s s e G e s e l l s c h a f t und geheime Emissäre gesagt habe, mit denen sie so treuloser Weise die Personen umgibt, welche zu bespähen in ihrem Interesse liegt.

„Ich beschuldige Niemand, aber erinnern wir uns einfach der Thatsachen. Dieses arme Mädchen hat mich angeklagt, und ich bin, wie Sie wissen, der treuste von Ihren Dienern....

„Sie besaß nichts ... und man fand 500 Franken in ihrem Bureau.

„Sie haben sie mit Wohlthaten überhäuft ... und sie verläßt Ihr Haus, ohne daß sie es wagt, die Ursache ihrer unerklärlichen Flucht anzugeben. Ich ziehe keinen Schluß, mein liebes Fräulein. Es widerstrebt mir immer, ohne Beweise anzuklagen; aber bedenken Sie wohl, und seien Sie sehr auf ihrer Hut; Sie sind vielleicht einer großen Gefahr entgangen. Gehen Sie mit verdoppelter Vorsicht und mit zweifachem Mißtrauen zu Werke. Dieß ist wenigstens der ehrfurchtsvolle Rath ihres gehorsamsten und ergebensten Dieners

R o d i n."

Zweites Kapitel.

Die Fabrik.

Der Sammelplatz der Wölfe.

Es war an einem Sonntag Morgen.

Es war derselbe Tag, an welchem Fräulein von Cardoville den Brief von Rodin in Beziehung auf das Verschwinden der Mayeux erhalten hatte.

Zwei Männer plauderten an einem Tische in einer von den Schenken des Dorfes Villiers, welches in geringer Entfernung von der Fabrik von Herrn Hardy lag.

Dieses Dorf wurde größtentheils von Steinbrechern und Steinhauern bewohnt, welche bei dem Ausbeuten der Steinbrüche in der Gegend beschäftigt waren. Nichts ist härter, nichts peinlicher, nichts wird schlechter bezahlt, als die Arbeit dieser Leute. Sie stellten auch, wie Agricol der Mayeux gesagt hatte, eine für sie schmerzliche Vergleichung zwischen ihrem stets elenden Schicksal und dem beinahe unglaublichen Wohlstande an, dessen die Arbeiter von Herrn Hardy in Folge seiner edelmüthigen und vernünftigen Leitung, so wie durch die Associations- und Gemeinheitsbegriffe genoßen, die sie unter sich in Anwendung gebracht hatten.

Das Unglück und die Unwissenheit veranlassen beinahe immer große Uebel. Das Unglück erbittert leicht und die Unwissenheit gibt zuweilen treulosen Rathschlägen nach. Lange Zeit hatte man das Glück der Arbeiter beneidet, aber nicht mit Haß beneidet. Seitdem aber die finsteren Feinde des Fabrikanten, in Verbindung mit Herrn Tripeaud, seinem Concurrenten, ein Interesse dabei hatten, daß sich dieser friedliche Zustand der Dinge veränderte ... veränderte er sich auch.

Mit einer teuflischen Geschicklichkeit und Beharrlichkeit gelangte man dazu, die schlimmsten Leidenschaf-

len rege zu machen. Man wandte sich durch auserwählte Emissäre an einige Steinbrecher und Steinhauer der Umgegend, deren schlechter Lebenswandel ihr Elend noch vermehrt hatte. Allgemein bekannt durch ihren ungestümen, heftigen Charakter, verwegen und energisch, konnten diese Menschen einen sehr gefährlichen Einfluß auf die Mehrzahl ihrer friedlichen, arbeitsamen, ehrlichen, aber durch die Gewalt leicht einzuschüchternden Kameraden ausüben. Bei diesen stürmischen, bereits durch das Unglück erbitterten Rädelsführern übertrieb man noch das Glück der Arbeiter von Herrn Hardy und es gelang, eine gehässige Eifersucht in ihnen rege zu machen. Man ging noch weiter: die entflammenden Predigten eines Abbé, eines Mitgliedes der Congregation, der besonders von Paris gekommen war, um während der Fastenzeit gegen Herrn Hardy zu predigen, wirkten mächtig auf die Frauen dieser Arbeiter, welche, während ihre Männer sich in den Schenken umhertrieben, mit dem größten Eifer die Kirche des Emissärs besuchten. Die wachsende Furcht benützend, welche damals das Herannahen der Cholera einflößte, erfüllte man mit Schrecken die schwache und gläubige Einbildungskraft dieser Leute, indem man ihnen die Fabrik von Herrn Hardy als einen Herd der Verderbniß, der Verdammniß bezeichnete, fähig, die Rache des Himmels und folglich die strafende Geißel auf den Canton herabzuziehen. Bereits im höchsten Grade aufgebracht, wurden die Männer noch mehr gestachelt durch ihre Frauen, welche, angereizt durch die Predigt des Abbé, diesen Haufen von Atheisten verfluchten, der so viel Unglück über das Land bringen könnte.

Einige schlechte Subjecte, offenbar den Werkstätten des Baron Tripeaud angehörend und von diesem besoldet (wir haben bereits gesagt, welches Interesse dieser „ehrenwerthe“ Industriemann bei dem Untergange von Herrn Hardy hatte), vermehrten noch den allgemeinen Grimm und füllten das Maß, indem sie

eine von den furchtbaren Genossenschaftsfragen erhoben, welche leider noch in unsern Tagen zuweilen so viel Blut vergießen machen.

Ziemlich viele Arbeiter von Herrn Hardy waren vor ihrem Eintritte bei ihm Mitglieder einer Genossenschaft genannt die Reißenden gewesen, während mehrere Steinhauer und Steinbrecher der Gesellschaft genannt die Wölfe angehörten. In allen Zeiten aber bestanden zwischen den Wölfen und den Reißenden beinahe unversöhnliche Rivalitäten und führten mörderische Kämpfe herbei, welche um so mehr zu beklagen waren, als in vielen Punkten die Einrichtung der Genossenschaft etwas Vortreffliches ist, insofern sie sich auf den so fruchtbaren, so mächtigen Grundsatz der Association basirt. Statt aber alle Körperschaften in einer einzigen brüderlichen Gemeinheit zu umfassen, zerfällt die Genossenschaft in collective und abgesonderte Gesellschaften, deren Rivalitäten oft in blutige Streitigkeiten ausarten.

Angestachelt durch so vielerlei Aufreizungen, brannten die Wölfe vor Begierde, eine Gelegenheit zu finden, mit den Reißenden handgemein zu werden. Aber da diese die Schenken nicht besuchten und in der Woche die Fabrik beinahe nie verließen, so hatten sie bis jetzt ein Zusammentreffen unmöglich gemacht und die Wölfe sahen sich genöthigt, mit wilder Ungeduld den Sonntag abzuwarten.

Viele Steinbrecher und Steinhauer, friedliche Leute und gute Arbeiter, weigerten sich, obgleich selbst Wölfe, sich dieser feindseligen Kundgebung gegen die Reißenden der Fabrik von Herrn Hardy anzuschließen, und die Rädelsführer waren dadurch gezwungen, Rekruten für sich unter verschiedenen Vagabunden und Taugenichtsen der Barrière zu werben, welche der Köder des Tumultes und der Unordnung leicht unter die Fahnen der kriegerischen Wölfe zog.

Dies war die dumpfe Gährung, die das kleine

Dorf Villiers bewegte, während die zwei Männer, von denen wir sprachen, in einer Schenke saßen. Diese zwei Männer hatten ein Kabinet verlangt, um allein zu sein.

Der Eine von ihnen war noch jung und ziemlich gut gekleidet, aber seine aufgeknöpfte Weste, seine lose Halsbinde, sein mit Wein beflecktes Hemd, sein ungeordnetes Haar, seine matten Züge, sein ungleich gesprengelter Teint, seine rothen Augen kündigten eine Nachtschwelgerei an, welche diesem Morgen vorhergegangen war, während seine rohen, plumpen Geberden, seine heisere Stimme, sein zuweilen funkelnder, zuweilen blöder Blick bewiesen, daß sich mit den letzten Dünsten der Trunkenheit vom vergangenen Tage bereits die ersten Anfälle einer neuen Trunkenheit verbanden.

Der Gefährte dieses Menschen sagte, indem er an sein Glas stieß:

„Auf Deine Gesundheit, mein Junge!"

„Auf die Deinige," erwiederte der junge Mensch; „obgleich Du mir vorkommst, als ob Du der Teufel wärest!"

„Ich! der Teufel?"

„Ja."

„Und warum?"

„Woher kennst Du mich?"

„Bereust Du es, mich gesehen zu haben?"

„Wer hat Dir gesagt, ich wäre Gefangener in Saint-Pelagie?"

„Habe ich Dich nicht aus dem Gefängnisse gebracht?"

„Warum hast Du mich demselben entzogen?"

„Weil ich ein gutes Herz habe."

„Du liebst mich vielleicht, wie der Fleischer den Ochsen liebt, den er auf die Schlachtbank bringt."

„Du bist ein Narr.

Man bezahlt nicht 10,000 Franken für irgend ohne einen besondern Grund."

als daß ich meine Hosen verbrannte und mein Wamms verlor. Und mehr ist dem Volke auch nicht durch meine Person zu Theil geworden. „„En avant marchons!!““ Was kommt am Ende dabei heraus?“

„Du kennst mehrere von den Arbeitern des Herrn Hardy?“

„Ah, hast Du mich darum hieher geführt?“

„Ja... Du sollst hier mit einigen Arbeitern von seiner Fabrik zusammentreffen.“

„Kameraden bei Herrn Hardy, welche nach einem Aufruhr trachten? Sie sind hiezu zu glücklich, Du täuschest Dich!“

„Du wirst sie sogleich sehen.“

„Sie, die Glücklichen!... Was haben sie zu verlangen?“

„Und ihre Brüder? und diejenigen, welche keinen guten Herrn haben und vor Hunger und Kummer sterben und sie auffordern, sich mit ihnen zu verbinden? Glaubst Du, sie werden taub bei diesem Rufe bleiben? Herr Hardy ist die Ausnahme. Das Volk unternehme einen guten Schlag, die Ausnahme wird zur Regel, und Jedermann ist zufrieden.“

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Du da sagst; nur müßte der Schlag ein tüchtiger sein, um einen Schurken von einem Meister, den Baron Tripeaud, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin, in einen ehrlichen, guten Menschen zu verwandeln. Ein vollkommener Halunke!...“

„Die Arbeiter von Herrn Hardy werden kommen, Du bist ihr Kamerad, Du hast kein Interesse dabei, sie werden Dir glauben... Verbinde Dich mit mir... um sie zu bewegen.“

„Wozu?“

„Diese Fabrik zu verlassen, wo sie sich in der Selbstsucht, ohne an ihre Brüder zu denken, verweichlichen, entnerven.“

„Aber wenn sie die Fabrik verlassen, wovon sollen sie leben?“

„Man wird dafür sorgen... bis zum großen Tage.“

„Und was bis dahin thun?“

„Das, was Du in dieser Nacht gethan hast... trinken, lachen und singen. Und hernach... sich statt jeder Arbeit im Zimmer an die Handhabung der Waffen gewöhnen.“

„Und wer macht, daß diese Arbeiter hieher kommen?“

„Es hat bereits Jemand mit ihnen gesprochen; dann ließ man ihnen auch gedruckte Aufforderungen zukommen, in denen man ihnen ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Brüder zum Vorwurfe machte... Laß hören, willst Du mich unterstützen?“

„Ich werde Dich unterstützen... dieß um so mehr, als ich mich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten anfange. Ich hing in der Welt nur an Cephyse... ich fühle, daß ich auf einem schlimmen Abhange stehe, und Du treibst mich noch an. Immerhin hinabgerollt!... Ob ich auf die eine oder die andere Weise zum Teufel gehe, das ist mir gleichgültig. Laß uns trinken!“

„Trinken wir auf die Orgie der nächsten Nacht; die letzte war nur eine Neulings-Orgie.“

„Aus was bist Du denn gemacht? Ich beobachtete Dich, nicht einen Augenblick sah ich Dich roth werden, oder lächeln oder Dich rühren. Du warst da aufgepflanzt wie ein Mann von Eisen.“

„Ich bin nicht mehr fünfzehn Jahre alt; es bedarf anderer Dinge, um mich lachen zu machen... aber in dieser Nacht werde ich lachen.“

„Ich weiß nicht, ob es der Branntwein ist, aber der Teufel soll mich holen, Du machst mir bange, wenn Du sagst, Du werdest in dieser Nacht lachen.“

Bei diesen Worten stand der junge Mann auf und wankte. Er fing bereits an, wieder trunken zu werden.

Man klopfte an die Thüre.

„Herein!“

„Ich habe einen Grund.“

„Welchen? Was willst Du aus mir machen?“

„Einen lustigen Gefährten, der glattweg Geld verzehrt, ohne etwas zu thun, und alle Nächte so zubringt, wie die vorige. Guter Wein, gutes Essen, hübsche Mädchen und lustige Lieder.... Ist das ein schlechtes Handwerk?“

Nachdem der junge Mensch einen Augenblick geschwiegen hatte, versetzte er mit nüchterner Miene:

„Warum hast Du am Tage vor meinem Austritt aus dem Gefängniß mir zur Bedingung gemacht, daß ich an meine Geliebte schreibe, ich wolle sie nie wieder sehen? Warum hast Du verlangt, daß ich Dir diesen Brief gebe?“

„Ein Seufzer!... Du denkst noch daran?“

„Immer noch“

„Du hast Unrecht... Deine Geliebte ist zu dieser Stunde ferne von Paris. Ich sah sie, ehe ich zurückkam, um Dich in St. Pelagie abzuholen, in die Diligence steigen.“

„Ja... ich erstickte in diesem Gefängniß und hätte, um hinaus zu kommen, meine Seele dem Teufel verschrieben. Du hast es vermuthet und bist erschienen... Nur nahmst Du mir statt meiner Seele Cephyse... Arme Reine Bacchanal! Und warum? Tausend Donner! Wirst Du mir es endlich einmal sagen?“

„Ein Mann, der eine Geliebte hat, die ihn im Herzen trägt, wie Dich die Deinige trug, ist kein Mann mehr. Es fehlt ihm bei Gelegenheit an Thatkraft.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Laß uns trinken!“

„Du machst, daß ich zu viel Branntwein trinke.“

„Bah! schau mich an!“

„Das ist es gerade, was mich erschreckt und mir teuflisch vorkommt... Nach einer ganzen Flasche Branntwein veränderst Du nicht einmal Dein Gesicht. Du hast also eine eiserne Brust und einen Marmorkopf

„Ich reiste lange in Rußland; dort trinkt man, um sich wieder zu erwärmen.“

„Hier, um sich zu erhitzen... Laß uns trinken, aber Wein!“

„Geh mir... der Wein ist für Kinder gut, der Branntwein für Männer, wie wir sind.“

„Es mag sein, Branntwein.... das brennt.... aber der Kopf glüht, und man sieht dann alle Flammen der Hölle.“

„So liebe ich Dich, Mord und Teufel!“

„Als Du vorhin sagtest, ich wäre zu sehr für meine Geliebte eingenommen und es würde mir bei Gelegenheit an Thatkraft mangeln, von welcher Gelegenheit sprachst Du da?“

„Laß uns trinken!...“

„Einen Augenblick... Siehst Du, mein Kamerad, ich bin nicht dummer, als ein Anderer. Aus Deinen halben Worten habe ich etwas errathen.“

„Laß hören.“

„Du weißt, daß ich Arbeiter war, daß ich viele Kameraden kenne, daß ich ein guter Junge und ziemlich beliebt bin und willst Dich meiner als eines Lockvogels bedienen, um die Andern anzuziehen.“

„Und dann?“

„Du mußt ein Meutereien-Mäkler, ein Empörungs-Commissionär sein.“

„Weiter?“

„Und reisest für eine anonyme Gesellschaft, welche in Flintenschüssen arbeitet.“

„Bist Du ein Feiger?“

„Ich?... ich habe im Juli mein Pulver verbrannt, und dies gehörig!“

„Du wirst wohl noch mehr verbrennen?“

„So viel solches Feuerwerk, als jeder Andere.... Die Revolutionen scheinen mir mehr für die Annehmlichkeit, als für den Nutzen zu sein; denn ich habe bei den Barricaden der drei Tage nicht mehr gewonnen

Der Schenkwirth erschien.

„Was gibt es?“

„Es ist ein junger Mensch unten; er nennt sich Olivier und fragt nach Herrn Morok.“

„Das bin ich. Laßt ihn herauf kommen.“

Der Wirth entfernte sich.

„Das ist einer von unsern Männern; aber er kommt allein,“ sprach Morok, dessen hartes Gesicht einen ärgerlichen Ausdruck annahm. „Allein... das wundert mich... ich erwartete mehrere. Kennst Du ihn?“

„Olivier?... ja.... Ein Blonder, wie mir scheint.“

„Wir werden sehen, hier ist er.“

Es trat wirklich ein junger Mann mit offenem, kühnem, verständigem Gesichte in das Kabinet.

„Sieh da, Couche-tout-Nu!“ rief er beim Anblick des Gastes von Morok.

„Ich selbst. Man hat Dich seit Jahrhunderten nicht gesehen, Olivier?“

„Das ist ganz einfach, mein Junge. Wir arbeiten nicht an demselben Orte.“

„Aber Sie kommen allein?“ versetzte Morok.

Und auf Couche-tout-Nu deutend, fügte er bei:

„Man kann vor ihm sprechen, er gehört zu den Unserigen. Aber wie kommt es, daß Du allein erscheinst?“

„Ich komme allein, aber im Namen meiner Kameraden.“

„Ah!“ sagte Morok mit einem Seufzer der Zufriedenheit, „sie willigen ein?“

„Nein, sie schlagen aus... und ich ebenfalls.“

„Wie, Mord und Teufel! sie schlagen aus? Sie haben also nicht mehr Kopf, als die Weiber!“ rief Morok, die Zähne fletschend.

„Hören Sie mich,“ versetzte Olivier kalt: „wir haben Ihre Briefe empfangen, Ihr Geld gesehen. Wir haben in der That dadurch den Beweis erhalten, da

eine Verbindung mit geheimen Gesellschaften stattfindet, von denen wir mehrere Mitglieder kennen."

„Nun, warum zögert Ihr?"

„Einmal beweist uns nichts, daß diese Gesellschaften zu einer Bewegung bereit sind."

„Ich sage es Ihnen, ich..."

„Er... sagt es... er..." sprach Couche-tout-Nu stammelnd, „und ich... bestätige es... En avant marchons!"

„Das genügt nicht," erwiederte Olivier, „und überdies haben wir uns die Sache überlegt... Acht Tage lang war die Werkstätte getheilt; noch gestern fand ein sehr lebhafter und unangenehmer Streit statt; aber diesen Morgen ließ uns der Vater Simon kommen; man erklärte sich vor ihm; er überzeugte uns... wir wollen warten. Kommt die Bewegung zum Ausbruch, so werden wir sehen."

„Ist das Euer letztes Wort?"

„Es ist unser letztes Wort."

„Stille!' rief plötzlich Couche-tout-Nu horchend und sich auf seinen weinschweren Beinen wiegend, „es ist, als hörte ich in der Ferne das Geschrei einer Menge von Menschen."

Man hörte wirklich ein entferntes Geräusch, Anfangs nur undeutlich, aber von Augenblick zu Augenblick nahm es zu und wurde allmälig furchtbar."

„Was ist denn das?" sagte Olivier erstaunt.

„Ach! nun erinnere ich mich," versetzte Morok mit einem finstern Lächeln, „der Wirth sagte mir, als ich hieher kam, es herrsche im Dorfe eine dumpfe Gährung gegen die Fabrik. Wenn Sie und Ihre Kameraden sich von den andern Arbeitern von Herrn Hardy getrennt hätten, wie ich glaubte, so wären diese Leute, welche zu brüllen anfangen, für Sie, statt gegen Sie gewesen."

„Diese Zusammenbestellung war also ein Hinterhalt, um die Arbeiter von Herrn Hardy gegen einan-

der zu bewaffnen?“ rief Olivier. „Sie hofften also, wir würden gemeinschaftliche Sache mit den Leuten machen, die man gegen die Fabrik aufstachelt, wir würden...“

Der junge Mann konnte nicht fortfahren.

Ein furchtbarer Ausbruch von Geschrei, von Brüllen und Pfeifen erschütterte die Schenke.

In demselben Augenblick wurde die Thüre heftig geöffnet. Bleich und zitternd stürzte der Wirth in das Kabinet und rief:

„Meine Herren!... ist einer unter Ihnen, der zu der Fabrik des Herrn Hardy gehört?“

„Ich...“ erwiederte Olivier.

„Dann sind Sie verloren!... Die Wölfe kommen in Masse; sie schreien, es seien Reißende von Herrn Hardy hier, und fordern Kampf... wenn die Reißenden nicht die Fabrik verleugnen und sich auf ihre Seite schlagen.“

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, es war eine Falle!...“ rief Olivier und schaute Morok und Couche-tout-Nu mit drohender Miene an. „Man zählte darauf, uns mitfortzureißen, wenn meine Kameraden gekommen wären!“

„Eine Falle... ich...? Olivier,“ sagte Couche-tout-Nu stammelnd, „nie!“

„Kampf den Reißenden, oder sie mögen mit den Wölfen ziehen!“ schrie einstimmig die wüthende Menge, welche das Haus zu stürmen schien.

„Kommt!...“ rief der Wirth und ohne Olivier Zeit zu lassen, ihm zu antworten, nahm er ihn beim Arme, öffnete ein Fenster, welches auf das Dach einer nicht sehr hohen Hütte ging und sagte zu ihm:

„Entfliehen Sie durch dieses Fenster. Lassen Sie sich hinabgleiten und laufen Sie nach dem Felde, es ist noch Zeit.“

Und da der junge Mann zögerte, fügte der Schenkwirth mit Schrecken bei:

„Allein gegen zweihundert, was wollen Sie anfangen? Noch eine Minute, und Sie sind verloren! Hören Sie? Sie sind in den Hof eingedrungen, sie kommen herauf!“

In diesem Augenblick vernahm man wirklich doppelt heftiges Zischen, Pfeifen und Schreien. Die hölzerne Treppe zitterte unter den heftigen Tritten mehrerer Personen und der Ruf: „Kampf den Reißenden!“ kam immer näher.

„Rette Dich, Olivier!“ rief Couche-tout-Nu, dessen Trunkenheit durch die Gefahr beinahe verschwand.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Thüre des großen Saales, der vor dem Kabinet lag, sich mit furchtbarem Krachen öffnete.

„Hier sind sie!‘ sagte der Wirth, erschrocken die Hände faltend.

Dann lief er zu Olivier, stieß ihn gleichsam zum Fenster hinaus; den einen Fuß auf dem Gesimse, zögerte der Arbeiter noch. Als das Fenster wieder geschlossen war, kam der Schenkwirth in dem Augenblick zu Morok zurück, wo dieser das Kabinet verließ, um in den großen Saal zu gehen, in welchen die Wölfe eingedrungen waren, während ihre Genossen auf der Treppe und im Hofe brüllten.

Acht bis zehn von den Wahnsinnigen, welche, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, zu diesen Scenen der Unordnung angetrieben wurden, hatten sich zuerst, die Züge von Wein und Zorn entflammt, in den Saal gestürzt. Die Mehrzahl war mit langen Stöcken bewaffnet.

Ein Steinbrecher von herculischer Gestalt und Stärke, um den Kopf ein schlechtes rothes Sacktuch, dessen Fetzen über seine Schultern herabflatterten, ärmlich in eine halb abgetragene Ziegenhaut gekleidet, schwang eine schwere eiserne Stange und schien die Bewegung zu leiten. Die Augen von Blut unterlaufen, das Gesicht drohend und wild, rückte er gegen das Kabinet

vor, wobei er Miene machte, als wollte er Morok zurückstoßen, und rief mit einer Donnerstimme:

„Wo sind die Reißenden?... Die Wölfe wollen sie fressen!“

Der Schenkwirth beeilte sich, die Thüre des Kabinets zu öffnen, und sagte:

„Es ist Niemand hier, meine Freunde... es ist Niemand hier. Sie können selbst sehen.“

„Es ist wahr,“ sprach der Steinbrecher erstaunt, nachdem er einen Blick in das Cabinet geworfen hatte. „Wo sind sie? Man hatte uns gesagt, es wäre wenigstens ein Dutzend hier. Entweder wären sie mit uns gegen die Fabrik marschirt, oder es hätte eine Schlacht gegeben und die Wölfe hätten gebissen.“

„Wenn sie noch nicht gekommen sind,“ sprach ein Anderer, „so werden sie kommen. Man muß sie erwarten.“

„Ja, ja, wir wollen warten!“

„Man wird sich von Nahem sehen.“

„Wenn die Wölfe die Reißenden sehen wollen,“ sagte Morok, „warum heulen sie nicht bei der Fabrik dieser Ungläubigen, dieser Gottesleugner? Bei dem ersten Geheule der Wölfe kämen sie heraus und es entstünde der Kampf.“

„Es entstünde der Kampf!“ wiederholte maschinenmäßig Couche-tout-Nu.

„Wenn die Wölfe nicht Furcht vor den Reißenden hätten,...“ fügte Morok bei.

„Da Du von Furcht sprichst... Du! so wirst Du mit uns ziehen, und Du sollst uns im Handgemenge sehen!“ rief der furchtbare Steinbrecher mit einer Donnerstimme und ging auf Morok zu.

Viele Stimmen verbanden sich mit der des Steinbrechers.

„Die Wölfe sich fürchten vor den Reißenden!“

„Das wäre zum ersten Male.“

„Zum Kampfe, zum Kampfe! und der Sache ein Ende gemacht!“

„Das bringt uns zuletzt um... warum so viel Elend für uns und so viel Glück für sie?“

„Sie sagten, die Steinbrecher wären alberne Thiere, höchstens gut genug, die Räder am Steinbruche zu treiben, wie die Hunde den Bratspieß,“ sprach ein Emissär des Baron Tripeaud.

„Und sie, die Reißenden, würden sich Mützen aus der Haut der Wölfe machen, „fügte ein Anderer bei.

„Weder sie, noch ihre Weiber gehen in die Messe. Es sind Heiden ... wahre Hunde!“ rief ein Emissär des Prediger-Abbé.

„Sie, gut! . . . sie mögen ihren Sonntag halten, wie sie wollen; aber ihre Weiber nicht in die Messe gehen! das schreit nach Rache.“

„Der Geistliche hat auch gesagt, die Fabrik könnte wegen des verabscheuungswürdigen Wandels ihrer Arbeiter gar wohl die Cholera in das Land ziehen.“

„Es ist wahr, er hat es in seiner Predigt gesagt.“

„Unsere Weiber haben es gehört! . . .“

„Ja, ja, nieder mit den Reißenden, welche die Cholera über das Land bringen wollen!“

„Kampf, Kampf!“ schrie man im Chor.

„Nach der Fabrik, meine braven Wölfe!“ rief Morok mit einer Stentorstimme, „nach der Fabrik!“

„Nach der Fabrik, nach der Fabrik!“ schrie mit der tollsten Heftigkeit die Menge; denn nach und nach hatten sich alle, welche heraufsteigen und sich in dem großen Saale oder auf der Treppe halten konnten, zusammengeschaart.

Dieses wüthende Geschrei rief Couche-tout-Nu einen Augenblick zu sich selbst zurück und er sagte ganz leise zu Morok:

„Du willst ein Blutbad, wie es scheint? Ich bin t dabei.“

„Wir haben Zeit, die Fabrik in Kenntniß zu setzen . . . wir verlassen sie auf dem Wege," entgegnete Morok. Dann rief er ganz laut, sich an den Wirth wendend, der vor Angst zitterte:

„Branntwein! damit man auf die Gesundheit der braven Wölfe trinke. Ich bezahle Alles!"

Und er warf dem Wirthe Geld zu. Dieser verschwand und kehrte bald mit mehreren Flaschen Branntwein und einigen Gläsern zurück.

„Fort mit den Gläsern!" rief Morok. „Trinken Kameraden, wie wir sind, aus Gläsern?"

Und er zog den Stöpsel aus seiner Flasche, setzte den Hals an seine Lippen und gab sie sodann dem riesigen Steinbrecher, nachdem er getrunken hatte.

„Gut," sagte der Steinbrecher; „auf die Gesundheit des Spenders! den Kopf zurück, und tüchtig getrunken! ein Schuft, der nicht mithält! das schärft die Zähne der Wölfe!"

„Für Euch, Kameraden!" sprach Morok, die Flaschen vertheilend.

„Am Ende von Allem dem wird es Blut geben," murmelte Couche-tout-Nu, der trotz seiner Trunkenheit das Gefährliche dieser unseligen Aufreizungen begriff.

Wirklich verließ bald die zahlreiche Versammlung den Hof der Schenke, um in Masse nach der Fabrik von Herrn Hardy zu laufen.

Diejenigen Arbeiter und Bewohner des Dorfes, welche nicht hatten an der feindseligen Bewegung Theil nehmen wollen (und sie bildeten die Mehrzahl), erschienen nicht in dem Augenblicke, wo die drohende Truppe die Hauptstraße durchzog; aber durch die Predigten des Abbé fanatisirt, ermuthigten viele Weiber durch ihr Geschrei die streitsüchtige Schaar.

An ihrer Spitze marschirte der riesige Steinbrecher, seine furchtbare eiserne Stange schwingend. Hinter ihm zog durch einander der Haufe, die Einen mit Stöcken, die Andern mit Steinen bewaffnet. Durch neue Brann-

wein=Libationen aufgeregt, waren die Köpfe zu einem Zustande furchtbarer Hitze gelangt. Die Gesichter sahen wild, entflammt, gräßlich aus. Diese Entfesselung der schlimmsten Leidenschaften ließ beklagenswerthe Folgen vorhersehen.

Sich an den Armen haltend und zu vier oder fünf nebeneinander marschirend, reizten sich die Wölfe noch mehr durch ihre, mit wachsender Begeisterung wiederholten, Gesänge auf, von denen wir hier eine Strophe geben.

Elançons-nous pleins d'assurance,
Exerçons nos bras vigoureux,
Ils ont lassé notre prudence
Eh bien! nous voici devant eux.
Enfans d'un roi brillant de gloire,
C'est aujourd'hui que sans pâlir,
Il faut savoir vaincre ou mourir;
La mort, la mort ou la victoire!
Du grand roi Salomon, intrépides enfans,
Faisons, faisons un noble effort,
Nous serons triomphans! *)

. . . .

Morok und Couche=tout=Nu waren verschwunden, während die Truppe im Aufruhr aus der Schenke zog.

---

*) Stürzen wir hinaus voll sicheren Vertrauens, gebrauchen wir die starken Arme; sie haben unsere Klugheit ermüdet. Wohl denn, wir stehen ihnen jetzt zum Kampfe bereit gegenüber. Kinder eines von Ruhm strahlenden Königs, müssen wir heute, ohne zu erbleichen, siegen oder sterben. Sieg oder Tod! Unerschrockene Kinder des großen Königs Salomo, setzen wir Gut und Blut in edlem Kampfe ein, und wir werden siegen!

Hiezu ist zu bemerken, daß die Wölfe und die Gavots unter Anderen das Institut ihrer Genossenschaft bis zum König Salomo zurückdatiren.

Drittes Kapitel.

Das gemeinschaftliche Haus.

Während sich die Wölfe, wie man gesehen hat, zu einem wilden Angriff gegen die Reißenden anschickten, hatte die Fabrik von Herrn Hardy an diesem Tage ein mit der Heiterkeit des Himmels völlig im Einklange stehendes, festliches Aussehen. Es war Nordwind und die Kälte ziemlich scharf für einen schönen Märztag.

Es hatte so eben auf der Uhr des gemeinschaftlichen Hauses der Arbeiter, welches von den Werkstätten durch einen breiten, mit Bäumen besetzten, Weg getrennt war, neun Uhr geschlagen.

Die aufgehende Sonne übergoß mit ihren Strahlen die imposante Masse von Gebäuden, welche eine Meile von Paris auf einer eben so lachenden, als gesunden Stelle lagen, von wo aus man die mit Gehölze bewachsenen, pittoresken Bergabhänge erblickte, welche auf dieser Seite die große Stadt beherrschten.

Nichts konnte einen heitereren und einfacheren Anblick bieten, als das gemeinschaftliche Haus der Arbeiter. Sein Dach von rothen Ziegeln stand über die weißen Mauern hervor, welche an verschiedenen Stellen durch breite Backsteinlagen unterbrochen wurden, die auf eine angenehme Weise mit der grünen Farbe der Läden im ersten und zweiten Stockwerke contrastirten.

Diese gegen Süden und gegen Osten liegenden Gebäude waren von einem Garten von zehn Morgen umgeben, in welchem man theils Baumgruppen, theils Gemüse- und Obstpflanzungen erblickte.

Ehe wir diese Beschreibung fortsetzen, welche vielleicht etwas feenhaft erscheinen wird, bemerken wir zuerst, daß die Wunder, deren Gemälde wir skizzir

wollen, nicht als Utopien, nicht als Träume betrachtet werden dürfen; im Gegentheil, es war nichts positiver, und wir beeilen uns beizufügen und hauptsächlich zu beweisen (in dieser Zeit wird eine solche Behauptung der Sache ein besonderes Gewicht und besonderes Interesse geben), daß diese Wunder das Resultat einer vortrefflichen Speculation waren, und eine ebenso lucrative, als sichere Anlage darstellten.

Etwas Schönes, Nützliches und Großes unternehmen, eine beträchliche Anzahl menschlicher Geschöpfe mit einem idealen Wohlstand beschenken, wenn man diesen mit dem furchtbaren, beinahe mörderischen Geschicke vergleicht, zu welchem sie fast immer verurtheilt sind; sie unterrichten, in ihren eigenen Augen erheben; es dahin bringen, daß sie den gemeinen, plumpen Vergnügungen der Schenke, oder vielmehr den traurigen Betäubungen, welche diese Unglücklichen unseliger Weise hier suchen, um dem Bewußtsein ihrer traurigen Lage zu entgehen, es dahin bringen, sagen wir, daß sie diesem die Unterhaltungen des Geistes, die Erquickungen der Künste vorziehen, den Menschen durch das Glück versittlichen; durch eine edelmüthige Initiative, durch das Beispiel leichter Ausübung eine Stelle unter den Wohlthätern der Menschheit einnehmen, und zu gleicher Zeit, wenn man so sagen darf, nothgedrungen ein vortreffliches Geschäft machen.... das erscheint fabelhaft, war jedoch das Geheimniß der Wunder, von denen wir sprechen.

. . . .

Treten wir nun in das Innere der Fabrik.

Agricol, der nichts von dem Verschwinden der Mayeux wußte, überließ sich den glücklichsten Gedanken an Angele, und vollendete seine Toilette mit einer gewissen Gefallbegierde, um seine Braut aufzusuchen.

Wir wollen nur zwei Worte über die Wohnung sprechen, welche der Grobschmied in dem gemeinschaftlichen Hause gegen den unglaublich geringen Preis von

75 Franken jährlich, wie die anderen Junggesellen, einnahm.

Diese Wohnung lag im zweiten Stocke und bestand aus einem hübschen Zimmer und einem Kabinet gegen Mittag und gegen den Garten. Der Boden war von Tannenholz und vollkommen weiß; das Bett von Eisen, mit einer Unterlage von Maisblättern, mit einer vortrefflichen Matratze und wohlgefüllten Decken versehen. Ein Gasschnabel und die Mündung einer Ofenröhre gaben nach Bedürfniß Licht und eine sanfte Wärme in diesem Zimmer, das mit einer Kattuntapete ausgeschlagen und mit ähnlichen Vorhängen verziert war. Eine Commode, ein Tisch von Nußbaumholz, einige Stühle, eine kleine Bibliothek bildeten das Ameublement von Agricol. In dem sehr hellen und großen Kabinet fanden sich ein Kleiderständer, ein Tisch, die Putzgegenstände und ein großes Gefäß von Zink über einem Hahnen, aus welchem man nach Belieben Wasser lassen konnte.

Vergleicht man diese angenehme, gesunde, bequeme Wohnung mit der dunkeln, eisigen, verwitterten Mansarde, die der würdige junge Mann mit neunzig Franken jährlich in dem Hause seiner Mutter bezahlte und nur jeden Abend einen Weg von mehr als anderthalb Lieues zurücklegend erreichen konnte, so wird man das Opfer begreifen, das er seiner Liebe für diese vortreffliche Frau brachte.

Nachdem Agricol, seinen Schnurrbart und seinen stattlichen Kinnbart kämmend, noch einen letzten zufriedenen Blick in den Spiegel geworfen hatte, verließ er sein Zimmer, um Angele in der gemeinschaftlichen Weißzeugverwaltung aufzusuchen. Die Hausflur, durch welche er ging, war geräumig, von oben erleuchtet, mit Tannenholz gedielt und außerordentlich reinlich.

Trotz einiger Keime der Uneinigkeit, welche seit kurzer Zeit die Feinde von Herrn Hardy in die bis dahin so brüderlich vereinigte Arbeiter-Association gewor-

fen hatten, hörte man doch heitere Gesänge in beinahe allen Zimmern, welche an diese Hausflur gränzten, und an mehrern offenen Thüren vorübergehend, tauschte Agricol herzlich einen guten Morgen mit verschiedenen Kameraden aus.

Der Grobschmied stieg rasch die Treppe hinab, gelangte in den Hof, in welchem ein Rasenstück bemerkbar war, das man mit Bäumen bepflanzt hatte, in deren Mitte eine Springquelle ihr Wasser emporschleuderte, und erreichte den andern Flügel des G.bäudes. Hier befand sich die Werkstätte, wo ein Theil der Frauen und Töchter der verbündeten Arbeiter, welche nicht in der Fabrik beschäftigt waren, die Weißzeugstücke verfertigte. Der Arbeitslohn hiebei verminderte in Verbindung mit der ungeheuern Ersparniß, welche durch den Ankauf der Leinwand, im Großen unmittelbar durch die Association in den Fabriken gemacht, bewirkt wurde, auf eine unglaubliche Weise den Preis dieser Gegenstände.

Nachdem Agricol die Weißzeugwerkstätte, einen geräumigen Saal, der nach dem Garten ging, im Sommer sehr luftig, im Winter gut erwärmt war, durchschritten hatte, klopfte er an die Thüre der Mutter von Angele.

Wenn wir einige Worte über diese Wohnung sprechen, welche gegen Morgen im ersten Stocke lag und nach einem Garten ging, so geschieht es, weil sie gleichsam ein Musterbild der Haushaltungswohnung in der Association gegen den unglaublich geringen Preis von 125 Franken jährlich bot.

Eine Art von kleinem Vorzimmer, das auf die Flur ging, führte in ein großes Zimmer, an dessen beiden Seiten je ein etwas minder großes Zimmer stieß, für die Familie bestimmt, wenn die Töchter oder Söhne zu groß waren, um noch fernerhin in einem von den zwei Schlafsälen zu liegen, die man wie die Schlafsäle einer Kostschule eingerichtet hatte, um darin

die Kinder beiderlei Geschlechts unterzubringen. Jede Nacht wurde die Ueberwachung dieser Schlafsäle einem Vater oder einer Mutter von der Verbindung anvertraut.

Die Wohnung, von der wir sprechen, war, wie die andern, völlig von allem Küchengeschirr befreit, denn das Küchenwesen wurde im Großen und gemeinschaftlich in einem andern Theile des Gebäudes betrieben. Ein breiter Teppich, ein guter Lehnstuhl, einige hübsche Porzellane, auf einer Etagère von gut gefirnißtem weissem Holze aufgestellt, mehrere Kupferstiche, welche an der Wand hingen, eine Pendeluhr von vergoldetem Bronze, ein Bett, eine Commode und ein Secretär von Acajouholz deuteten an, daß die Wirthe dieser Wohnung etwas Ueberfluß mit ihrem Wohlstande verbanden.

Angele, die man von diesem Augenblicke an die Braut von Agricol nennen konnte, rechtfertigte in jeder Beziehung das schmeichelhafte Porträt, welches der Grobschmied in seiner Unterredung mit der armen Mayeux von ihr entworfen hatte. Dieses reizende, kaum siebzehn Jahre alte Mädchen war eben so einfach, als frisch gekleidet und saß an der Seite seiner Mutter. Als Agricol eintrat, erröthete Angele leicht bei seinem Anblick.

„Mademoiselle,“ sagte der Grobschmied, „ich komme, um mein Versprechen zu erfüllen, wenn Ihre Mutter einwilligt.“

„Gewiß willige ich ein, Herr Agricol,“ antwortete mit herzlichem Tone die Mutter von Angele. „Sie wollte das gemeinschaftliche Haus und die dazu gehörigen Anstalten weder mit ihrem Vater, noch mit ihrem Bruder, noch mit mir besuchen, um das Vergnügen zu haben, Alles mit Ihnen heute am Sonntag beschauen zu können. Es ist gut, daß Sie, der sie so schön zu sprechen wissen, der Neuangekommenen die Honneurs des Hau-

ses machen. Sie erwartet Sie bereits seit einer Stunde, und mit welcher Ungeduld!"

„Mademoiselle, verzeihen Sie mir," sprach Agricol heiter, „indem ich an das Vergnügen dachte, Sie zu sehen, vergaß ich die Stunde ... das ist meine einzige Entschuldigung."

„Ah! Mama," sprach das Mädchen zu ihrer Mutter mit einem Tone zarten Vorwurfs und wurde dabei so roth wie eine Kirsche.

„Ist es wahr, oder ist es nicht wahr? Ich tadle Dich deßhalb nicht; im Gegentheil, gehe, mein Kind; Herr Agricol wird Dir besser als ich erklären, was alle Arbeiter der Fabrik Herrn Hardy zu verdanken haben."

„Herr Agricol," sagte Angele, die Bänder ihrer hübschen Haube knüpfend, „wie Schade ist es doch, daß Ihre gute kleine Adoptivschwester nicht mit uns geht."

„Die Mayeux? Sie haben Recht, Mademoiselle. Aber die Partie ist nur aufgeschoben und der Besuch, den sie uns gestern gemacht hat, wird nicht der letzte sein ...."

Nachdem das junge Mädchen seine Mutter geküßt hatte, nahm es den Arm von Agricol und entfernte sich.

„Mein Gott, Herr Agricol," sprach Angele, „wenn Sie wüßten, wie sehr ich staunte bei dem Eintritt in dieses schöne Haus, ich, die ich daran gewöhnt war, so viel Elend bei den dürftigen Arbeitern unserer Provinz zu sehen ... ein Elend, das ich getheilt habe. ... während hier Alles so glücklich, so zufrieden aussieht! ... Es ist in der That wie eine Feerei. Ich glaube zu träumen, und wenn ich meine Mutter nach der Ursache dieser Feerei frage, so antwortet sie mir: „„Herr Agricol wird Dir das erklären.""

„Wissen Sie, warum mich die süße Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, Mademoiselle, so glücklich macht?" sprach Agricol mit einem zugleich ernsten und zärtlichen Ausdruck; „weil nichts gelegener kommen konnte."

„Wie so, Herr Agricol?"

„Ihnen dieses Haus zeigen, Sie mit allen Quellen unserer Verbindung bekannt machen, heißt Ihnen sagen können: Mademoiselle, der Gegenwart, der Zukunft gewiß, ist der Arbeiter hier nicht, wie so viele von seinen armen Brüdern, genöthigt, auf das süße Bedürfniß des Herzens ... auf das Verlangen, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, Verzicht zu leisten .... aus Furcht, sein Elend mit einem andern Elend zu verbinden.“

Angele schlug die Augen nieder und erröthete.

„Hier kann der Arbeiter sich ohne Unruhe der Hoffnung süßer Familienfreuden hingeben, sicher, nicht später bei dem Anblicke der furchtbaren Entbehrungen derjenigen, welche ihm theuer sind, von Schmerzen zerrissen zu werden. Durch die Ordnung, durch die Arbeit, durch die weise Verwendung der Kräfte jedes Einzelnen leben Männer, Frauen und Kinder glücklich und zufrieden; mit einem Worte, Ihnen Alles dieß erklären,“ fügte Agricol noch zärtlicher lächelnd bei, „heißt Ihnen beweisen, Mademoiselle, daß man hier nichts Vernünftigeres thun kann, als sich zu lieben, und nichts Weiseres, als sich zu heirathen.“

„Herr Agricol,“ antwortete Angele mit einer zart bewegten Stimme und abermals erröthend, „wollen wir nicht unsern Spaziergang beginnen?“

„Sogleich, Mademoiselle,“ sprach der Grobschmied, beglückt durch die Unruhe, die er in dieser schönen Seele erregt hatte. „Doch halt, wir sind ganz nahe bei dem Schlafsaale der kleinen Mädchen. Diese zwitschernden Vögel sind seit geraumer Zeit aus dem Neste; gehen wir dahin.“

„Sehr gerne, Herr Agricol.“

Der junge Schmied und Angele traten bald in einen geräumigen Schlafsaal, dem einer vortrefflichen Kostschule ähnlich. Die kleinen eisernen Bettladen waren symmetrisch aufgestellt. An beiden Enden sah man

die Betten der zwei Familienmütter, welche mit dem Ueberwachungsgeschäft beauftragt waren.

„Mein Gott! wie gut ist dieser Schlafsaal geordnet, Herr Agricol, und welche Reinlichkeit! Wer besorgt dies so vortrefflich?"

„Die Kinder selbst; hier gibt es keine Dienstboten. Es findet ein unglaublicher Wetteifer unter diesen Kleinen statt; jede will ihr Bett am besten gemacht haben. Das belustigt sie aber so sehr, als wenn sie das Bett ihrer Puppen machen würden. Die kleinen Mädchen, wie Sie wohl wissen, lieben gar zu sehr Haushaltung spielen. Nun wohl, hier spielen sie es im Ernste, und die Haushaltung findet sich dabei vortrefflich bestellt."

„Ah, ich begreife... man benützt ihren natürlichen Geschmack für diese Art von Belustigungen."

„Das ist das ganze Geheimniß. Sie werden sie überall sehr nützlich beschäftigt und entzückt über die Wichtigkeit sehen, die ihnen diese Beschäftigungen verleihen."

„Ah, Herr Agricol," versetzte Angele schüchtern, „wenn man diese so gesunden, so warmen, so schönen Schlafsäle mit den abscheulichen, eiskalten Mansarden vergleicht, wo die Kinder durch einander auf einem schlechten Strohsack, vor Frost zitternd, aufgehäuft sind, wie dies beinahe bei allen Arbeitern in unserer Gegend der Fall ist!"

„Und erst in Paris, Mademoiselle.... da ist es noch viel schlimmer!"

„Ah wie gut, wie edelmüthig, und besonders wie reich muß Herr Hardy sein, um so viel Geld zum Wohlthun verwenden zu können!"

„Ich werde Sie sehr in Erstaunen setzen, Mademoiselle," sprach Agricol lächelnd, „ich werde Sie vielleicht so sehr in Erstaunen setzen, daß Sie mir nicht mehr glauben."

„Warum dies, Herr Agricol?"

„Es gibt gewiß in der Welt keinen Mann von einem besseren, edleren Herzen, als Herrn Hardy. Er thut das Gute des Guten wegen, ohne an seinen Vortheil zu denken. Stellen Sie sich nun vor, Mademoiselle Angele, er wäre der selbstsüchtigste, der interessirteste, der geizigste Mensch, er fände einen ungeheuren Nutzen dabei, uns in den Stand zu setzen, so glücklich zu sein, als wir sind.“

„Ist das möglich, Herr Agricol? Sie sagen es mir und ich glaube es. Aber wenn das Gute so leicht, und besonders mit so viel Vortheil zu thun ist, warum thut man es nicht häufiger?“

„Ah, Mademoiselle, weil es dreier Bedingungen bedarf, die man nicht so leicht bei einer und derselben Person findet: Wissen, — Können, — Wollen.“

„Ah! ja: diejenigen, welche wissen, können nicht.“

„Und diejenigen, welche können, wissen oder wollen nicht.“

„Aber wie kommt es, daß Herr Hardy so viel Vortheil bei dem Guten findet, das er seine Arbeiter genießen läßt?“

„Ich werde Ihnen dies sogleich erklären, Mademoiselle.“

„Ah, welch' ein süßer Obstgeruch!“ rief plötzlich Angele.

„Die gemeinschaftliche Obstkammer ist nicht ferne von hier. Ich wette, Sie finden hier ebenfalls einige von unsern kleinen Vögeln aus dem Schlafsaale beschäftigt, nicht um zu marodiren, sondern um zu arbeiten.“

Agricol öffnete eine Thüre und ließ Angele in einen ziemlich großen Saal eintreten, der mit Fächern ausgestattet war, auf denen man das Winterobst symmetrisch aufgelagert hatte. Reinlich und warm gekleidet, von Gesundheit strotzend, beschäftigten sich mehrere Kinder von sieben bis acht Jahren unter der Aufsicht

einer Frau, das verdorbene Obst auszulesen und auszuscheiden.

„Sie sehen," sagte Agricol, „überall benützen wir die Kinder so gut als möglich. Diese Beschäftigungen dienen ihnen zugleich zur Unterhaltung. Sie entsprechen dem Bedürfniß der Bewegung, der Thätigkeit, und man braucht auf diese Weise von den älteren Mädchen und den Frauen keine Zeit zu fordern, welche sie besser anwenden können."

„Das ist wahr, Herr Agricol. Wie weise ist doch hier Alles angeordnet!"

„Und wenn Sie diese Kleinen in der Küche sehen würden, welche Dienste sie dort leisten! Unter der Leitung von einer oder zwei Frauen versehen sie das Geschäft von acht bis zehn Mägden."

„Allerdings," versetzte Angele lächelnd, „in diesem Alter liebt man es so sehr, mit der K ü c h e zu spielen. Sie müssen entzückt darüber sein."

„Ganz richtig, und unter dem Vorwande, Gärtnerei zu spielen, sind sie es, welche in dem Garten den Boden ausgäten, das Obst und die Gemüse sammeln, die Blumen begießen, in den Alleen rechen u. s. w. Mit einem Worte: dieses Heer von arbeitenden Kleinen, welche gewöhnlich bis zu einem Alter von zehn bis zwölf Jahren nicht den geringsten Dienst leisten, ist hier sehr nützlich; mit Ausnahme von drei Schulstunden, welche bei einem Alter von sechs oder sieben Jahren für sie genügen, werden ihre Mußestunden auf eine ernste Weise benützt, und diese lieben kleinen Geschöpfe gewinnen durch die Ersparung von g r o ß e n A r m e n viel mehr, als sie kosten. Und dann, Mademoiselle, finden Sie nicht auch, daß in der Gegenwart der mit allen Arbeiten vermischten Kindheit etwas Zartes, Reines, beinahe Heiliges liegt, was den Worten und Handlungen eine stets heilsame Zurückhaltung auferlegt? Der roheste Mensch achtet die Kindheit..."

„Je mehr man nachdenkt, desto mehr muß man

darüber staunen, wie hier Alles für das Glück Aller berechnet ist," sprach Angele mit Bewunderung.

„Und dies wurde nicht ohne Schwierigkeiten in das Werk gesetzt. Man mußte die Vorurtheile, die Gewohnheiten besiegen... Doch halt, Mademoiselle Angele, wir sind hier vor der gemeinschaftlichen Küche," fügte der Grobschmied lächelnd bei. „Sehen Sie, ob das nicht eben so eindrucksvoll, wie die Küche einer Kaserne oder einer großen Kostschule ist!"

Die Küche des gemeinschaftlichen Hauses war wirklich ungeheuer. Alles Geräthe blinkte von Reinlichkeit. Durch ein eben so wunderbares, als ökonomisches Verfahren der modernen Wissenschaft wurden nicht nur der Herd und die Oefen durch eine Quantität von Brennmaterial gespeist, welche zweimal geringer war, als jede Haushaltung besonders verbraucht hätte, sondern der Ueberschuß an Wärmestoff genügte, um mittelst einer vollkommen organisirten Wärmeleitung eine gleichmäßige Wärme in allen Zimmern des gemeinschaftlichen Hauses zu verbreiten.

Auch hier leisteten Kinder unter der Leitung von zwei Wirthschafterinnen zahlreiche Dienste. Es war nichts komischer anzuschauen, als der Ernst, mit dem sie ihre Küchengeschäfte verrichteten. Dasselbe war der Fall bei der Hülfe, die sie in der Bäckerei leisteten, wo man mit einem außerordentlichen Rabatt (das Mehl wurde im Großen erkauft) das vortreffliche Hausbrod bereitete, eine gesunde und nahrhafte Mischung von reinem Weizen und Roggen, so sehr dem weißen und leichten Brode vorzuziehen, das diese Eigenschaften oft nur mit Hülfe schädlicher Substanzen erhält.

„Guten Morgen, Madame Bertrand," sagte Agricol heiter zu einer würdigen Matrone, welche mit ernster Miene die langsamen Bewegungen mehrerer Bratspieße betrachtete, die der Hochzeit von Gamache würdig gewesen wären, denn so glorreich hatte man sie mit Stücken Ochsenfleisch, Hammelfleisch und Kalb

fleisch beladen, welche eine äußerst appetitliche goldgelbe Farbe anzunehmen begannen. „Guten Morgen, Madame Bertrand,“ sagte Agricol. „Nach der Vorschrift überschreite ich die Schwelle der Küche nicht; ich will dieselbe nur von Mademoiselle bewundern lassen, welche erst vor ein paar Tagen hier angekommen ist.“

„Bewundern Sie immerhin, mein Lieber, und sehen Sie besonders, wie vernünftig diese Kinderschaar ist und wie gut sie arbeitet.“

Bei diesen Worten deutete die Matrone mit dem Ende ihres großen Bratpfannenlöffels, der ihr als Scepter diente, auf ein Dutzend Kinder beiderlei Geschlechts, welche um einen Tisch saßen und in die Ausübung ihrer Geschäfte vertieft waren, welche im Schälen von Kartoffeln und im Auslesen von Gemüsen bestanden.

„Wir werden also heute ein wahres Balthasarsmahl haben, Madame Bertrand?“ fragte Agricol lachend.

„Meiner Treue, ein wahres Festmahl, wie immer, mein Junge. Hier ist der Speisezettel von diesem Mittag: gute Kräutersuppe mit Bouillon, gebratenes Ochsenfleisch mit Kartoffeln, Salat, Obst, Käse, und als Extrasonntagsgericht Weinbeermußtorten, welche die Mutter Denis in der Bäckerei bereitet.“

„Was Sie mir da sagen, Madame Bertrand, macht mir einen wüthenden Appetit,“ sprach Agricol heiter. „Uebrigens bemerkt man wohl, wenn die Reihe des Küchendienstes an Ihnen ist,“ fügte er mit schmeichelnder Miene bei.

„Stille, böser Spötter!“ erwiederte mit lustigem Tone die Küchenvorsteherin.

„Auch hierüber muß ich staunen, Herr Agricol,“ sagte Angele, ihren Gang an seiner Seite fortsetzend, „wenn ich die so unzulängliche, so ungesunde Nahrung der Arbeiter unserer Gegend mit dem vergleiche, was man hier bekommt.“

„Und wir geben nicht mehr als fünfundzwanzig Sous täglich aus, um viel besser genährt zu sein, als wir es um drei Franken in Paris wären.“

„Das ist kaum zu glauben, Herr Agricol. Wie wird denn dies möglich gemacht?“

„Das rührt ebenfalls von dem Zauberstabe des Herrn Hardy her; ich werde es Ihnen sogleich erklären.“

„Ha, wie ungeduldig bin ich doch, Herrn Hardy zu sehen!“

„Sie werden ihn bald, vielleicht heute noch zu Gesicht bekommen, denn man erwartet ihn jeden Augenblick. Doch halt! hier ist der Speisesaal, den Sie noch nicht kennen, weil Ihre Familie, wie andere Familien, es vorzieht, sich das Essen in ihre Wohnung bringen zu lassen. Sehen Sie, was für ein schönes Zimmer, und so heiter nach dem Garten, dem Springbrunnen gegenüber.“

Es war wirklich ein weiter Saal in Form einer Gallerie gebaut und durch zehn Fenster beleuchtet, welche nach dem Garten gingen. Mit glänzend weißer Leinwand bedeckte Tische waren an den Wänden aufgestellt, und der Saal diente im Winter nach der Arbeit als Sammelplatz für die Arbeiter, welche es vorzogen, den Abend in Gemeinschaft zuzubringen, statt allein in ihren Zimmern oder im Familienkreise zu bleiben. In diesem ungeheuren, gut erwärmten, glänzend mit Gas beleuchteten Saale lasen sodann die Einen, während die Andern Karten spielen, plauderten und sich mit kleinen Arbeiten beschäftigten.

„Das ist noch nicht Alles,“ sprach Agricol zu dem Mädchen; „ich bin überzeugt, Sie werden diesen Ort noch schöner finden, wenn Sie erfahren, daß er sich am Sonntag und Donnerstag in einen Ballsaal, am Mittwoch und Sonnabend in einen Concertsaal verwandelt.“

„Wirklich? . . .“

„Ganz gewiß,“ erwiederte stolz der Grobschmied; „wir haben unter uns Musiker, die ganz fähig sind, zum Tanzen zu bewegen. Ferner singen wir zweimal die Woche beinahe insgesammt, Männer, Weiber und Kinder, im Chor. Leider haben in dieser Woche Unordnungen, welche in der Fabrik vorgefallen sind, die Ausführung dieser Concerte verhindert.“

„So viele Stimmen! das muß herrlich sein!“

„Es ist sehr schön, ich versichere Sie; Herr Hardy hat bei uns stets diese Zerstreuungen ermuthigt, welche, wie er sagt, einen so mächtigen Einfluß auf den Geist und die Sitten ausüben. In einem Winter ließ er zwei Zöglinge des berühmten Herrn Wilhelm kommen und seitdem hat unsere Schule große Fortschritte gemacht. In der That, ich versichere Sie, Mademoiselle Angele, es ist, ohne uns zu schmeicheln, etwas Rührendes, ungefähr zweihundert verschiedene Stimmen eine Hymne an die Arbeit oder an die Freiheit singen zu hören. Sie werden es hören und finden, daß etwas Großartiges und gleichsam für das Herz Erhebendes in dem brüderlichen Einklange aller dieser Stimmen liegt, welche gleichsam in einen einzigen vollen, sonoren, mächtigen Tone verschmelzen.“

„Oh, ich glaube es! doch welches Glück, hier zu wohnen! Es gibt hier nur Freuden; denn so mit dem Vergnügen vermischt, wird die Arbeit zum Glück.“

„Ach! es gibt aber auch wie überall Thränen und Schmerzen,“ versetzte Agricol traurig. „Sehen Sie dort dieses vereinzelte Gebäude?“

„Ja, was ist das?“

„Es ist unser Krankensaal . . . Zum Glücke ist er in Folge unserer gesunden Hausordnung selten gefüllt. Ein jährlicher Beitrag erlaubt uns, einen sehr guten Arzt zu halten. Ueberdieß ist eine gegenseitige Unterstützungscasse gegründet, wodurch in einem Krankheitsfalle Jeder von uns zwei Drittel von dem erhält, was er in gesundem Zustande einnimmt.“

„Wie das Alles so schön eingerichtet ist! Und da unten, Herr Agricol, auf der andern Seite der Wiese?“

„Es ist das Waschhaus mit laufendem, kaltem und warmem Wasser; unter jenem Schoppen ist der Trockenboden, etwas ferner sehen Sie die Ställe und Futterspeicher für die Pferde vom Dienste der Fabrik.“

„Aber nun, Herr Agricol, sagen Sie mir auch das Geheimniß aller dieser Wunder.“

„In zehn Minuten werden Sie es begreifen, Mademoiselle.“

Leider wurde die Neugierde von Angele in diesem Augenblicke getäuscht. Das Mädchen befand sich mit Agricol in der Nähe einer Schranke, die zum Schließen des Gartens diente, auf der Seite der großen Allee, welche die Werkstätten von dem gemeinschaftlichen Hause trennte.

Plötzlich führte ein Windstoß das sehr entfernte Geräusch kriegerischer Fanfaren und einer Militärmusik herbei. Dann hörte man den Hufschlag zweier Pferde, welche sich rasch näherten, und bald erschien auf einem stolzen Rappen mit langem flatterndem Schweife und carmoisinrother Schabracke ein Oberoffizier. Er trug, wie unter dem Kaiserreiche, Stallmeisterstiefeln und eine weiße Hose. Seine blaue Uniform funkelte von Goldstickereien. Das große rothe Band der Ehrenlegion ging über seine rechte Schulter, worauf vier silberne Sterne bemerkbar waren, und sein breit mit Gold bordirter Hut war mit weißen Federn, dem Unterscheidungszeichen der Marschälle von Frankreich, geschmückt.

Man konnte nicht wohl einen Kriegsmann von martialischerer, ritterlicherer Haltung stolzer auf seinem Schlachtrosse sitzen sehen.

In dem Augenblick, wo der Marschall Simon, denn er war es, vor Angele und Agricol anlangte, parirte er kurz sein Pferd, stieg behende ab und warf

die goldenen Zügel einem Bedienten in Livree zu, der ihm folgte.

„Wo soll ich den Herrn Herzog erwarten?" fragte der Bediente.

„Am Ende der Allee," antwortete der Marschall.

Und ehrfurchtsvoll sein Haupt entblößend, ging er rasch, den Hut in der Hand, einer Person entgegen, welche Angele und Agricol noch nicht sahen.

Diese Person erschien bald an der Wendung der Allee. Es war ein Greis mit energischem, gescheitem Gesichte; er trug eine sehr reinliche Blouse, eine Tuchmütze auf seinen langen weißen Haaren, und rauchte, die Hände in den Taschen, friedlich eine alte Meerschaumpfeife.

„Guten Morgen, mein lieber Vater," sprach der Marschall und umarmte zärtlich den alten Arbeiter, der, nachdem er ihn an seine Brust gedrückt hatte, als er sah, daß er seinen Hut in der Hand behielt, zu ihm sagte:

„Bedecke Dich doch, mein Junge... Aber wie schön siehst Du aus!" fügte er lächelnd bei.

„Mein Vater, ich habe einer Revue hier in der Nähe beigewohnt und benützte diese Gelegenheit, um Sie früher zu sehen."

„Ei, wird diese Gelegenheit mich verhindern, heute meine Enkelinnen zu umarmen, die jeden Sonntag?..."

„Nein, mein Vater, sie kommen im Wagen. Dagobert wird sie begleiten."

„Aber was hast Du denn? Du kommst mir ganz sorgenvoll vor."

„In der That, mein Vater," sprach der Marschall mit schmerzlich bewegter Miene. „Ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen."

„Dann komm' in meine Wohnung," erwiederte der Greis sehr unruhig.

Und der Marschall und sein Vater verschwanden an der Biegung der Allee.

Angele war ganz erstaunt, daß dieser glänzende Generaloffizier, den man Herr Herzog nannte, einen alten Arbeiter in einer Blouse zum Vater hatte. Sie schaute Agricol verblüfft an und sprach:

„Wie! Herr Agricol... dieser alte Arbeiter?..."

„Ist der Vater des Herrn Marschall Herzogs von Ligny... des Freundes... ja, ich darf es wohl sagen," fügte Agricol mit bewegter Stimme bei, „des Freundes meines Vaters, der den Krieg zwanzig Jahre unter seinem Befehle gemacht hat."

„So hoch gestellt sein und sich so ehrfurchtsvoll, so zärtlich gegen seinen Vater zeigen!" sagte Angele. „Der Marschall muß ein sehr edles Herz haben; aber warum läßt er seinen Vater Arbeiter bleiben?"

„Weil der Vater Simon um keinen Preis der Welt seinen Stand und die Fabrik verlassen würde. Er ist als Arbeiter geboren, er will als Arbeiter sterben, obgleich er einen Herzog, einen Marschall von Frankreich zum Sohne hat."

Viertes Kapitel.

Das Geheimniß.

Als das natürliche Erstaunen, welches die Ankunft des Marschall Simon bei Angele hervorgebracht hatte, allmählig wieder verschwunden war, sagte Agricol lächelnd zu ihr:

„Mademoiselle Angele, ich wünschte diese Gelegenheit nicht zu benützen, um mir die Erklärung des Geheimnisses alle Wunder unseres gemeinschaftlichen Hauses zu ersparen."

„Oh! ich hätte Ihnen Ihr Versprechen auch nicht

erlassen, Agricol," antwortete Angele; „Alles, was Sie mir sagten, hat in dieser Hinsicht mein Interesse zu sehr in Anspruch genommen."

„Hören Sie al, Mademoiselle. Herr Hardy hat als wahrer Magier rei kabalistische Worte ausgesprochen: **Association, — Gemeinschaft, — Verbrüderung.** Wir haben den Sinn dieser Worte begriffen und die Wunder, welche Sie sehen, wurden zu unserem Vortheil und auch, ich wiederhole es Ihnen, zu dem großen Vortheile von Herrn Hardy geschaffen."

„Das kommt mir immer noch ganz seltsam vor, Herr Agricol."

„Denken Sie sich, Mademoiselle, Herr Hardy wäre, statt das zu sein, was er ist, nur ein Spekulant mit vertrocknetem Herzen gewesen, der, nichts kennend als den Ertrag, zu sich gesagt hätte: Was ist zu thun, damit mir meine Fabrik viel einträgt? Vollkommene Arbeit, — große Ersparniß an Rohstoffen, — vollkommene Anwendung der Zeit der Arbeiter, — mit einem Wort: Ersparniß in der Fabrikation, um wohlfeil zu produciren, — Vortrefflichkeit der Produkte, um sehr theuer zu verkaufen."

„Gewiß, Herr Agricol, ein Fabrikant kann nicht mehr fordern."

„Wohl, Mademoiselle, diese Bedürfnisse wären befriedigt worden, wie dieß auch der Fall gewesen ist; aber auf welche Weise? Hören Sie: Einzig und allein Spekulant, würde sich Herr Hardy gesagt haben: Entfernt von meiner Fabrik, müssen es sich meine Arbeiter, um sich dahin zu begeben, sehr sauer werden lassen. Früh aufstehend, werden sie weniger schlafen; an dem für Arbeiter so nothwendigen Schlafe abbrechen? schlechte Rechnung. Sie schwächen sich dabei, und man merkt es der Arbeit an. Sodann wird die Ungunst der Witterung in den verschiedenen Jahreszeiten ihren langen Gang noch verschlimmern. Der Arbeiter er-

scheint durchnäßt, schauernd vor Kälte, entnervt, ehe er die Arbeit beginnt, und dann... welche Arbeit!!"

„Das ist leider wahr, Herr Agricol; wenn ich in Lille ganz durchnäßt von einem kalten Regen in die Fabrik kam, zitterte ich zuweilen den ganzen Tag bei meinem Geschäft."

„Der Spekulant wird auch sagen, Mademoiselle Angele: Wenn ich meine Arbeiter vor der Thüre meiner Fabrik quartiere, begegne ich diesem mißlichen Umstande. Berechnen wir: Der verheirathete Arbeiter bezahlt im Durchschnitt in Paris 250 Franken jährlich für ein oder zwei schlechte Zimmer und ein Kabinet, Alles dunkel, eng, ungesund, in irgend einer finstern, verpesteten Straße; da lebt er mit seiner Familie zusammengehäuft. Was für zerrüttete Gesundheiten, stets fieberhaft, stets hinfällig! und welche Arbeit läßt sich von einem Fiebernden, von einem Hinfälligen erwarten. Die ledigen Arbeiter bezahlen eine minder große, aber eben so ungesunde Wohnung mit ungefähr 150 Franken. Addiren wir nun: ich verwende 146 verheirathete Arbeiter; sie bezahlen alle zusammen für ihre abscheulichen Dachkammern 36,500 Franken jährlich; dann verwende ich 115 ledige Arbeiter, welche ebenfalls jährlich 17,280 Franken bezahlen; Gesammtsumme ungefähr 50,000 Franken Miethzins, die Rente von einer Million."

„Mein Gott, Herr Agricol, welche große Summe bilden doch zusammen diese kleinen Miethzinse!"

„Sie sehen, Mademoiselle, 50,000 Franken jährlich: der Preis einer Millionärswohnung. Was sagt sich nun dieser Spekulant? Um sie zu bestimmen, ihre Wohnung in Paris zu verlassen, biete ich ihnen ungeheure Vortheile. Ich setze den Preis ihrer Miethzinse auf die Hälfte herab, und sie bekommen, statt ungesunder Stuben, geräumige, luftige, leicht zu erwärmende und um geringe Kosten beleuchtete Wohnungen; 146 Haushaltungen bezahlen mir nur jede 125 Fran-

ken Miethzins und 115 ledige Arbeiter je 75 Franken. Das beträgt im Ganzen 26,000 bis 27,000 Franken. Ein großes Gebäude für alle diese Leute kostet mich höchstens 500,000 Franken. Ich habe also mein Geld zu mindestens fünf Procent angelegt und vollkommen gesichert, da mir die Arbeitslöhne für den Miethzins bürgen."

„Ah, Herr Agricol, ich fange an zu begreifen, wie es zuweilen, selbst bei Geldinteressen, vortheilhaft sein kann, das Gute zu thun."

„Und ich, Mademoiselle, weiß beinahe gewiß, daß mit Rechtschaffenheit und Redlichkeit betriebene Geschäfte in der Länge der Zeit immer gut sind. Doch kehren wir zu unserem Spekulanten zurück. Meine Arbeiter, wird er sich sagen, sind nun vor der Thüre meiner Fabrik untergebracht, gut quartiert, gut gewärmt, und kommen stets kräftig in die Werkstätte. Doch das ist noch nicht Alles. Der englische Arbeiter, welcher gutes Ochsenfleisch ißt und gutes Bier trinkt, verrichtet in gleicher Zeit die doppelte Arbeit des französischen Arbeiters, da dieser auf abscheuliche Nahrungsmittel beschränkt ist, welche in Folge der Vergiftung der Waaren mehr schwächen, als stärken. Meine Arbeiter würden also viel mehr zu Wege bringen, wenn sie viel besser äßen. Wie soll ich dieß machen, ohne mein Geld dabei zu verbrauchen? Doch wenn ich bedenke, wie ist es bei der Einrichtung in den Kasernen, in den Kostschulen und sogar in den Gefängnissen? Es ist nichts Anderes, als die gemeinschaftliche Benützung der persönlichen Mittel, welche so eine Summe von Wohlstand verschaffen, die ohne eine Association unmöglich zu bewerkstelligen ist. Wenn nun meine 260 Arbeiter, statt 260 abscheuliche Küchen auszumachen, sich verbinden, um nur eine für Alle zu bilden, aber eine gute durch die Ersparnisse aller Art, welch' ein Vortheil für mich und für sie! Unterstützt von Kindern würden zwei bis drei Wirthschafterinnen täglich genü-

gen, um die Speisen zu bereiten. Statt das Holz und die Kohlen in kleinen Theilen zu kaufen und das Doppelte des wahren Werthes zu bezahlen, würde die Association meiner Arbeiter unter meiner Garantie (ihre Löhne gewähren mir wiederum hinreichende Bürgschaft) große Vorräthe an Holz, Mehl, Butter, Oel, Wein u. s. w. unmittelbar von den Producenten einkaufen. Sie würden drei bis vier Sous für die Flasche reinen und gesunden Wein bezahlen, statt zwölf bis fünfzehn Sous für ein vergiftetes Getränke ausgeben zu müssen. Jede Woche würde die Verbindung auf dem Viehmarkte einen Ochsen und einige Hämmel kaufen. Die Wirthschafterinnen würden das Brod backen, wie auf dem Lande. Mit diesen Mitteln, mit Ordnung und Ersparung hätten meine Arbeiter um zwanzig bis fünfundzwanzig Sous täglich eine gesunde und erquickende Nahrung."

„Ah! nun erklärt sich Alles, Herr Agricol."

„Das ist noch nicht genug, Mademoiselle. Die Rolle des Spekulanten mit dem trockenen Herzen fortsetzend, sagte er zu sich selbst: Meine Arbeiter sind nun gut quartiert, gut gewärmt, gut genährt mit dem halben Aufwande. Sie müssen nun auch warm gekleidet werden; ihre Gesundheit muß unter allen Wechselfällen kräftig sein, denn die Gesundheit ist Arbeit. Die Verbindung kauft im Großen und um den Fabrikpreis (stets unter meiner, mir durch die Löhne wiederum verbürgten, Garantie) warme und tüchtige Stoffe, gute und starke Leinwand, Stoffe, welche ein Theil der Arbeiterfrauen so gut in Kleider zu verwandeln vermag, als die Schneider. Da der Bedarf für Fußbekleidung und Kopfbedeckung bedeutend ist, so wird die Verbindung einen beträchtlichen Rabatt von dem Unternehmer erhalten. Nun, Mademoiselle Angele, was sagen Sie zu unserem Spekulanten?"

„Ich sage, Herr Agricol," antwortete das junge

Mädchen mit einer naiven Bewunderung, „daß es beinahe unglaublich und doch so einfach ist.“

„Allerdings, es gibt nichts so Einfaches, als das Gute... das Schöne, und gewöhnlich denkt man doch kaum daran. Bemerken Sie wohl, daß unser Mann durchaus nur aus dem Gesichtspunkte seines eigenen Vortheils spricht, nur die materielle Seite der Frage betrachtet... Die Gewohnheit der brüderlichen Eintracht, der Unterstützung, der Gegenseitigkeit, welche nothwendig aus dem gemeinschaftlichen Leben entsteht, für nichts achtend, nicht bedenkend, daß der Wohlstand versittlicht und den Charakter des Menschen sänftigt, sich nicht sagend, daß die Starken den Schwachen Hülfe und Belehrung schuldig sind, nicht in Betracht ziehend, daß der ehrliche, arbeitsame und thätige Mensch geradezu berechtigt ist, von der Gesellschaft Arbeit und einen den Bedürfnissen seiner Lage angemessenen Lohn zu fordern, denkt unser Spekulant nur an den Rohertrag. Sie sehen, er legt seine Gelder nicht nur sicher in Häusern zu fünf Procent an, sondern er findet auch große Vortheile in dem materiellen Wohlstande seiner Arbeiter.“

„Das ist richtig, Herr Agricol.“

„Und was werden Sie sagen, Mademoiselle, wenn ich Ihnen beweise, daß unser Spekulant einen großen Vortheil dabei hat, wenn er seinen Arbeitern außer ihrem gewöhnlichen Lohne auch einen verhältnißmäßigen Antheil an seinem Nutzen gibt.“

„Das scheint mir schwieriger, Herr Agricol.“

„Hören Sie mich noch einige Minuten an, und Sie werden überzeugt sein.“

Während dieses Gespräches waren Angele und Agricol zu der Gartenthüre des gemeinschaftlichen Hauses gelangt.

Eine betagte, sehr einfach, aber sorgfältig gekleite Frau näherte sich Agricol und sagte zu ihm:

„Mein Herr, ist Herr Hardy in die Fabrik zurückgekehrt?“

„Nein, Madame, aber man erwartet ihn jeden Augenblick.“

„Heute vielleicht?“

„Heute oder morgen, Madame.“

„Man weiß noch nicht, zu welcher Stunde er hier sein wird?“

„Ich glaube nicht, daß man es weiß, Madame, aber der Portier der Fabrik, der zugleich der Portier des Hauses von Herrn Hardy ist, kann Ihnen vielleicht Auskunft geben.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr.“

„Nicht Ursache, Madame.“

„Herr Agricol,“ sagte Angele, als die Frau, welche den Grobschmied befragt hatte, weggegangen war, finden Sie nicht, daß diese Dame sehr bleich war und sehr bewegt aussah?“

„Ich habe es auch bemerkt, Mademoiselle. Es kam mir sogar vor, als erblickte ich eine Thräne in ihrem Auge.“

„Ja, sie scheint viel geweint zu haben. Vielleicht wollte sie Herrn Hardy um Hülfe bitten. Aber was haben Sie, Herr Agricol? Sie scheinen ganz in Gedanken versunken.“

Agricol hatte eine unbestimmte Ahnung, daß die Erscheinung dieser alten Frau mit dem traurigen Gesichte im Zusammenhang mit dem Abenteuer der jungen, hübschen, blonden Dame stehen müsse, welche drei Tage vorher so bewegt und in Thränen gebadet an denselben Ort gekommen war, um Erkundigungen über Herrn Hardy einzuziehen, wobei sie vielleicht zu spät erfuhr, daß sie verfolgt wurde.

„Verzeihen Sie mir, Mademoiselle,“ sagte Agricol zu Angele, „die Gegenwart dieser Frau erinnerte mich an einen Umstand, den ich Ihnen leider nicht mittheilen kann, denn es ist nicht mein Geheimniß.“

„Oh, beruhigen Sie sich, Herr Agricol," erwiederte lächelnd das junge Mädchen, „ich bin nicht neugierig, und das, was Sie mir mittheilen, ist so interessant für mich, daß ich Sie nicht von etwas Anderem sprechen zu hören wünsche."

„Wohl, Mademoiselle, noch einige Worte, und Sie sind in alle Geheimnisse unserer Verbindung eingeweiht."

„Ich höre, Herr Agricol."

„Sprechen wir immerhin aus dem Gesichtspunkte des eigennützigen Spekulanten. Er sagt zu sich selbst: Meine Arbeiter sind nun in der besten Lage, um viel zu arbeiten. Wie habe ich es nun anzufangen, um großen Nutzen zu erhalten? Wohlfeil arbeiten — theuer verkaufen. Aber es gibt nichts Wohlfeiles ohne Ersparniß in den Rohstoffen, ohne Vollkommenheit des Verfahrens bei der Fabrikation, ohne Geschwindigkeit bei der Arbeit. Wie soll ich aber, trotz meiner Beaufsichtigung, die Arbeiter abhalten, verschwenderisch mit dem Rohstoffe umzugehen? Wie soll ich sie, jeden in seiner besondern Stellung, dazu bringen, daß sie das einfachste, das am Wenigsten lästige Verfahren anzuwenden suchen?"

„Das ist wahr, Herr Agricol, wie soll man es machen?"

„Und das ist noch nicht Alles, wird unser Mann sagen. Um theuer zu verkaufen, müssen meine Erzeugnisse tadellos, vortrefflich sein. Meine Arbeiter machen meine Produkte hinreichend gut; das ist noch nicht genug; sie müssen mir Meisterwerke machen."

„Aber, Herr Agricol, ist von den Arbeitern ihre Aufgabe hinreichend erfüllt, welches Interesse sollen sie dabei haben, sich so sehr anzustrengen, daß sie Meisterwerke machen?"

„Das ist das wahre Wort, Mademoiselle, welches Interesse haben sie? Unser Spekulant sagt sich auch bald: Meine Arbeiter sollen ein Interesse dabei haben, den Rohstoff zu sparen, ein Interesse,

ihre Zeit gut anzuwenden, ein Interesse, das beste Fabrikationsverfahren aufzufinden, ein Interesse, daß das, was aus ihren Händen hervorgeht, ein Meisterwerk ist.... Dann ist mein Ziel erreicht. Gut, ich will meine Arbeiter bei dem Nutzen interessiren, welchen mir ihre Ersparnisse, ihre Thätigkeit, ihr Eifer, ihre Geschicklichkeit bringen: je besser sie fabriciren, desto besser verkaufe ich; ihr Antheil wird größer sein und der meinige ebenfalls."

„Ah! jetzt begreife ich, Herr Agricol."

„Und unser Spekulant spekulirte gut. Ehe er interessirt war, sagte der Arbeiter zu sich selbst: Es liegt mir wenig daran, daß ich in einem Tage mehr mache, daß ich die Aufgabe besser mache. Was kommt mir davon zu? Nun aber habe ich im Gegentheil ein Interesse dabei, eifrig zu sein, zu sparen. Nun ändert sich Alles; ich verdopple meine Thätigkeit, ich eifere die der Andern an. Ist ein Kamerad träg, bringt er der Fabrik irgend einen Schaden, so habe ich das Recht, ihm zu sagen: wir leiden Alle mehr oder minder unter deiner Nichtsthuerei oder dem Schaden, den Du der gemeinschaftlichen Sache bringst."

„Und wie voll Eifer, voll Muth, voll Hoffnung muß man dann arbeiten, Herr Agricol!"

„Darauf rechnete unser Spekulant, und er wird sich auch noch sagen: Schätze von Erfahrung, von praktischem Wissen sind oft in Ermangelung von gutem Willen, von Gelegenheit oder von Ermuthigung in den Fabriken begraben. Vortreffliche Arbeiter folgen, statt zu vervollkommnen, statt Neuerungen anzubringen, wie sie es wohl könnten, gleichgültig dem Herkommen, der Gewohnheit. Welch ein Schade! denn ein gescheiter Mensch, der sein ganzes Leben hindurch mit einer speciellen Arbeit beschäftigt ist, muß im Verlaufe der Zeit tausend Mittel finden, um besser oder rascher zu arbeiten. Ich werde also eine Art von berathendem Ausschuß gründen, ich berufe dazu meine Werkführer und

meine geschicktesten Arbeiter. Unser Interesse ist nun ein gemeinschaftliches; es müssen nothwendig lebendige Lichter aus diesem Herde praktischer Intelligenzen hervorspringen. Der Spekulant täuschte sich nicht; bald öffneten sich ihm tausend unglaubliche Quellen, tausenderlei geistreiche, neue, vollkommene Verfahrungsarten werden von seinen Arbeitern enthüllt. „„Unglückliche!““ ruft er aus, „„Ihr wußtet das, und sagtet es mir nicht? Was mich seit zehn Jahren hundert Franken zu fabriciren gekostet hat, hätte mich nur fünfzig gekostet, abgesehen von der ungeheuern Zeitersparniß.““

„„Herr,““ antwortete einer von den Arbeitern, „„welches Interesse hatte ich dabei, daß Sie eine Ersparniß von fünfzig Procent bei diesem oder jenem machten? Keines; nun ist es aber etwas Anderes; Sie geben mir außer meinem Lohne einen Theil von Ihrem Nutzen; Sie erheben mich in meinen eigenen Augen, indem Sie meine Erfahrung, mein Wissen um Rath fragen. Statt mich wie ein untergeordnetes Geschöpf zu behandeln, treten Sie in Gemeinschaft mit mir. Es ist meine Pflicht, mein Interesse, Ihnen Alles zu sagen, was ich weiß, und mir Mühe zu geben, noch mehr zu erlernen und zu ersinnen.““ So, Mademoiselle Angele, würde der Spekulant Werkstätten organisiren, welche seine Concurrenten beschämen müßten. Wenn es sich nun, statt um einen Rechner mit vertrocknetem Herzen, um einen Mann handelte, der mit der Wissenschaft der Zahlen die zartesten und edelsten Gefühle eines evangelischen Herzens und die Erhabenheit eines außerordentlichen Geistes verbinden, seine eifrige Sorge nicht allein auf den materiellen Wohlstand, sondern auch auf die sittliche Freiheit der Arbeiter ausdehnen würde, der durch alle mögliche Mittel ihren Verstand zu entwickeln, ihr Gemüth zu läutern bemüht wäre, und stark durch das Ansehen, das ihm seine Wohlthaten verleihen müßten, und besonders fühlend, daß derjenige, von [wel]chem das Glück oder das Unglück von 300 mensch-

lichen Geschöpfen abhängt, auch ihr Seelenheil übernommen hat, diejenigen, welche er nicht mehr seine Arbeiter, sondern seine Brüder nennen kann, auf die rechtschaffensten, edelsten Wege führen würde, und darnach trachtete, in ihnen den Geschmack für Belehrung, für Künste zu wecken; der sie endlich glücklich und stolz auf eine Lage machen würde, welche von andern häufig nur mit Thränen der Verwünschung und der Verzweiflung angenommen wird... Nun, Mademoiselle Angele, dieser Mann... ist... aber halt, mein Gott! hier ist er. Es ist Herr Hardy!"

„Ah! Herr Agricol," sprach Angele, so bewegt, daß sie Thränen vergoß, „nur aus Dankbarkeit die Hände faltend, sollte man ihn empfangen!"

„Sehen Sie, ist dieses edle, sanfte Antlitz nicht das Bild dieser bewunderungswürdigen Seele."

Es fuhr wirklich eine Postchaise, in der Herr Hardy mit Herrn von Blessac, dem unwürdigen Freunde saß, der ihn auf eine so schändliche Weise verrieth, in den Hof der Fabrik. . . . .

. . . .

. . . .

Nur einige Worte über die Thatsachen, welche wir dramatisch auseinander zu setzen gesucht haben, und die mit der Organisation der Arbeit, mit dieser Lebensfrage, in Verbindung stehen, mit der wir uns vor dem Ende dieses Buches noch weiter beschäftigen werden.

Trotz der mehr oder minder offiziellen Reden der mehr oder minder ernsthaften Leute (ich glaube, man mißbraucht einigermaßen dieses gewichtige Epitheton) über die wachsende Wohlfahrt des Landes ist es eine Thatsache, welche keinem Widerspruch unterliegt:

Daß die arbeitenden Klassen der Gesellschaft sich nie in einem elendern Zustande befunden haben, denn nie waren die Löhne weniger im Verhältniß zu den mehr als bescheidenen Bedürfnissen der Arbeiter.

Ein unverwerflicher Beweis für unsere Behauptung ist das wachsende Bestreben der reichen Klassen, denjenigen zu Hülfe zu kommen, welche so grausam leiden. Die Rettungs- und Zufluchts-Anstalten, die Pflegen, die philanthropischen Stiftungen u. s. w. zeigen hinlänglich, daß die Glücklichen der Welt eine Ahnung davon haben, es gähren trotz der offiziellen Versicherungen in Beziehung auf die allgemeine Wohlfahrt furchtbare, drohende Uebel im Herzen der Gesellschaft.

So edelmüthig auch die vereinigten individuellen Versuche sind, so sind sie doch mehr als unzulänglich und müssen dieß sein. Nur diejenigen, welche das Steuerruder des Staates in der Hand haben, könnten eine wirksame Initiative nehmen... aber sie hüten sich wohl, dieß zu thun.

Die *ernsthaften* Leute berathen *ernsthaft* die Wichtigkeit unserer diplomatischen Verbindung mit dem Monomotapa oder irgend eine andere *ernsthafte* Angelegenheit, und überlassen dem Privatmitleide, den Zufällen des guten oder bösen Willens der Kapitalisten und Fabrikanten das immer beklagenswerthere Schicksal eines ungeheuern, gescheiten, arbeitsamen Volkes, *das sich immer mehr über seine Rechte und seine Kraft erleuchtet*, aber durch das Unheil einer unbarmherzigen Concurrenz dergestalt ausgehungert ist, daß es ihm oft an der Abeit fehlt, welche nothdürftig sein Leben zu fristen vermöchte.

Es mag sein.... die *ernsthaften* Leute lassen sich nicht herab, an dieses furchtbare Elend zu denken.

Die *Staatsmänner* lächeln mitleidig bei dem Gedanken, ihren Namen mit einer Initiative zu verknüpfen, welche sie mit einer wohlthätigen und fruchtbaren Volksthümlichkeit umgeben würde.

Immerhin... Alle ziehen es vor, den Augenblick abzuwarten, wo die gesellschaftliche Frage wie ein Blitz durchbrechen wird. Dann, inmitten dieser furchtbaren Bewegung, welche die Welt erschüttern muß, wird man

sehen, wie sich die ernsthaften Fragen gestalten und wie sich die ernsthaften Männer unserer Zeit ausnehmen.

Um diese düstere Zukunft zu beschwören oder wenigstens zu verschieben, muß man sich ebenfalls an die Gefühle von Einzelnen wenden, im Namen des Glückes, im Namen der Ruhe, im Namen des Heils Aller.

Wir haben es vor langer Zeit gesagt: wenn die Reichen wüßten!! Nun wohl, wiederholen wir es zum Lobe der Menschheit, wenn die Reichen wissen, thun sie das Gute oft mit Verstand und Edelsinn.

Suchen wir ihnen und besonders denjenigen, von welchen das Glück einer zahllosen Menge von Arbeitern abhängt, nachzuweisen, daß sie, gleichsam ohne die Börse zu ziehen, gesegnet, angebetet werden können.

Wir haben von gemeinschaftlichen Häusern gesprochen, wo die Arbeiter gegen sehr geringfügige Preise gesunde und gut gewärmte Wohnungen zu finden vermöchten.

Diese vortreffliche Anstalt war im Jahre 1829 durch die menschenfreundlichen Bemühungen von Fräulein Amélie de Vitrolles ihrer Verwirklichung nahe. Gegenwärtig hat sich in England Lord Ashley an die Spitze einer Gesellschaft gestellt, welche denselben Zweck im Auge hat und den Actionären unter Bürgschaft ein Minimum von vier Procent Interesse bieten wird.

Warum sollte man in Frankreich nicht ein solches Beispiel befolgen, ein Beispiel, das überdieß den Vortheil hätte, den armen Klassen die ersten Grundlagen und die ersten Mittel der Association zu geben.

Die ungeheuren Vortheile des gemeinschaftlichen Lebens liegen klar am Tage; sie berühren alle Geister.

Aber das Volk ist nicht im Stande, die für solche Gesellschaften unerläßlichen Anstalten zu gründen. Welche ungeheuere Dienste würde also der Reiche leisten, wenn er die Arbeiter in den Stand setzte, diese kostbaren Vortheile zu genießen. Was würde ihm daran

gen, ein gemeinschaftliches Haus zu bauen, welches eine gesunde Wohnung für fünfzig Familien böte, wenn nur sein Einkommen gesichert wäre? Und dieses zu sichern, unterläge durchaus keiner Schwierigkeit.

Warum sollte das Institut, welches jährlich zum Gegenstand von Concursen jungen Baukünstlern Pläne von Palästen, von Kirchen, von Schauspielsälen aufgibt, nicht zuweilen den Plan zu einer großen, zu Einquartierung arbeitsamer Klassen bestimmten, Anstalt verlangen, welche alle wünschenswerthe Bedingungen der Sparsamkeit und der Gesundheit vereinigen müßte.

Warum sollte der Munizipalrath von Paris, dessen vortrefflicher Wille, dessen väterliche Fürsorge für die leidenden Klassen sich so oft auf eine bewunderungswürdige Weise kundgegeben haben, nicht in den volksreichen Arrondissements gemeinschaftliche Häuser als Muster gründen, worin man das gemeinschaftliche Leben zum ersten Male zur Anwendung brächte? Das Verlangen, in diese Anstalten zugelassen zu werden, wäre ein mächtiger Hebel des Wetteifers, der Versittlichung, und zugleich eine tröstliche Hoffnung für die Arbeiter... und die Hoffnung ist schon etwas.

Die Stadt Paris würde damit eine gute Anlage machen, eine gute Handlung verrichten und ihr Beispiel würde vielleicht die Regierenden bestimmen, aus ihrer unbarmherzigen Gleichgültigkeit herauszutreten.

Warum sollten Kapitalisten, welche Fabriken gründen, nicht diese Lehre benützen, um gemeinschaftliche Arbeiterhäuser mit ihren Werkstätten oder ihren Manufakturen zu verbinden.

Es würde daraus für die Fabrikanten selbst ein sehr beträchtlicher Vortheil in diesen Zeiten verzweiflungsvoller Concurrenz hervorgehen. Man höre auf welche Weise: das Herabdrücken des Lohnes ist um so trauriger, um so unerträglicher für den Arbeiter, als es ihn oft nöthigt, sich der Gegenstände erster Nothwendigkeit zu berauben. Wenn nun demjenigen, welcher

allein lebt, drei Franken kaum zu seinem Unterhalte genügen, und der Fabrikant ihm durch die Association die Mittel so sehr erleichtert, daß er mit drei Sous leben kann, so läßt sich der Lohn des Arbeiters im Augenblick einer Handelskrise um die Hälfte herabsetzen, ohne daß er zu sehr unter dieser Verminderung zu leiden hat, welche dem Feiern noch vorzuziehen ist, und der Fabrikant wird nicht genöthigt sein, seine Arbeiten einzustellen.

Wir hoffen, der Vortheil, die Nützlichkeit und die Leichtigkeit einer Gründung von gemeinschaftlichen Arbeiterhäusern dargethan zu haben.

Wir behaupten sodann Folgendes:

Es wäre nicht nur der strengsten Billigkeit gemäß, daß der Arbeiter am Nutzen, der Frucht seiner Arbeit und seines Verstandes, Theil hätte, sondern diese billige Vertheilung müßte auch dem Fabrikanten Früchte tragen.

Es handelt sich hier nicht um Hypothesen, sondern um erwiesene Thatsachen.

Einer von unsern besten Freunden, ein großer Mann der Industrie mit gleich vortrefflichem Herzen und Geiste, hat einen berathenden Ausschuß von Arbeitern gegründet, und diese (außer ihrem Lohne) zu einem verhältnißmäßigen Antheil an dem Nutzen seiner Unternehmung zugelassen. Seine Hoffnungen sind bereits durch die Resultate übertroffen worden.

Wir bemerken nur noch, daß die gegenwärtigen Bedingungen des Gewerbsfleißes und andere Betrachtungen es nicht gestatteten, gleich von Anfang an die Gesammtheit der Arbeiter diese Wohlthat genießen zu lassen, welche ihnen übrigens freiwillig gewährt worden ist, und woran eines Tags alle Antheil nehmen werden.

Wir können versichern, daß schon bei der vierten Sitzung des berathenden Ausschusses der ehrenwerthe

Mann, von dem wir hier sprechen, solche Resultate von dem Aufrufe an die praktischen Kenntnisse seiner Arbeiter erhalten hatte, daß er bereits zu ungefähr 30,000 Franken jährlich den Nutzen berechnen konnte, der aus der Ersparniß oder aus der Vervollkommnung der Fabrikation entspringen mußte.

Fassen wir nun das Ganze zusammen.

Es gibt bei jeder Industrie drei Kräfte, drei Agenten, drei Beweger, deren Rechte gleichmäßig achtungswerth sind:

Den Kapitalisten, welcher das Geld liefert.

Den verständigen Mann, welcher die Ausbeutung leitet.

Den ausführenden Arbeiter.

Bis jetzt hat der Arbeiter nur einen sehr geringfügigen, für seine Bedürfnisse unzulänglichen, Theil gehabt. Wäre es nicht gerecht, menschlich, ihn besser zu belohnen, und zwar mittelbar oder unmittelbar, entweder durch Gründung des Wohlstandes, welchen die Association verschafft, oder indem man ihm einen Antheil an dem Nutzen geben würde.

Setzen wir den schlimmsten Fall und ziehen wir die abscheulichen Wirkungen einer zügellosen Concurrenz in Betracht, nehmen wir an, diese Vermehrung des Lohnes müßte einigermaßen den Antheil des Kapitalisten und des Fabrikanten vermindern, so würden diese nicht nur eine edelmüthige und billige Handlung begehen, sondern es müßte ihnen auch zum Vortheil gereichen, denn sie würden ihr Vermögen, ihre Industrie vor jeder Umwälzung sicher stellen, weil sie den Arbeitern jeden Vorwand zu Unruhen, zu peinlichen und gerechten Anschuldigungen genommen hätten.

Mit einem Worte, diejenigen scheinen uns sehr weise, welche ihre Güter gegen den Brand sichern . .

. . . .

Wir haben es gesagt: Herr Hardy und Herr von Blessac waren in der Fabrik angekommen.

Kurze Zeit nachher sah man in der Ferne, auf der Seite von Paris, einen bescheidenen kleinen Fiacre in der Richtung nach der Fabrik herbeifahren.

In diesem Fiacre befand sich Rodin.

Fünftes Kapitel.

Offenbarungen.

Während des Besuches von Angele und Agricol in dem gemeinschaftlichen Hause hatte die Bande der Wölfe, sich auf dem Wege mit einer ziemlich großen Anzahl von Zechbrüdern rekrutirend, ihren Marsch nach der Fabrik fortgesetzt, nach der sich auch langsam der Fiacre wandte, welcher Herrn Rodin von Paris brachte.

Herr Hardy stieg mit seinem Freunde, Herrn von Blessac, aus dem Wagen und trat in den Salon des Hauses, das er neben der Fabrik bewohnte.

Herr Hardy war von mittlerem Wuchse, von einer eleganten, schlanken Gestalt, welche eine wesentlich nervige und in hohem Maße für Eindrücke empfängliche Natur ankündigte. Seine Stirne war breit und offen, seine Gesichtsfarbe bleich, seine Augen waren schwarz, voll Sanftmuth und zugleich voll Schärfe; seine Physiognomie hatte einen rechtschaffenen, geistreichen und anziehenden Ausdruck.

Ein einziges Wort wird den Charakter von Herrn Hardy bezeichnen: seine Mutter nannte ihn den Empfänglichen. Es war wirklich eine von den feinen, unendlich zarten, eben so ausdehnbaren, liebenden, als edlen und hochherzigen Organisationen, die sich jede

in Folge ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit bei der geringsten Reibung zurückziehen und in sich selbst concentriren.

Verbindet man mit dieser außerordentlichen Empfindlichkeit eine leidenschaftliche Liebe für die Künste, einen seltenen Verstand, ausgesuchten, verfeinerten Geschmack, und bedenkt die tausend Täuschungen und Unredlichkeiten, deren Opfer Herr Hardy in seiner industriellen Laufbahn gewesen sein muß, so fragt man sich, wie dieses zarte Herz nicht tausendmal in dem beständigen Kampfe gegen die unbarmherzigsten Interessen gebrochen sei.

Herr Hardy hatte in der That viel gelitten: genöthigt, die industrielle Laufbahn zu verfolgen, um Angelegenheiten zu Ehren zu bringen, welche sein Vater, ein Musterbild von Rechtschaffenheit, in Folge der Ereignisse von 1815 etwas in Unordnung zurückgelassen hatte, war es ihm durch Arbeit, durch seine Fähigkeiten gelungen, eine der ehrenvollsten Stellungen in der Industriewelt einzunehmen; aber wie viele gemeine Plackereien hatte er auszustehen, wie viele treulose Concurrenzen zu bekämpfen, wie viele gehässige Nebenbuhlerschaften niederzubeugen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Ungemein empfänglich für Eindrücke, wäre Herr Hardy tausendmal seinen häufigen Anfällen von schmerzlicher Entrüstung gegen die Gemeinheit, von bitterer Empörung gegen die Unredlichkeit ohne die weise und feste Unterstützung seiner Mutter unterlegen; nach einem Tage peinlichen Kampfes oder schändlicher Täuschung fand er, sich zu ihr zurückgekehrt, plötzlich in eine Atmosphäre von so wohlthuender Reinheit, von so strahlender Heiterkeit versetzt, daß er beinahe im Augenblick die Erinnerung an die gehässigen Dinge verlor, die ihn so grausam den Tag hindurch gefoltert hatten. Die Risse seines Herzens schlossen sich schon bei der Berührung der großen, schönen Seele seiner Mutter. Seine Liebe für sie war eine wahre Anbetung. Als er sie verlor, er-

füllte ihn ein ruhiger, tiefer Kummer, ein Kummer, wie er nie endigt und, gleichsam einen Theil unseres Lebens bildend, zuweilen Tage von einer schwermüthigen Süßigkeit bringt.

Kurze Zeit nach diesem furchtbaren Unglück näherte sich Herr Hardy mehr seinen Arbeitern; er war immer gerecht und gut gegen sie gewesen; aber obgleich der Platz, den seine Mutter in seinem Herzen leer ließ, immer leer bleiben sollte, so fühlte er doch in seinem Innern eine Verdoppelung seiner liebevollen Neigungen und in demselben Maße, in dem er litt, das Bedürfniß, um sich her nur glückliche Leute zu sehen. Bald dienten die wunderbaren Verbesserungen, die er in die körperliche und sittliche Lage Alles dessen, was ihn umgab, brachte, seinem Schmerze nicht zur Zerstreuung, aber zur Beschäftigung. Allmählig entfernte er sich von der Welt und concentrirte sein Leben in drei Neigungen: in einer zarten, ergebenen Freundschaft, welche alle seine Freundschaften in sich zu schließen schien, in einer Liebe, so glühend und aufrichtig, wie eine letzte Liebe, und in einer väterlichen Anhänglichkeit an seine Arbeiter.

Seine Tage vergingen in dieser kleinen Welt voll Dankbarkeit, voll Achtung, in einer Welt, die er gleichsam nach seinem Bilde geschaffen hatte, um darin eine Zufluchtsstätte gegen die Wirklichkeit zu finden, welche er verabscheute, und um sich mit guten, verständigen, glücklichen Menschen zu umgeben, welche fähig wären, allen edlen Gedanken zu entsprechen, die immer mehr von seinem Leben unzertrennbar wurden.

Nach manchem Kummer zum reiferen Alter gelangt, im Besitze eines aufrichtigen Freundes, einer seiner Liebe würdigen Geliebten und sich der leidenschaftlichen Anhänglichkeit seiner Arbeiter bewußt, hatte Herr Hardy zur Zeit dieser Erzählung die ganze Summe der Glückseligkeit erreicht, auf die er seit dem Tode seiner Mutter Anspruch machen konnte. . . . . .

Herr von Blessac, der innige Freund von Herrn Hardy, war lange dieser rührenden, brüderlichen Zuneigung würdig gewesen; aber man hat gesehen, durch welches teuflische Mittel es dem Pater d'Aigrigny und Rodin gelungen war, den bis dahin redlichen und aufrichtigen Herrn von Blessac in das Werkzeug ihrer Machinationen zu verwandeln.

Die zwei Freunde, welche auf dem Wege ein wenig unter der Schärfe des Nordwindes gelitten hatten, wärmten sich an einem guten Feuer, das in dem Salon von Herrn Hardy brannte.

„Ah, mein lieber Marcel, ich fange wirklich an, alt zu werden," sagte Herr Hardy lächelnd und sich an Herrn von Blessac wendend; „ich fühle immer mehr das Bedürfniß, zu Hause zu bleiben.... Meine Gewohnheiten zu verlassen, wird mir offenbar peinlich, und ich verwünsche Alles, was mich nöthigt, aus diesem glücklichen kleinen Winkelchen der Erde herauszutreten."

„Und wenn ich bedenke," erwiederte Herr von Blessac, der sich eines leichten Erröthens nicht erwehren konnte, „wenn ich bedenke, mein Freund, daß Du für mich vor einiger Zeit diese lange Reise unternommen hast!..."

„Nun wohl, lieber Marcel, hast Du mich nicht ebenfalls auf einem Ausfluge begleitet, der ohne Dich eben so langweilig geworden wäre, als er nun reizend gewesen ist?"

„Mein Freund, welch' ein Unterschied... ich habe eine Schuld gegen Dich, die ich nie auf eine würdige Weise abtragen kann."

„Stille, mein guter Marcel... gibt es bei uns einen Unterschied zwischen Dein und Mein? Ist es bei einer solchen Zuneigung nicht eben so süß, nicht eben so schön, zu geben als zu empfangen?"

„Edles Herz!"

„Sage, glückliches Herz... o! ja, sehr glücklich durch die Triebe, für die es schlägt.“

„Großer Gott! wer würde hienieden das Glück verdienen, wenn nicht Du, mein Freund?“

„Wem habe ich dieses Glück zu verdanken? Den Zuneigungen, die ich bereit gefunden habe, mir beizustehen, als ich mich, der Stütze meiner Mutter beraubt, welche meine ganze Kraft war, beinahe unfähig fühlte, das Mißgeschick zu ertragen.“

„Du, mein Freund, mit Deinem Charakter, so fest, so entschlossen, um das Gute zu thun, Du, den ich mit eben so viel Thatkraft als Muth kämpfen sah, um den Sieg eines redlichen, billigen Gedankens herbeizuführen?“

„Ja, aber je mehr ich auf meiner Laufbahn vorrücke, desto mehr Widerwillen bereiten mir die häßlichen, schändlichen Dinge, desto weniger fühle ich die Kraft in mir, ihnen Trotz zu bieten.“

„Wenn es sein müßte, hättest Du mehr Muth, mein Freund.“

„Mein guter Marcel, ich habe Dir oft gesagt: mein Muth war meine Mutter. Siehst Du, mein Freund, wenn ich zu ihr kam, das Herz zerrissen von irgend einem abscheulichen Undank oder empört durch eine schmutzige Betrügerei, und sie, meine zwei Hände in ihre ehrwürdigen Hände nehmend, zu mir sagte: „„Mein liebes Kind, es kommt den Undankbaren und den Schurken zu, an Wunden zu leiden. Beklagen wir die Schlechten, vergessen wir das Böse, denken wir nur an das Gute.““ Dann, Freund, dehnte sich mein schmerzhaft zusammengezogenes Herz unter dem heiligen Einflusse dieses mütterlichen Wortes aus, und jeden Tag fand ich bei ihr die erforderliche Kraft, um am andern Morgen einen grausamen Kampf gegen die traurigen Nothwendigkeiten meiner Lage wieder zu beginnen. Zum Glücke war es Gottes Wille, daß ich, nachdem ich diese theure Mutter verloren hatte, mein

Leben mit den Zuneigungen verknüpfen konnte, ohne welche ich — ich muß es gestehen — mich zu schwach und zu waffenlos fühlen würde; denn Du kannst nicht glauben, Marcel, wie viel Kraft, wie viel Unterstützung ich in Deiner Freundschaft finde."

„Sprechen wir nicht von mir, mein Freund," versetzte Herr von Blessac, bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen. „Sprechen wir von einer andern Neigung, welche beinahe so zart und süß ist, als die einer Mutter."

„Ich verstehe Dich, mein guter Marcel," erwiederte Herr Hardy. „Ich konnte Dir nichts verbergen, weil ich bei einem sehr wichtigen Umstande meine Zuflucht zu dem Rathe Deiner Freundschaft nahm... Nun wohl, ja, ich glaube, daß jeder Tag meines Lebens meine Anbetung für diese Frau vermehrt, für die einzige, welche ich leidenschaftlich geliebt habe, welche ich je lieben werde. Und dann, wenn ich Dir Alles sagen soll, hat meine Mutter, welche nicht wußte, was Marguerite für mich war, diese so oft gelobt, was diese Liebe in meinen Augen beinahe heilig macht."

„Es finden auch so seltsame Beziehungen und Aehnlichkeiten zwischen dem Charakter von Frau von Noisy und dem Deinigen statt ... ihre abgöttische Verehrung für ihre Mutter besonders."

„Das ist wahr, Marcel, diese Selbstverleugnung von Marguerite gereichte mir oft zur Bewunderung und zur Qual. Wie manchmal sagte sie mir mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit: ich habe Dir Alles geopfert, aber ich würde Dich meiner Mutter opfern."

„Gott sei Dank, mein Freund, Du brauchst nicht zu befürchten, Frau von Noisy diesem grausamen Kampfe ausgesetzt zu sehen. Ihre Mutter hat, wie Du mir mittheiltest, seit geraumer Zeit auf den Gedanken Verzicht geleistet, nach Amerika zurückzukehren, wo Herr von Noisy, ohne sich im Geringsten um seine Frau zu bekümmern, sich für immer niedergelassen zu

haben scheint. Durch die discrete Ergebenheit dieser vortrefflichen Frau, welche Marguerite erzogen hat, ist Deine Liebe in das tiefste Geheimniß gehüllt... Was vermöchte sie zu dieser Stunde zu stören?"

„Nichts!... oh nichts!" rief Herr Hardy; „ich habe beinahe Bürgschaft für ihre Dauer."

„Was willst Du damit sagen, mein Freund?"

„Ich weiß nicht, ob ich Dir mittheilen soll..."

„Bin ich unbescheiden gewesen, mein Freund?"

„Du, mein guter Marcel, kannst Du das denken?" sprach Herr Hardy mit dem Tone freundschaftlichen Vorwurfs, „nein, ich erzähle Dir nur gerne von meinem Glücke, wenn es vollständig ist, und es fehlt noch etwas zur Gewißheit eines reizenden Planes."

In diesem Augenblick trat ein Bedienter ein und sagte zu Herrn Hardy:

„Es ist ein alter Herr da, der Sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht."

„Bereits!..." sagte Herr Hardy mit einer leichten Ungeduld. „Du erlaubst, mein Freund?"

Dann bei einer Bewegung von Herrn von Blessac, um sich in ein anstoßendes Zimmer zu entfernen, setzte Herr Hardy lächelnd bei: „Nein, nein, bleibe, Deine Gegenwart wird die Unterredung beschleunigen."

„Aber es handelt sich von Geschäften, mein Freund."

„Du weißt, ich mache Sie beim hellen Tageslichte." Dann sich an den Bedienten wendend: „Bitte den Herrn, einzutreten."

„Der Postillon fragt, ob er abgehen dürfe?" sprach der Diener.

„Nein, er führt Herrn von Blessac nach Paris zurück und muß folglich warten."

Der Bediente entfernte sich und kam sogleich wieder zurück, Herrn Rodin einführend, den Herr von Blessac nicht kannte, da sein Verrath durch einen andern Vermittler unterhandelt worden war.

„Herr Hardy?" sprach Rodin, indem er sich ehr-

furchtsvoll verbeugte und abwechselnd die zwei Freunde mit den Blicken befragte.

„Das bin ich, mein Herr, was wollen Sie?“ antwortete der Fabrikant wohlwollend, denn bei dem Anblicke dieses alten, demüthigen, schlecht gekleideten Mannes war er auf ein Unterstützungsgesuch gefaßt.

„Herr François Hardy?“ wiederholte Rodin, als wollte er sich über die Identität der Person versichern.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, ich wäre es, mein Herr.“

„Ich habe Ihnen eine Privatmittheilung zu machen,“ sagte Rodin.

„Sie mögen sprechen... dieser Herr ist mein Freund,“ erwiederte Herr Hardy, auf Herrn von Blessac deutend.

„Ich wünschte mit Ihnen allein zu sprechen, mein Herr,“ versetzte Rodin.

Herr von Blessac wollte sich entfernen, aber Herr Hardy hielt ihn mit einem Blicke zurück und sagte, befürchtend, die Gegenwart eines Dritten könnte ihn verletzen, wenn er um ein Almosen bitten wollte, freundlich zu Rodin:

„Mein Herr, erlauben Sie mir die Frage, ob Sie eine geheime Unterredung Ihretwegen oder meinetwegen wünschen?“

„Ihretwegen, mein Herr, durchaus Ihretwegen,“ antwortete Rodin.

„Dann können Sie sprechen,“ versetzte Herr Hardy erstaunt, „ich habe keine Geheimnisse vor meinem Freund.“

Nach kurzem Stillschweigen sagte Rodin, sich an Herrn Hardy wendend:

„Mein Herr, Sie sind des vielen Guten würdig, das man von Ihnen rühmt, und als ein solcher Mann verdienen Sie das Mitgefühl jedes ehrlichen Menschen.“

„Ich glaube es, mein Herr.“

„Als ehrlicher Mensch komme ich nun, um Ihnen einen Dienst zu leisten.“

„Und dieser Dienst, mein Herr?“

„Ich komme, um einen heillosen Verrath zu entschleiern, dessen Opfer Sie gewesen sind.“

„Ich glaube, Sie täuschen sich.“

„Ich habe Beweise von dem, was ich behaupte.“

„Die Beweise?“

„Die geschriebenen Beweise von dem Verrathe, den ich enthüllen will, ich habe sie hier;“ antwortete Rodin. „Mit einem Worte, ein Mensch, den Sie für Ihren Freund hielten, hat Sie schändlich hintergangen, mein Herr.“

„Und der Name dieses Menschen?“

„Herr Marcel von Blessac,“ antwortete Rodin.

Bei diesen Worten bebte Herr von Blessac, wurde leichenbleich und blieb wie vom Blitze getroffen. Kaum vermochte er mit zitternder Stimme: „Mein Herr...“ zu sagen.

Ohne seinen Freund anzuschauen, ohne seine furchtbare Unruhe zu bemerken, nahm ihn Herr Hardy bei der Hand und sagte lebhaft: „Stille, mein Freund!“

Dann das Auge funkelnd vor Entrüstung und sich an Rodin wendend, dem er fortwährend in das Gesicht geschaut hatte, sagte er zu diesem mit einer Miene niederschmetternder Verachtung:

„Ah!... Sie klagen Herrn von Blessac an?“

„Ich klage ihn an,“ erwiederte Rodin mit festem Tone.

„Kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn nie gesehen.“

„Und was werfen Sie ihm vor?... Wie können Sie es wagen, zu behaupten, er habe mich verrathen?“

„Mein Herr, zwei Worte,“ sprach Rodin mit einer Bewegung, die er kaum bemeistern zu können schien: „muß ein Ehrenmann, der einen andern Eh-

renmann auf dem Punkte, erdrosselt zu werden, sieht, Mörder schreien oder nicht?"

„Allerdings, mein Herr, aber welche Beziehung?..."

„In meinen Augen sind gewisse Verräthereien eben so verbrecherisch, als Mordthaten... und ich stelle mich zwischen den Henker und das Opfer."

„Den Henker, das Opfer?" sagte Herr Hardy immer mehr erstaunt.

„Sie kennen ohne Zweifel die Handschrift von Herrn von Blessac?" sprach Rodin.

„Ja, mein Herr."

„Lesen Sie dieses."

Und Rodin zog aus seiner Tasche einen Brief, den er Herrn Hardy übergab.

Jetzt erst warf der Fabrikant einen Blick auf Herrn von Blessac. Er wich einen Schritt zurück, erschrocken über die Todtenblässe dieses Menschen, welcher versteinert vor Scham kein einziges Wort fand, denn er besaß entfernt nicht die Frechheit seines Verraths.

„Marcel!" rief Herr Hardy, die Züge verstört durch diesen unerwarteten Schlag; „wie bleich siehst Du aus!... Du antwortest nicht?"

„Marcel!... Sie sind Herr von Blessac!" rief Rodin, ein schmerzliches Erstaunen heuchelnd. „Ah, mein Herr, wenn ich gewußt hätte!..."

„Du verstehst diesen Mann nicht, Marcel?" sprach Herr Hardy. „Er sagt, Du habest mich auf eine heillose Weise verrathen."

Und er faßte Herrn von Blessac bei der Hand.

„Oh, mein Gott! mein Gott!" rief Herr Hardy, voll Abscheu zurückweichend, „er antwortet nichts... nichts..."

„Da ich Herrn von Blessac gegenüber stehe," versetzte Rodin, „so bin ich genöthigt, ihn zu fragen, ob er zu leugnen wagt, daß er mehrere Briefe an Herrn Rodin, Rue du Milieu des Ursins in Paris, geschrieben hat?"

Herr von Blessac blieb stumm.

Herr Hardy wollte das, was er sah, was er hörte, nicht glauben, öffnete krampfhaft den Brief, den ihm Rodin überreicht hatte, und las einige Zeilen, wobei er sich mit Ausrufungen unterbrach, welche sein schmerzliches Erstaunen kundgaben.

Er brauchte den Brief nicht ganz zu lesen, um sich von dem furchtbaren Verrathe von Herrn von Blessac zu überzeugen.

Herr Hardy wankte, einen Augenblick verließen ihn seine Sinne bei dieser schrecklichen Entdeckung, er fühlte sich von einem Schwindel erfaßt, Alles drehte sich in seinem Kopfe bei dem ersten Blicke, den er in diesen Abgrund der Schändlichkeit warf.

Aber bald folgten Entrüstung, Zorn, Verachtung auf diese Niedergeschlagenheit; bleich, furchtbar stürzte er auf Herrn von Blessac zu und rief mit einer drohenden Geberde:

„Elender!!!"

Dann sich im Augenblick des Schlages zurückhaltend, sagte er mit furchtbarer Ruhe:

„Nein, das hieße meine Hand beflecken."

Und er fügte bei, indem er sich gegen Rodin wandte, welcher lebhaft vorgeschritten war, um sich in das Mittel zu legen:

„Nicht die Wange eines Niederträchtigen muß ich schlagen; ich muß Ihre rechtschaffene Hand drücken, denn Sie haben den Muth gehabt, einen Verräther, einen Feigen zu entlarven."

„Mein Herr," rief Herr von Blessac, ganz verwirrt von Scham, „ich stehe zu Diensten... und..."

Er konnte nicht vollenden.

Ein Geräusch von Stimmen erscholl vor der Thüre, welche rasch geöffnet wurde, und es trat, trotz des Widerstrebens eines Bedienten eine Frau ein und sprach mit bebender Stimme:

„Ich sage Ihnen, ich muß sogleich Ihren Herrn sprechen.“

Bei dieser Stimme, bei dem Anblicke dieser bleichen Frau, deren Augen von Thränen erfüllt waren, vergaß Herr Hardy Herrn von Blessac, Rodin, den schändlichen Verrath, wich einen Schritt zurück und rief:

„Madame Duparc! Sie hier!... was gibt es?“

„Ach, mein Herr... ein großes Unglück....“

„Marguerite!....“ rief Herr Hardy mit herzzerreißendem Tone.

„Sie ist abgereist!... mein Herr...“

„Abgereist! ...“ versetzte Herr Hardy, eben so erschrocken, als wenn der Blitz zu seinen Füßen in den Boden geschlagen hätte.

„Marguerite ist abgereist!“ wiederholte er.

„Alles ist entdeckt... ihre Mutter hat sie vor drei Tagen fortgeführt,“ sprach die unglückliche Frau mit sterbender Stimme.

„Abgereist... Marguerite... das ist nicht wahr! Man täuscht mich...“ rief Herr Hardy.

Und ganz verwirrt, voll Schrecken, stürzte er aus seinem Hause, lief nach der Remise, sprang in seinen Wagen, welcher, mit Postpferden bespannt, Herrn von Blessac erwartete und sagte zu dem Postillon:

„Nach Paris, so schnell als die Pferde zu laufen vermögen!“

. . . .

In dem Augenblick, wo der Wagen, rasch wie der Blitz, auf der Straße nach Paris fortrollte, führte ein heftiger Wind den entfernten Lärmen des Kriegsgesanges der Wölfe herbei, welche hastig nach der Fabrik vorrückten.

Sechstes Kapitel.

Der Angriff.

Als Herr Hardy die Fabrik verlassen hatte, ging Rodin, welcher keinen so ungestümen Aufbruch erwartet hatte, langsam wieder auf seinen Fiacre zu; plötzlich aber blieb er einen Augenblick stille stehen und zitterte vor Freude und Erstaunen, als er in einiger Entfernung den Marschall Simon und seinen Vater sich nach einem von den Flügeln des gemeinschaftlichen Hauses wenden sah; denn ein besonderer Umstand hatte bis jetzt die Unterredung von Vater und Sohn verzögert.

„Sehr gut," sagte Rodin, „immer besser; jetzt darf nur noch mein Mann diese kleine Rose-Pompon aus dem Neste gebracht und bestimmt haben."

Und Rodin eilte zu seinem Fiacre zurück.

In diesem Augenblick trug der Wind, welcher fortwährend heftig wehte, bis zu dem Ohre des Jesuiten den immer näher kommenden Lärmen des Kriegsgesanges der Wölfe.

Nachdem Rodin einen Augenblick aufmerksam, den Fuß auf dem Tritte, auf das Geräusch gehört hatte, sagte er, sich in den Wagen setzend:

„Zu dieser Stunde vermuthet der würdige Josua Van Dael in Java nicht, daß seine Forderungen an den Baron Tripeaud vortrefflich zu werden anfangen."

Und der Fiacre schlug den Weg nach der Barriere ein.

. . . .

Mehrere Arbeiter waren, im Begriff, sich nach Paris zu begeben, um die Antwort ihrer Kameraden auf andere Vorschläge in Beziehung auf geheime Gesellschaften zu überbringen, genöthigt gewesen, insge-

heim sich mit dem Vater des Marschall Simon zu besprechen. Daher kam die Verzögerung der Unterredung mit seinem Sohne.

Der alte Arbeiter, Aufseher der Fabrik, bewohnte zwei schöne Zimmer im Erdgeschoße am Ende von einem der Flügel des gemeinschaftlichen Hauses. Ein kleiner Garten, den er selbst zu pflegen liebte, dehnte sich unter den Fenstern aus. Die Glasthüre, welche nach diesem Blumenstücke führte, war offen geblieben und ließ die bereits warmen Strahlen der Märzsonne in die bescheidene Wohnung dringen, in welche so eben der Arbeiter in der Blouse und der Marschall von Frankreich in großer Uniform eingetreten waren.

Der Marschall nahm nun die Hände seines Vaters in die seinigen und sagte mit einer so tief bewegten Stimme, daß der Greis darüber erschrack:

„Mein Vater... ich bin sehr unglücklich!" und ein schmerzlicher, bis jetzt zurückgehaltener Ausdruck verdüsterte plötzlich das edle Aussehen des Marschalls.

„Du... unglücklich!" rief der Vater Simon unruhig.

„Ich werde Ihnen Alles sagen, mein Vater, antwortete der Marschall mit bebender Stimme, „denn ich bedarf der Rathschläge Ihrer unbeugsamen Rechtschaffenheit."

„Im Punkte der Ehre, der Redlichkeit brauchst Du von Niemand Rath zu verlangen."

„Doch, mein Vater... Sie allein können mich einer Ungewißheit entziehen, die für mich zur grausamsten Marter wird."

„Sprich... ich beschwöre Dich."

„Seit einigen Tagen scheinen meine Töchter unter einem gewissen Zwange zu leiden, in Gedanken versunken. In den ersten Augenblicken unserer Vereinigung waren sie toll vor Freude und Glück... Plötzlich hat sich dieß geändert; sie werden immer trauriger. ...tern erst erblickte ich eine Thräne in ihren Augen,

dann drückte ich sie erschüttert an meine Brust und bat sie dringend, mir ihren Kummer zu nennen. Ohne zu antworten, warfen sie sich mir um den Hals und bedeckten mein Gesicht mit Zähren."

„Das ist seltsam!... Aber welchem Umstande soll man diese Veränderung zuschreiben?"

„Zuweilen befürchte ich, ihnen nicht hinreichend den Schmerz verborgen zu haben, den mir der Tod ihrer Mutter verursacht, und diese armen Engel grämen sich vielleicht, daß sie sich unzulänglich für mein Glück sehen. Doch scheinen sie mir unerklärlicher Weise meinen Schmerz nicht nur zu begreifen, sondern zu theilen... Gestern noch sagte Blanche zu mir: „„Wie viel glücklicher wären wir Alle, hätten wir unsere Mutter bei uns!""

„Sie theilen Deinen Schmerz und können ihn Dir nicht zum Vorwurf machen. Dieß ist nicht der Grund ihres Kummers."

„Das sage ich mir auch, mein Vater, aber worin soll ich ihn suchen? Vergebens erschöpfe ich meinen Verstand, um ihn aufzufinden. Was soll ich Ihnen sagen? Zuweilen gehe ich so weit, daß ich mir einbilde, ein böser Dämon habe sich zwischen mich und meine Kinder gedrängt. Dieser Gedanke ist albern, einfältig; aber wenn es einem an vernünftigen Gründen gebricht, so überläßt man sich am Ende den unsinnigsten Vermuthungen."

„Wer wird sich zwischen Deine Töchter und Dich drängen wollen?"

„Niemand... ich weiß es."

„Ruhig, Pierre," sprach väterlich der alte Arbeiter; „warte ... fasse Geduld, überwache, beobachte diese armen jungen Herzen mit der Sorgfalt, die ich an Dir kenne, und ich bin überzeugt, Du wirst irgend ein ohne Zweifel sehr unschuldiges Geheimniß entdecken."

„Ja," sagte der Marschall, seinen Vater fest anschauend; „aber um dieses Geheimniß zu durchdringen, darf ich sie nicht verlassen."

„Warum solltest Du sie verlassen?" sprach der Greis, erstaunt über die düstere Miene seines Sohnes, „bist Du jetzt nicht für immer bei ihnen, bei mir?"

„Wer weiß?" antwortete der Marschall mit einem Seufzer.

„Was sagst Du?"

„Erfahren Sie zuerst, mein Vater, alle Verpflichtungen, die mich hier zurückhalten, und Sie kennen dann diejenigen, welche mich von Ihnen, von meinen Töchtern und von meinem andern Kinde entfernen dürften."

„Von welchem Kinde?"

„Von dem Sohne meines alten Freundes, des indischen Fürsten."

„Dschalma? was ist ihm begegnet?"

„Mein Vater... er erschreckt mich..."

„Er?"

Plötzlich ertönte ein furchtbares Getöse, von einem Windstoße herbeigetragen, in der Ferne. Der Lärmen war so mächtig, daß der Marschall sich unterbrach und zu seinem Vater sagte:

„Was ist das?"

Nachdem der Greis einen Augenblick auf das dumpfe Geschrei gehorcht hatte, das sich wieder schwächte und mit dem Windstoß vorüber ging, antwortete er:

„Einige betrunkene Sänger an den Barrièren, die auf der Landstraße umherlaufen."

„Das glich dem Geschrei einer zahlreichen Menschenschaar," versetzte der Marschall.

Er und sein Vater horchten abermals. Das Getöse hatte aufgehört.

„Was sagtest Du mir?" sprach der alte Arbeiter, „Dieser junge Indianer erschrecke Dich, und warum?"

„Ich habe Ihnen von der tollen, unseligen Leidenschaft desselben für Fräulein von Cardoville erzählt.“

„Und das erschreckt Dich?“ sagte der Greis und schaute seinen Sohn erstaunt an. „Dschalma zählt erst achtzehn Jahre, und in diesem Alter vertreibt eine Liebe die andere.“

„Wenn es sich um eine gewöhnliche Liebe handelte, ja, mein Vater. Aber bedenken Sie, daß Fräulein von Cardoville mit einer idealen Schönheit, wie Sie wissen, das vortrefflichste Herz und den edelsten Charakter verbindet, und daß in Folge unseliger Umstände Dschalma den seltenen Werth dieser schönen Seele zu würdigen im Stande war.“

„Du hast Recht, das ist ernster, als ich dachte.“

„Sie haben keinen Begriff, welche Verheerungen diese Leidenschaft bei dem glühenden, unzähmbaren Jünglinge anrichtet. Auf schmerzliche Niedergeschlagenheit folgen oft Ausbrüche von der größten Wildheit. Gestern überraschte ich ihn unversehens, das Auge blutig, das Gesicht krampfhaft von der Wuth zusammengezogen, sich einem Anfall der tollsten Wuth überlassend, durchbohrte er mit Dolchstößen ein Kissen von rothem Tuche und rief mit keuchendem Tone: „Ah!... Blut... ich habe sein Blut!““ Unglücklicher! sagte ich zu ihm, was soll dieser wahnsinnige Ausbruch. „„Ich tödte den Menschen,““ antwortete er mit dumpfem Tone und verwirrter Miene. So bezeichnet er den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.“

„Das ist wirklich etwas Furchtbares, eine solche Leidenschaft in einem solchen Herzen,“ sprach der Greis.

„Ein andermal,“ versetzte der Marschall, „bricht seine Wuth gegen Fräulein von Cardoville aus, wieder ein andermal gegen seine eigene Person. Ich war genöthigt, ihm seine Waffen wegnehmen zu lassen, denn ein Mensch, der von Java gekommen ist und sehr anhänglich an ihn zu sein scheint, benachrichtigte mich, er habe Verdacht, Dschalma hege Selbstmordgedanken.“

„Nun, mein Vater,“ sagte der Marschall mit tiefer Bitterkeit, „in dem Augenblick, wo meine Töchter, wo dieses Adoptivkind meine ganze Fürsorge in Anspruch nehmen, stehe ich vielleicht am Vorabend, sie verlassen zu müssen.“

„Sie verlassen zu müssen?“

„Ja, um eine Pflicht zu erfüllen, die vielleicht noch heiliger ist, als diejenigen, welche die Freundschaft, die Familie auferlegen,“ erwiederte der Marschall mit einem so ernsten, so feierlichen Tone, daß sein Vater tief erschüttert ausrief:

„Was für eine Pflicht ist dies?“

„Mein Vater,“ antwortete der Marschall, nachdem er einen Augenblick in Gedanken versunken geblieben war, „wer hat mich zu dem gemacht, was ich bin? Wer hat mir den Herzogstitel, den Marschallsstab gegeben?“

„Napoleon...“

„Für Sie, den strengen Republikaner, hatte er, ich weiß es wohl, allen seinen Zauber verloren, als er sich vom ersten Bürger einer Republik in den Kaiser verwandelte.“

„Ich habe seine Schwäche verwünscht,“ sagte traurig der alte Arbeiter. „Der Halbgott wurde zum Menschen.“

„Aber für mich, mein Vater, für mich, den Soldaten, der ich mich stets an seiner Seite, unter seinen Augen geschlagen habe, für mich, den er von den letzten Rangstufen des Heeres bis zu der ersten emporgehoben, für mich, den er mit Wohlthaten, mit Beweisen seiner Zuneigung überhäuft hat, ist er mehr als ein Held gewesen, und es lag eben so viel Dankbarkeit, als Bewunderung in der Anbetung, die ich ihm zollte. Als man ihn verbannte, wollte ich seine Verbannung theilen, aber man verweigerte mir diese Gunst; dann habe ich den Degen gegen diejenigen gezogen, welche seinen Sohn der Krone beraubten, die ihm Frankreich gegeben hat.“

„In Deiner Stellung hast Du wohl daran gethan, Pierre; ... ohne Deine Bewunderung zu theilen, begriff ich doch Deine Dankbarkeit... Verbannungspläne, Conspiration, ich habe Alles gebilligt, wie Du weißt."

„Nun wohl, dieses enterbte Kind, in dessen Namen ich conspirirte, ist siebzehn Jahre alt und fähig, das Schwert seines Vaters zu halten."

„Napoleon II.!" rief der Greis und schaute seinen Sohn mit der größten Verwunderung und Angst an; „der König von Rom!!!"

„Rom!!! nein, er ist nicht mehr König... Napoleon? nein, er heißt nicht mehr Napoleon; sie haben ihm irgend einen deutschen Namen gegeben, denn der andere Name macht ihnen bange; Alles machte ihnen bange. Wissen Sie, was sie mit dem Sohne des Kaisers thun?" versetzte der Marschall mit einer schmerzlichen Steigerung.... „sie martern ihn.... sie tödten ihn langsam..."

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Oh, irgend Jemand, der es weiß und der wahr gesprochen hat, nur zu wahr. Ja, der Sohn des Kaisers kämpft mit allen seinen Kräften gegen einen frühzeitigen Tod. Die Augen nach Frankreich gerichtet... wartet er.... wartet er.... und Niemand kommt... nein.... Niemand. Unter allen den Menschen, die sein Vater eben so groß gemacht hat, als sie klein waren, denkt nicht Einer, nicht ein Einziger an dieses heilige Kind, das man erstickt und das stirbt."

„Und Du... Du denkst daran?"

„Ja, aber um daran zu denken, mußte ich... denn nicht aus derselben Quelle habe ich alle meine Nachrichten erhalten.... mußte ich, sage ich, das grausame Schicksal dieses Kindes erfahren, dem ich ebenfalls einen Eid geleistet habe; denn eines Tages zeigte es mir der Kaiser, ein stolzer, zärtlicher Vater, in seiner Wiege und sagte zu mir: „Mein alter Freund, Du wirst dem Sohne sein, was Du dem Vater ge-

wesen bist, denn wer uns liebt, liebt unser Frankreich!"

„Ja, ich weiß es, oft hast Du diese Worte wiederholt, und ich war, wie Du, tief bewegt."

„Nun wohl, mein Vater, wenn ich, unterrichtet von dem, was der Sohn des Kaisers leidet, mit vollkommener Gewißheit die unleugbarsten Beweise gesehen hätte, daß man mich nicht täuschte, wenn ich einen Brief von einer hochgestellten Person an dem Wiener Hofe gesehen hätte, welche einem der Verehrung des Kaisers treu ergebenen Manne die Mittel böte, mit dem König von Rom in Verbindung zu treten und ihn seinem Kerker zu entreißen?"

„Und sodann?" sprach der Arbeiter, seinen Sohn fest anschauend, „wenn nun Napoleon II. frei wäre?..."

„Sodann!..." rief der Marschall. „Hören Sie, mein Vater, glauben Sie, Frankreich sei unempfindlich für die Demüthigungen, die es zu ertragen hat?... Halten Sie das Andenken an den Kaiser für erloschen?... Nein, nein, in diesen Tagen der Erniedrigung für das Land wird sein heiliger Name ganz stille angerufen. Was wäre es, wenn dieser glorwürdige Name, sich in seinem Sohne wiederbelebend, an der Gränze erschiene? Glauben Sie, daß nicht das Herz von ganz Frankreich für ihn schlagen würde?"

„Das ist eine Verschwörung gegen die gegenwärtige Regierung mit Napoleon II. zur Fahne," versetzte der Arbeiter. „Diese Sache ist sehr ernst."

„Mein Vater, ich sagte Ihnen, ich wäre sehr unglücklich, urtheilen Sie nun selbst," rief der Marschall. „Ich frage mich nicht nur, ob ich meine Kinder und Sie verlassen soll, um mich den Zufällen einer so gewagten Unternehmung bloßzustellen, sondern ich frage auch, ob ich nicht Verbindlichkeiten der gegenwärtigen Regierung gegenüber habe, welche, meinen Titel und meinen Grad anerkennend, mir keine Gunst bewilligt, sondern mir endlich Gerechtigkeit hat widerfahren las-

sen... Was soll ich thun? Alles verlassen, was ich liebe, oder unempfindlich für die Marter des Sohnes meines Kaisers bleiben...des Kaisers, dem ich Alles verdanke... dem ich persönlich Treue geschworen habe, und zwar sowohl für ihn, als für sein Kind? Soll ich diese einzige Gelegenheit verloren geben, ihn vielleicht zu retten, oder soll ich für ihn conspiriren? ... Sagen Sie mir, ob ich das, was ich dem Andenken des Kaisers zu danken habe, übertreibe? sagen Sie, mein Vater, entscheiden Sie. Eine ganze schlaflose Nacht hindurch habe ich mitten aus diesem Chaos heraus die von der Ehre vorgeschriebene Linie zu entwirren gesucht. Ich ging nur von einer Unentschlossenheit zur andern über.... Sie allein, mein Vater, ich wiederhole es, Sie allein können mich führen."

Der Greis blieb einen Augenblick nachdenkend und war eben im Begriffe, seinem Sohn zu antworten, als ein Mensch, der rasch durch den kleinen Garten lief, die Thüre des Erdgeschoßes öffnete und ganz bestürzt in das Zimmer trat, in welchem sich der Marschall Simon und sein Vater befanden.

Es war Olivier, der junge Arbeiter, der sich aus der Dorfschenke geflüchtet hatte, in welcher sich die Wölfe versammelten.

„Herr Simon... Herr Simon!..." rief er bleich und schnaufend. „Sie sind hier... sie kommen... sie wollen die Fabrik angreifen."

„Wer so?" sprach der Greis, rasch sich erhebend.

„Die Wölfe, einige Steinbrechergesellen, mit denen sich auf dem Wege viele Leute aus der Umgegend und Straßenläufer aller Art verbunden haben. Halt! hört Ihr sie nicht?.... Sie rufen: Tod den Reißenden!"

Das Geschrei näherte sich wirklich und wurde immer deutlicher.

„Das war der Lärmen, den ich vorhin gehört hatte," sagte der Marschall, sich ebenfalls erhebend.

„Es sind ihrer mehr als zweihundert, Herr Simon," sprach Olivier, „sie haben sich mit Steinen und Stöcken bewaffnet und zum Unglück befinden sich die meisten Arbeiter der Fabrik in Paris. Wir sind im Ganzen kaum vierzig hier. Die Frauen und die Kinder flüchten sich bereits mit Angstgeschrei in die Zimmer. Hört Ihr sie?"

Der Plafond bebte wirklich unter dem gewaltigen Getöse.

„Sollte der Angriff ernstlich gemeint sein?" fragte der Marschall seinen Vater, welcher immer unruhiger zu werden schien.

„Sehr ernst," antwortete der Greis; „es gibt nichts Schrecklicheres, als diese Genossenschaftskämpfe, und überdies wendet man seit einiger Zeit alle erdenkliche Mittel an, um die Leute der Umgegend gegen die Fabrik aufzureizen."

„Wenn Ihr in der Minderzahl seid," sprach der Marschall, „so muß man zuerst alle Thüren verrammeln... und dann..."

Er konnte nicht vollenden, ein Ausbruch furchtbaren und ganz nahen Geschreis machte die Fensterscheiben im Zimmer erzittern, und der Marschall, sein Vater und der junge Arbeiter eilten in den kleinen Garten, welcher auf der einen Seite von einer hohen Mauer begränzt war, die nach dem Felde ging.

Plötzlich und während das Geschrei an Heftigkeit sich verdoppelte, schlugen zahllose Steine und Kiesel, bestimmt, die Fensterscheiben im Hause zu zerbrechen, einige Kreuzstöcke des ersten Stockes ein, sprangen nach der Mauer zurück und fielen um den Marschall und seinen Sohn her in dem Garten.

Welch ein Unglück!!! von einem großen Steine an den Kopf getroffen, wankte der Greis, neigte sich vorwärts und sank ganz blutig in die Arme des Marschall Simon; in demselben Augenblick erscholl außen mit

wachsender Wuth das wilde Geschrei: „Schlacht und Tod den Reißenden!“

Siebentes Kapitel.

Die Wölfe und die Reißenden.

Sie war furchtbar anzuschauen, diese entfesselte Menge, deren erste Feindseligkeiten so traurig für den Vater des Marschall Simon ausgefallen war.

Ein Flügel des gemeinschaftlichen Hauses, wo auf dieser Seite die Gartenmauer endigte, ging auf das Feld. Hier hatten die Wölfe ihren Angriff begonnen.

Die Eile des Marsches, die zwei Stationen, welche die Truppe in zwei Schenken gemacht hatte, das glühende Verlangen nach dem Kampfe, welcher nun beginnen sollte, hatten diese Menschen immer mehr mit einer wilden Begeisterung erfüllt.

Als die erste Ladung Steine geschleudert war, suchten die meisten Angreifenden neue Munition. Um sich bequemer damit zu versehen, nahmen die Einen ihre Stöcke zwischen die Zähne, während die Andern dieselben an die Wand gelegt hatten. An verschiedenen Stellen bildeten sich lärmende Gruppen um die Haupträdelsführer der Bande. Die am besten gekleideten Männer trugen Blousen oder Wämmser und Mützen; Andere waren kaum mit Lumpen bedeckt, denn es hatte sich, wie gesagt, eine große Menge von Straßenläufern und heimathlosen Menschen mit finstern Galgengesichtern mit der Truppe der Wölfe in Verbindung gesetzt. Einige häßliche, abgerissene Weiber, welche immer auf dem Wege von solchen Elenden aufzutauchen scheinen, begleiteten sie und stachelten durch ihr Geschrei

durch ihre Herausforderungen die entflammten Geister noch mehr auf. Die Eine von ihnen, eine starke, große Weibsperson, mit dunkelrother Gesichtsfarbe, vom Weine aufgequollenen Augen und einem zahnlosen Munde, trug ein schmutziges Sacktuch um den Kopf gebunden, unter welchem gelbliche, struppige Haare hervorstanden. Sie hatte über ihrem zerlumpten Rocke ein altes braunes, über der Brust gekreuztes und auf dem Rücken zusammen geknüpftes, Halstuch. Diese Megäre schien von Wuth besessen. Sie hatte ihre zerrissenen Aermel zurückgeschlagen, schwang mit der einen Hand einen Stock und hielt in der andern einen schweren Stein. Ihre Genossen nannten sie Ciboule *).

Das furchtbare Geschöpf schrie mit einer rauhen Stimme:

„Ich will mich mit den Weibern der Fabrik beißen. Ich will ihnen zur Ader lassen!...“

Diese wilden Worte wurden mit dem Beifallsgeschrei ihrer Gefährten und mit dem stürmischen Rufe: „Es lebe Ciboule!“ aufgenommen, wodurch die Megäre vollends bis zum Wahnsinn aufgereizt wurde.

Unter den andern Rädelsführern war ein vertrockneter, bleicher Mensch, mit einer Frettwieselsmiene und einem schwarzen dicken Kinnbart. Er trug eine scharlachrothe griechische Mütze, und unter seiner langen neuen Blouse sah man sehr reinliche Tuchhosen und feine Stiefeln. Dieser Mensch gehörte offenbar einem andern Stande und einer andern Lebenslage an, als die übrigen Leute der Gruppe. Er war es hauptsächlich, welcher die aufreizendsten und verletzendsten Worte den Arbeitern der Fabrik gegen die Bewohner der Umgegend in den Mund legte. Er schrie viel, aber hatte weder einen Stock noch einen Stein. Ein anderer Mensch mit einem vollen, gefärbten Gesichte, dessen furchtbare

---

*) Die Zipolle, eine Art von kleinen Zwiebeln.

tiefe Tenorstimme einem Cantor anzugehören schien, sagte zu ihm:

„Du willst also nicht Feuer geben auf diese gottlosen Hunde, welche im Stande sind, die Cholera in die Gegend zu ziehen, wie der Herr Pfarrer behauptet hat?“

„Ich werde feuern... und zwar besser als Du,“ antwortete der kleine Mann mit dem Frettwieselsgesichte und lächelte dabei auf eine düstere, sonderbare Weise.

„Und womit wirst Du feuern?“

„Mit diesem Stein ohne Zweifel,“ versetzte der kleine Mann und hob einen großen Kiesel auf. Aber in dem Augenblick, wo er sich bückte, fiel ein ziemlich voller, aber sehr leichter Sack zu Boden, den er unter seiner Blouse befestigt zu tragen schien.

„Sieh, Du verlierst Deinen Sack,“ sprach der Andere, „doch er scheint nicht sehr schwer zu sein.“

„Es sind Muster von Wolle,“ antwortete der Mann mit dem Frettwieselsgesichte, hob rasch den Sack auf und steckte ihn wieder unter seine Blouse. Dann fügte er bei:

„Doch aufgepaßt, ich glaube, der Steinbrecher spricht.“

Derjenige, welcher wirklich am meisten Einfluß auf die wüthende Menge ausübte, war der furchtbare Steinbrecher. Seine riesige Gestalt beherrschte so sehr den Haufen, daß man beständig seinen dicken Kopf, um den er ein rothes, zerfetztes Tuch gebunden hatte, und seine herculischen Schultern, bedeckt mit einem rohen Ziegenfelle, über dem Niveau dieser wimmelnden Schaar sich erheben sah, aus der nur an einzelnen Stellen Frauenhauben wie eben so viele weiße Punkte herausschauten.

Als die kleine Zahl ehrlicher, aber verirrter Arbeiter wahrnahm, zu welchem Grade der Heftigkeit die Geister gelangten, so wollten eben diese Arbeiter, die

sich zu dem gefährlichen Unternehmen unter dem Vorwande eines Genossenschaftsstreites hatten verlocken lassen, aus Furcht vor den Folgen des Kampfes den Kern der Truppe verlassen, aber es war zu spät. Zusammengepreßt und gleichsam in die feindseligsten Gruppen eingeschlossen, bedenkend, daß sie für Feige gehalten oder der schlechten Behandlung der Mehrzahl preisgegeben werden könnten, ergaben sie sich darein, einen günstigeren Augenblick zum Entweichen abzuwarten.

Auf das wilde Geschrei, das den ersten Angriff mit den Steinen begleitet hatte, folgte ein tiefes Stillschweigen, gefordert von der Stentorstimme des Steinbrechers.

„Die Wölfe haben geheult!“ rief er. „Man muß warten und sehen, wie die Reißenden antworten und sich in das Treffen einlassen werden.“

„Man muß sie Alle aus der Fabrik heraus locken und die Schlacht auf einem neutralen Felde schlagen,“ sprach der kleine Mann mit der Frettwieselsmiene, welcher der Rechtsgelehrte der Bande zu sein schien; „sonst wäre es Verletzung ihres Domicils.“

„Verletzung! Was liegt uns daran, ob wir verletzen oder nicht?“ rief die furchtbare Megäre, die Ciboule genannt. „Außen oder innen, ich muß mich nothwendig mit den verdammten Weibsbildern der Fabrik beißen und reißen.“

„Ja, ja,“ schrieen die anderen abscheulichen Weibsbilder, welche eben so zerlumpt aussahen, als Ciboule; „es soll nicht Alles für die Männer sein.“

„Wir wollen auch unsern Schlag thun!“

„Die Frauen der Fabrik sagen: alle Frauen der Umgegend seien besoffene Weibsbilder und Straßenläuferinnen!“ rief der kleine Mensch mit der Frettwieselsmiene.

„Gut, das soll ihnen bezahlt werden!“

„Die Frauen müssen sich darein mischen.“

„Das geht uns an."

„Da sie in ihrem gemeinschaftlichen Hause die Sängerinnen spielen," schrie Ciboule, „so werden wir sie das Lied: Zu Hülfe, man mordet mich! lehren."

Dieser barbarische Scherz wurde mit Geschrei, mit Pfeifen, Zischen, Heulen und Füßestampfen aufgenommen. Doch die Stentorstimme machte dem Höllenlärmen durch den Ruf: Stille! ein Ende.

„Stille! stille!" wiederholte die Menge. „Hört auf den Steinbrecher."

„Wenn die Reißenden so feig oder schlau sind, daß sie es nach einem zweiten Steinhagel nicht wagen, heraus zu kommen, so ist da unten eine Thüre; wir stoßen diese ein und umstellen sie in ihren Löchern."

„Es wäre besser, sie zum Kampfe so heraus zu locken, daß kein Einziger im Innern der Fabrik bliebe," versetzte der Mann mit der Frettwieselsmiene, der einen Hintergedanken zu haben schien.

„Man schlägt sich, wo man kann," schrie der Steinbrecher mit einer Donnerstimme. „Wenn man sich nur anhaken kann, geht Alles gut. Man würde sich auf einer Dachspitze oder auf einem Mauerkamme durchwammsen, nicht wahr, meine Wölfe?"

„Ja!... ja!..." schrie die durch diese Worte electrisirte Menge. „Wenn sie nicht heraus kommen, so dringen wir mit Gewalt ein."

„Man wird ihn sehen, Euern Pallast!"

„Diese Heiden haben nicht einmal eine Kapelle," sprach der Mann mit der tiefen Tenorstimme. „Der Herr Pfarrer hat sie verdammt."

„Warum sollen sie einen Palast haben, und wir Hundeställe?"

„Die Arbeiter von Herrn Hardy behaupten, Hundeställe seien gut genug für Canaillen, wie Ihr seid!" rief der Mann mit der Frettwieselsmiene.

„Ja!.. ja! das haben sie gesagt!"

„Dann schlägt man bei ihnen Alles kurz und klein."

„Man zerstört ihren Bazar.“

„Man wirft das Haus zum Fenster hinaus.“

„Und wenn man die Weibsbilder, welche die Zieraffen spielen wollen, hat singen lassen,“ schrie Ciboule, „so lassen wir sie auch, mit Steinwürfen auf ihre Köpfe, tanzen.“

„Auf, Wölfe, aufgepaßt!“ rief der Steinbrecher mit einer Stentorstimme. „Noch eine Ladung, und wenn die Reißenden nicht heraus kommen, nieder mit der Thüre!“

Dieser Vorschlag wurde mit wildem Brüllen und Heulen angenommen, und der Steinbrecher, dessen Stimme den Lärmen beherrschte, schrie aus seinen herculischen Lungen:

„Aufgepaßt!... Wölfe... Stein in die Hand... und mit einander... Seid Ihr bereit?“

„Ja, ja! wir sind bereit!“

„Gebt Feuer!“

Und zum zweiten Male schlug eine Wolke von Steinen und ungeheuren Kieseln an die Façade des gemeinschaftlichen Hauses, welche nach dem Felde ging. Ein Theil dieser Wurfgeschosse zerbrach die Scheiben, welche bei der ersten Ladung verschont worden waren. Mit dem Klirren der zerbrochenen Fenster verband sich das wilde Geschrei, das zu gleicher Zeit und wie ein furchtbarer Chor von dieser, von ihren eigenen Excessen trunkenen, Schaar ausgestoßen wurde:

„Schlacht und Tod den Reißenden!“

Aber bald steigerte sich dieses Geschrei zur völligen Wuth, als die Angreifenden durch die eingeworfenen Fenster Frauen erblickten, welche voll Schrecken hin und her liefen, theils Kinder mit sich schleppten, theils die Arme zum Himmel erhoben und um Hülfe riefen, während andere Kühnere sich zu den Fenstern hinauslegten und die Läden zu schließen suchten.

„Ah, sieh' da, die Ameisen ziehen aus!“ rief Ci-

boule und bückte sich, einen Stein aufzuheben. „Man muß sie mit Kieselwürfen unterstützen.“

Und von der männlichen, sichern Hand der Megäre geschleudert, traf der Stein eine unglückliche Frau, welche, über das Gesimse des Kreuzstockes gebeugt, einen Laden an sich zu ziehen suchte.

„Getroffen! in das Schwarze getroffen!“ schrie das häßliche Geschöpf.

„Es lebe Ciboule!“ riefen verschiedene Stimmen.

„Kommt heraus, Ihr Reißenden, wenn Ihr es wagt.“

„Sie, welche hundertmal behaupteten, die Leute in der Umgegend wären zu feig, um nur ihr Haus anzuschauen,“ sprach der Mann mit der Frettwieselsmiene.

„Und zu dieser Stunde zittern sie im Staube!“

„Sie kommen nicht!“ rief der Steinbrecher mit einer Donnerstimme. „Wir wollen sie räuchern!“

„Ja, ja!“

„Stoßen wir die Thüre ein!“

„Wir müssen sie treffen!“

„Auf, auf!“

Und der Haufen zog, den Steinbrecher an der Spitze, in dessen Nähe Ciboule einen Stock schwingend marschirte, nach einer großen, nicht weit entfernten, Thüre.

Der Boden zitterte unter den Tritten der wilden Schaar, welche jetzt nicht mehr schrie. Das verworrene, aber gleichsam unterirdische Getöse erschien vielleicht noch viel trauriger, finsterer, als das heftige Geschrei.

Die Wölfe gelangten bald vor die Thüre von dickem Eichenholz.

In dem Augenblick, wo der Steinbrecher einen furchtbaren Hammer gegen einen von den Flügeln erhob, öffnete sich dieser plötzlich.

Einige von den Entschlossensten der Schaar waren im Begriff, durch die Oeffnung einzudringen; aber der Steinbrecher wich zurück und streckte die Arme aus, als

wollte er ihren Eifer mäßigen und den Seinigen Stillschweigen auferlegen. Diese gruppirten und schaarten sich um ihn zusammen.

Durch die halbgeöffnete Thüre sah man einen leider nicht sehr zahlreichen Haufen von Arbeitern, deren Haltung indessen Entschlossenheit ankündigte. Sie hatten sich in der Eile mit Heugabeln, eisernen Stangen und Stöcken bewaffnet. Agricol stand an ihrer Spitze und hielt in der rechten Hand seinen schweren Grobschmiedshammer.

Der junge Arbeiter war sehr bleich. Man sah an dem Feuer seiner Augen, an seinen herausfordernden Gesichtszügen, an seiner unerschrockenen Sicherheit, daß das Blut seines Vaters in seinen Adern rollte und daß er bei einem solchen Streite furchtbar werden konnte. Es gelang ihm jedoch, an sich zu halten, und er sagte mit fester Stimme zu dem Steinbrecher:

„Was wollt Ihr?“

„Schlacht!“ schrie dieser mit einer Donnerstimme.

„Ja... ja... Schlacht!...“ wiederholte die Menge.

„Stille!... meine Löwen!“ rief der Steinbrecher, indem er sich umdrehte und seine breite Hand nach der Menge ausstreckte.

Dann sich an Agricol wendend:

„Die Wölfe kommen, um eine Schlacht zu verlangen.“

„Gegen wen?“

„Gegen die Reißenden.“

„Es gibt keine Reißende hier,“ antwortete Agricol; „es gibt nur ruhige Arbeiter... entfernt Euch!“

„Wohl! wir sind die Wölfe, welche die ruhigen Arbeiter fressen werden.“

„Die Wölfe werden Niemand fressen,“ sprach Agricol und schaute dem Steinbrecher, der sich ihm mit einer drohenden Miene näherte, fest in das Gesicht.

„Ah!... Du glaubst?“ sagte der Steinbrecher mit einem wilden Gelächter.

Dann hob er seinen schweren Steinbrecherhammer in die Höhe, hielt ihn Agricol gleichsam unter die Nase und sagte:

„He! ist das zum Lachen?“

Mit einer raschen Bewegung stieß Agricol kräftig mit seinem Grobschmiedshammer den Hammer des Steinbrechers zurück.

„Eisen gegen Eisen, Hammer gegen Hammer! Das sagt mir zu,“ sprach der Steinbrecher.

„Es handelt sich nicht um das, was Euch zusagt,“ erwiederte Agricol, der nun kaum mehr an sich halten konnte. „Ihr habt unsere Fenster zerbrochen, unsere Frauen erschreckt und den ältesten Arbeiter der Fabrik, der jetzt in den Armen seines Sohnes liegt, vielleicht auf den Tod verwundet...“ Und die Stimme von Agricol bebte unwillkürlich... „Das ist, glaube ich, genug!“

„Nein! die Wölfe haben noch mehr Hunger,“ antwortete der Steinbrecher; „Ihr müßt herauskommen, Ihr Feigen, Ihr müßt herauskommen, um eine Schlacht mit uns zu schlagen.“

„Ja, ja, eine Schlacht! Sie müssen herauskommen!“ schrie die Menge heulend, pfeifend, brüllend, die Stöcke schwingend und durch den Raum vorrückend, der sie noch von der Thüre trennte.

„Wir wollen keine Schlacht,“ antwortete Agricol, „wir verlassen diese Stelle nicht. Aber solltet Ihr unseliger Weise über diesen Punkt kommen“ — und Agricol warf seine Mütze auf die Schwelle und stützte mit unerschrockener Miene seinen Fuß darauf — „ja, wenn Ihr über diesen Punkt kommt, so greift Ihr uns auf unserem Grund und Boden an, und seid verantwortlich für Alles, was geschieht.“

„Wir schlagen uns bei Dir oder anderswo. Die Wölfe wollen die Reißenden fressen!... Sieh', hier

ist der Angriff!“ rief der wilde Steinbrecher und hob seinen Hammer über Agricol.

Aber dieser warf sich mit einer raschen Wendung des Körpers auf die Seite, vermied den Schlag und schleuderte seinen Hammer gerade auf die Brust des Steinbrechers, welcher einen Augenblick wankte, bald aber wieder auf seinen Beinen befestigt, sich mit dem Rufe: „Herbei, Wölfe!“ auf Agricol stürzte.

Achtes Kapitel.

Die Rückkehr.

Sobald sich der Kampf zwischen Agricol und dem Steinbrecher entsponnen hatte, wurde das Handgemenge furchtbar, unversöhnlich. Eine Woge von Angreifenden folgte dem Schritte des Steinbrechers und wälzte sich mit einer unwiderstehlichen Wuth durch das Thor. Andere, welche das gräßliche Gedränge nicht durchbrechen konnten, wo die Stürmischsten die minder Heftigen beinahe erdrückten und niederwarfen, machten einen ziemlich langen Umweg, rissen einen Zaun nieder, der sich an eine Hecke lehnte, und nahmen die Arbeiter gleichsam zwischen zwei Feuer. Die Einen leisteten muthigen Widerstand, die Andern aber, als sie Ciboule, gefolgt von einigen ihrer furchtbaren Gefährten und mehreren Straßenläufern mit finsteren Gesichtern, rasch in das gemeinschaftliche Haus steigen sahen, eilten, diese Bande zu verfolgen. Da aber mehrere der Genossen der Megäre sich umdrehten, Fronte machten und den Eingang der Treppe gegen die Arbeiter kräftig vertheidigten, so konnte Ciboule, drei oder vier von ihres Gleichen und

einige nicht minder gemeine Männer in mehrere Zimmer dringen, die Einen, um zu plündern, die Andern, um Alles zu zerschlagen.

Eine Thüre, welche Anfangs ihren Anstrengungen widerstanden hatte, war bald erbrochen. Ciboule stürzte, ihren Stock in der Hand, mit flatternden Haaren, wüthend, trunken durch das Geschrei und den Aufruhr, in dieses Zimmer. Ein schönes junges Mädchen (es war Angele), das den Eingang eines zweiten Zimmers vertheidigen zu wollen schien, fiel bleich, flehend, die Hände gefalten, auf die Kniee und rief:

„Thut meiner Mutter nichts zu Leide."

„Ich erdroßle Dich zuerst und Deine Mutter hernach!" schrie das furchtbare Weib, warf sich auf das unglückliche Kind und suchte ihr das Gesicht mit ihren Nägeln zu bearbeiten, indeß die Vagabunden den Spiegel, die Pendeluhr zerschlugen, und Andere sich verschiedener Kleidungsstücke bemächtigten.

Angele stieß ein schmerzhaftes Geschrei aus, während sie sich gegen Ciboule wehrte, und suchte beständig das Zimmer zu vertheidigen, in welches sich ihre Mutter geflüchtet hatte, die, zum Fenster hinausgebeugt, Agricol um Hülfe anrief.

Agricol war abermals mit dem furchtbaren Steinbrecher handgemein. Bei diesem Kampfe, Leib an Leib, waren ihre Hämmer unnütz geworden. Das Auge blutig, die Zähne zusammengepreßt, Brust an Brust, mit einander verschlungen, wie zwei Schlangen, machten sie unerhörte Anstrengungen, um sich niederzuwerfen; gebückt, hielt Agricol unter seinem rechten Arme die linke Kniebeuge des Steinbrechers; es war ihm gelungen, das Bein zu fassen, indem er einen wüthenden Fußtritt parirte. Aber so groß war die herculische Kraft des Anführers der Steinbrecher, daß er, obgleich nur auf ein Bein gestützt, unerschütterlich blieb, wie ein massiger Thurm. Mit der Hand, die er frei hatte (die andere wurde von Agricol zusammengepreßt, wi-

in einem Schraubstocke), versuchte er es, durch Faustschläge, welche er von unten führte, den Kinnbacken des Grobschmieds zu zerschmettern, der, den Kopf gesenkt, seine Stirne auf die Brusthöhle seines Gegners stützte.

„Der Wolf wird dem Reißenden die Zähne einschlagen," sprach der Steinbrecher.

„Du bist kein wahrer Wolf," antwortete der Grobschmied, seine Anstrengungen verdoppelnd. „Die wahren Wölfe sind brave Kameraden, welche nicht zu Zehn gegen Einen kämpfen."

„Wahr oder falsch, ich zerbreche Dir die Zähne."

„Und ich Dir die Pfote."

In diesem Augenblick machte der Grobschmied mit dem Beine des Steinbrechers eine so gewaltige Seitenwendung, daß dieser einen Schrei des furchtbarsten Schmerzes ausstieß, und mit der Wuth eines wilden Thieres ungestüm den Kopf ausstreckend, gelang es ihm, Agricol in den Hals zu beißen.

Bei diesem scharfen Bisse machte der Grobschmied eine Bewegung, wodurch der Steinbrecher seinen Fuß loszubringen im Stande war. Dann ließ er mit einer übermenschlichen Anstrengung sein ganzes Gewicht auf Agricol fallen, welcher wankte, stolperte und unter ihm zu Boden fiel.

In diesem Augenblick rief die Mutter von Angele aus einem von den Fenstern des gemeinschaftlichen Hauses mit einer herzzerreißenden Stimme:

„Zu Hülfe, Herr Agricol ... man tödtet meine Tochter!"

„Laß mich," keuchte Agricol; „so wahr ich ein ehrlicher Mann... wir schlagen uns morgen... wann Du willst!"

„Nichts Aufgewärmtes, ich fresse nur frisch," antwortete der Steinbrecher, ergriff den Grobschmied mit einer von seinen furchtbaren Händen und suchte ihm das Knie auf die Brust zu setzen.

„Zu Hülfe!.... zu Hülfe!.... man tödtet meine

Tochter!" rief die Mutter von Angele mit bebender Stimme.

„Gnade!... ich bitte Dich um Gnade!... Laß mich gehen," sagte Agricol, während er alle seine Kräfte anstrengte, um seinem Gegner zu entgehen.

„Ich habe zu sehr Hunger," antwortete der Steinbrecher.

Agricol, durch den Schrecken, den ihm die Gefahr von Angele verursachte, in Verzweiflung gebracht, verdoppelte seine Anstrengungen, als der Steinbrecher fühlte, daß ihn spitzige Zähne am Schenkel packten, und in demselben Augenblick wurden ihm drei bis vier Stockschläge von kräftiger Hand auf den Kopf versetzt.

Er ließ los, fiel betäubt auf ein Knie und auf eine Hand und versuchte es, mit der andern die Schläge zu pariren, die nach ihm geführt wurden, aber sogleich aufhörten, sobald Agricol befreit war.

„Mein Vater... Du rettest mich... Wenn es nur für Angele nicht zu spät ist!" rief der Grobschmied, sich erhebend.

„Geh, lauf'... kümmere Dich nicht um mich," antwortete Dagobert.

Und Agricol stürzte nach dem gemeinschaftlichen Hause.

Dagobert war, wie man oben gehört, begleitet von Rabat-joie gekommen, um die Töchter des Marschall Simon zu ihrem Großvater zu führen. Mitten unter dem Aufruhr angelangt, hatte sich der Soldat mit einigen Arbeitern verbunden, um den Eingang des Zimmers zu vertheidigen, wohin der Vater des Marschall Simon sterbend gebracht worden war. Von diesem Posten aus hatte er die Gefahr Agricols wahrgenommen.

Bald trennte eine andere Woge des Kampfes Dagobert von dem Steinbrecher, welcher einige Augenblicke bewußtlos blieb.

Agricol erreichte mit zwei Sprüngen das gemein-

schaftliche Haus. Es gelang ihm, die Menschen niederzuwerfen, welche die Treppe vertheidigten und in die Hausflur zu stürzen, gegen die sich das Zimmer von Angele öffnete.

In dem Augenblicke, wo er hineinkam, vertheidigte das unglückliche Kind maschinenmäßig sein Gesicht mit seinen beiden Händen gegen Ciboule, welche blutgierig auf sie, wie eine Hyäne auf ihre Beute, ihr das Antlitz zu zerkratzen trachtete.

Sich auf die furchtbare Megäre werfen, sie mit unwiderstehlicher Kraft bei der gelblichen Mähne fassen, sie rückwärts niederwerfen und sodann mittelst eines heftigen Stoßes mit dem Absatze auf die Brust auf dem Rücken ausstrecken, dies war von Agricol mit der Schnelligkeit eines Gedankens ausgeführt.

Obwohl schlimm zugerichtet, aber außer sich vor Wuth, erhob sich Ciboule sogleich wieder. Einige Arbeiter, welche Agricol auf der Ferse folgten, waren aber nun im Stande, mit Vortheil zu kämpfen, und während der Grobschmied die halbohnmächtige Angele aufhob und in das anstoßende Zimmer trug, wurden Ciboule und ihre Bande aus diesem Theile des Hauses vertrieben.

Als nach dem ersten Feuer des Angriffes die wenigen wahren Wölfe, wie Agricol sagte, die sonst ehrliche Arbeiter, die Schwäche gehabt hatten, sich unter dem Vorwande eines Genossenschaftsstreites zu diesem Unternehmen verleiten zu lassen, sahen, welche Ausschweifungen die straßenläuferischen Menschen begingen, die sie beinahe wider Willen begleitet hatten, so schlugen sich diese braven Wölfe plötzlich auf die Seite der Reißenden.

„Es gibt jetzt hier keine Wölfe und Reißende mehr," sprach einer von den entschlossensten Wölfen zu Olivier, mit welchem er sich in einen harten, aber rechtschaffenen Kampf eingelassen hatte, „es gibt hier nur noch ehrliche Arbeiter, welche sich vereinigen müs-

sen, um über einen Haufen von Räubern herzufallen, die nur hieher gekommen sind, um Alles zu zerschlagen und zu plündern."

„Ja," versetzte ein Anderer, „es geschah wider unsern Willen, daß man mit dem Zertrümmern der Fenster Eures Hauses angefangen hat."

„Es ist der Steinbrecher, welcher Alles in Bewegung setzte," sagte ein Anderer. „Die wahren Wölfe verleugnen ihn; er soll seine Rechnung bekommen."

„Man kämmt sich alle Tage tüchtig, aber man achtet sich!" rief ein Anderer.

Dieser Abfall eines leider sehr geringfügigen Theiles der Angreifenden verlieh jedoch den Arbeitern der Fabrik einen neuen Aufschwung und Wölfe und Reißende, obgleich bedeutend in der Minderzahl, vereinigten sich gegen die Straßenläufer und Vagabunden, die sich zu sehr beklagenswerthen Scenen anschickten.

Eine Bande von Elenden, im höchsten Grade aufgestachelt und fortgerissen durch den kleinen Mann mit der Frettwieselsmiene, den geheimen Emissär des Baron Tripeaud, zog in Masse nach den Werkstätten von Herrn Hardy.

Nun begann eine gräßliche Verwüstung. Von dem Schwindel der Zerstörungswuth erfaßt, zertrümmerten diese Leute mitleidslos Maschinen von dem größten Werthe, Werkzeuge von außerordentlicher Feinheit; halbfabricirte Gegenstände wurden unbarmherzig zerstört; ein wilder Wetteifer begeisterte die Barbaren, und diese Werkstätten, kurz zuvor Musterbilder von Ordnung und Oekonomie der Arbeit, boten bald nur noch Trümmer. Die Höfe wurden mit Gegenständen aller Art bestreut, die man mit wüthendem Geschrei und tollem Gelächter zu Fenstern hinaus warf. Dann ergriff man, fortwährend in Folge der Aufstachelungen des kleinen Mannes mit dem Frettwieselsgesichte, die Handelsbücher des Herrn Hardy, diese gewerbliche

für den Kaufmann so unentbehrlichen Archive, zerriß sie, schleuderte sie in den Wind oder zerstampfte sie mit einer Art von höllischer Runde, bestehend aus Allem, was es in dieser Versammlung Unreines gab, aus schmutzigen, zerlumpten Männern und Frauen, welche sich bei der Hand gefaßt hatten und mit furchtbarem Geschrei in der Reihe drehten.

Seltsamer, schmerzlicher Contrast! Bei dem betäubenden Geräusche dieser gräßlichen Verheerungsscene ging eine andere, ruhige, traurige, Scene in dem Zimmer des Vaters des Marschall Simon vor, an welchem einige ergebene Männer wachten.

Der alte Arbeiter lag auf seinem Bette ausgestreckt, den Kopf in eine Binde gehüllt, unter der seine weißen, mit Blut befleckten Haare hervorsahen. Sein Athem war gepreßt, seine Züge warrn leichenbleich, seine Augen starr und beinahe ohne Blick.

Ueber das Kopfkissen gebeugt, beobachtete der Marschall Simon mit verzweifelter Angst das geringste Zeichen des Bewußtseins an dem Sterbenden, dem ein Arzt den schwachen Puls fühlte.

Von Dagobert herbeigeführt, knieten Rose und Blanche, die Hände gefalten, die Augen in Thränen gebadet, vor dem Bett. Etwas entfernter, halb in dem Schatten des Zimmers verborgen, denn die Stunden waren abgelaufen und die Nacht rückte heran, hielt sich Dagobert, die Arme über der Brust gekreuzt, das Gesicht schmerzhaft zusammengezogen.

Es herrschte in dem Zimmer ein tiefes, feierliches, nur zuweilen von dem erstickten Schluchzen von Rose und Blanche oder dem peinlichen Athemholen des Vater Simon unterbrochenes Stillschweigen.

Es gibt seltsame, unglückselige Zufälle.

Dieser Arzt war Herr Baleinier.

Da die Heilanstalt des Doctors ziemlich nahe bei der von der Fabrik am wenigsten entfernten Barrière lag und sich in der Umgegend eines bedeutenden Ru-

fes erfreute, so war man zuerst zu ihm gelaufen, um Hülfe zu suchen.

Plötzlich machte der Doctor Baleinier eine Bewegung. Der Marschall Simon, der ihn mit den Augen nicht verließ, rief:

„Hoffnung!..“

„Wenigstens belebt sich der Puls ein wenig, mein Herr Herzog.“

„Er ist gerettet!“ sagte der Marschall.

„Keine falsche Hoffnungen, mein Herr Marschall,“ erwiederte der Doctor ernst. „Der Puls belebt sich... dies ist die Wirkung der sehr starken örtlichen Mittel, welche ich habe anwenden lassen; aber ich weiß nicht, was der Ausgang dieser Krisis sein wird.“

„Mein Vater! mein Vater! hören Sie mich?“ rief der Marschall, als er sah, daß der Greis eine leichte Bewegung mit dem Kopfe machte und ein wenig mit den Augenbrauen zuckte.

Er öffnete wirklich bald die Augen und diesmal glänzte darin der Verstand.

„Mein Vater... Sie leben... Sie erkennen mich wieder?“ rief der Marschall trunken vor Freude und Hoffnung.

„Pierre! Du bist da?...“ sagte der Greis mit schwacher Stimme. „Deine Hand... gib...“

Und er machte eine leichte Bewegung.

„Hier ist sie .... mein Vater!...“ rief der Marschall, die Hand des Greises in der seinigen drückend.

Dann stürzte er, einer Bewegung unwillkürlicher Trunkenheit nachgebend, auf seinen Vater, bedeckte seine Hände, sein Gesicht, seine Haare mit Küssen und rief:

„Er lebt! .... Mein Gott! .... er lebt! .... er ist gerettet! ....“

In diesem Augenblick drang das Geschrei des Kampfes, der sich abermals zwischen den Landstreichern, den Wölfen und den Reißenden entspann, zu den Ohren des Sterbenden.

„Dieser Lärm! ... dieser Lärm!“ sagte er, ... „Man schlägt sich noch? ...“

„Es besänftigt sich, glaube ich ...“ sagte der Marschall, um seinen Vater nicht zu beunruhigen.

„Pierre!“ sprach der Greis mit schwacher, unterbrochener Stimme, „ich habe nicht mehr lange ...“

„Mein Vater ....“

„Mein Kind .... laß mich sprechen .... damit ich .... Dir Alles sagen kann.“

„Mein Herr,“ sprach Baleinier salbungsreich zu dem alten Arbeiter, „der Himmel bewirkt vielleicht ein Wunder zu Ihren Gunsten ... zeigen Sie sich dankbar ... und ein Priester ...“

„Ein Priester? ich danke... Mein Herr ...ich habe meinen Sohn ...“ sagte der Greis, „in seinen Armen .... werde ich diese Seele zurückgeben, welche stets ehrlich und rechtschaffen gewesen ist.“

„Sterben ... Sie ...“ rief der Marschall, „oh!... nein ... nein!“

„Pierre ...“ sagte der Greis mit einem Tone, der Anfangs ziemlich fest, allmählig immer schwächer wurde, „Du hast mich so eben .... um Rath gefragt ... wegen einer sehr ernsten Angelegenheit .... Ich glaube, ... daß .... das Verlangen .... Dich über Deine Pflicht aufzuklären .... mich für einen Augenblick ... zum Leben zurückgerufen hat .... denn .... ich würde sehr unglücklich sterben .... wenn ich Dich .... auf einem meiner und Deiner .... unwürdigen Wege wüßte ... Höre also, ... mein Sohn, ... mein rechtschaffener Sohn ... in diesem letzten Augenblicke; .... ein Vater .... täuscht sich nicht .... Du hast eine große Pflicht zu erfüllen .... willst Du .... als Mann von Ehre handeln ... willst Du nicht .... meinen letzten Willen .... mißkennen ..... so mußt Du ... ohne zu zögern ....“

Die Stimme des Greises war immer schwächer

geworden; ... als er diese letzten Worte sprach, wurde sie völlig unverständlich.

Das Einzige, was der Marschall noch unterscheiden konnte, war:

Napoleon II. ... . Schwur .... Entehrung ... mein Sohn ... ."

Dann bewegte der Arbeiter nur noch maschinenmäßig die Lippen, und das war Alles.

In dem Augenblick, wo er verschied, war es völlig Nacht geworden, und es erscholl plötzlich von Außen das furchtbare Geschrei:

„Feuer! ... Feuer! ..."

Der Brand brach mitten in einer von den Werkstätten aus, welche voll von entzündbaren Gegenständen war, und in die sich der kleine Mann mit dem Frettwieselsgesicht geschlichen hatte.

Zu derselben Zeit hörte man in der Ferne das Rasseln der Trommeln, welche die Ankunft einer Truppenabtheilung von der Barrière verkündigten:

. . . .

Seit einer Stunde und trotz aller Anstrengungen verzehrt das Feuer die Fabrik.

Die Nacht ist kalt, klar, gestirnt. Der Nordwind braust mit aller Heftigkeit.

Ein Mann geht, geschützt durch einen ziemlich hohen Erdhügel, der ihm den Brand verbirgt, mit langsamen, ungleichen Schritten durch das Feld.

Dieser Mann ist Herr Hardy.

Er wollte zu Fuß durch das Feld zurückkehren, in der Hoffnung, der Gang würde sein Fieber besänftigen, ein Fieber, so eisig wie der Schauer eines Sterbenden.

Man hatte ihn nicht hintergangen; diese angebetete Geliebte, diese edle Frau, bei der er nach der furchtbaren Täuschung, die er so eben erlitten hatte, eine Zuflucht hätte finden können .... diese Frau hatte Frankreich verlassen.

Er kann nicht mehr daran zweifeln: Margue

ist nach Amerika abgereist. Ihre Mutter hat zur Sühnung ihres Fehlers von ihr verlangt, daß sie ihm kein Wort des Abschiedes schreibe, ihm, für den sie ihre Pflichten als Gattin geopfert hatte. Marguerite hat gehorcht.

Sie hatte ihm überdies oft gesagt: Zwischen meiner Mutter und Dir würde ich nie zögern.

Sie hat nicht gezögert. Es ist nicht die geringste Hoffnung mehr vorhanden; würde ihn auch nicht der Ocean von Marguerite trennen, so wäre ihm doch ihre blinde Unterwürfigkeit unter den Willen ihrer Mutter hinreichend bekannt, um zu wissen, daß Alles für immer abgebrochen sein müßte.

Er zählt nicht mehr auf dieses Herz, seine letzte Zuflucht.

Die zwei kräftigsten Wurzeln seines Lebens sind ausgerissen, abgeschnitten, beinahe mit demselben Schlage, an demselben Tage, auf ein Mal.

Was bleibt Dir noch, armer Empfänglicher, wie Dich Deine zärtliche Mutter nannte?

Was bleibt Dir, um Dich über diese letzte verlorene Liebe zu trösten ... über diese Freundschaft, welche die Niederträchtigkeit in Deinem Herzen getödtet hat.

Oh! es bleibt Dir der nach Deinem Bilde geschaffene Winkel der Erde, die kleine so friedliche, so blühende Colonie, wo durch Deine Bemühungen die Arbeit die Freude und die Belohnung in ihrem Gefolge mit sich trägt. Die würdigen Arbeiter, die Du so glücklich, so gut, so dankbar gemacht hast, werden Dir nicht entgehen .... Das ist auch eine heilige, große Liebe; sie schützt Dich mitten unter dem furchtbaren Umsturze Deines frommsten Glaubens.

Die Ruhe dieses lachenden, sanften Aufenthaltsortes, der Anblick des unvergleichlichen Glückes, das Deine Geschöpfe dort genießen, beruhige Deine arme Seele, welche so schmerzlich blutet, daß sie gleichsam nur durch das Leiden lebt.

Vorwärts! .... bald bist Du auf dem Gipfel des Hügels, von wo Du in der Ebene das Paradies der Arbeiter sehen kannst, deren angebeteter Gott Du bist.

Herr Hardy hatte den höchsten Punkt des Hügels erreicht.

In diesem Augenblick brach der Brand, welcher einige Zeit gedämpft gewesen war, mit erneuerter Wuth in dem gemeinschaftlichen Hause aus, das er nun erreicht hatte.

Ein lebhafter, Anfangs weißlicher, dann rother und endlich kupferfarbiiger Schimmer beleuchtete den Horizont.

Herr Hardy betrachtete dies mit einer Art von ungläubigem, beinahe stumpfem Staunen.

Plötzlich schoß eine ungeheure Flammengarbe mitten durch einen Rauchwirbel, begleitet von einer Wolke von Funken, zum Himmel auf und warf auf die ganze Landschaft und bis zu den Füßen von Herrn Hardy glühende Reflexe.

Die Heftigkeit des Sturmwindes, der den wogenden Brand bald forttrieb, bald niederlegte, trug jetzt zu den Ohren von Herrn Hardy die Klagetöne der Sturmglocke seiner in Flammen stehenden Fabrik.

Neuntes Kapitel.

Der schwarze Panther von Java.

Der Unterhändler.

Wenige Tage sind seit dem Brande der Fabrik von Herrn Hardy abgelaufen. Folgende Scene ereignete sich in der Rue Clovis in dem Hause, wo Rodin ein Ab-

steigquartier gehabt hatte und wo Rose-Pompon wohnte, welche ohne das geringste Bedenken die Wirthschaft ihres Freundes Philemon benützte.

Es war ungefähr Mittag. Rose-Pompon frühstückte allein in dem Zimmer des immer noch abwesenden Studenten sehr heiter vor dem Feuer; aber welch' ein seltsames Frühstück, welch' seltsames Feuer, welch' ein bizarres Zimmer!

Man denke sich eine weite Stube, erleuchtet von zwei Fenstern ohne Vorhänge, denn da die Kreuzstücke in das Weite gingen, so hatte der Herr der Wohnung keine indiscrete Blicke zu fürchten. Eine von den Seiten des Zimmers diente als Kleiderkammer: man sah darin, an einem Ständer aufgehängt die zierliche Bootsknechtstracht von Rose-Pompon; unfern davon die Schifferblouse von Philemon und seine betheerten weiten Hosen von grober, rauher Leinwand; tausend Stückpforten! tausend Haifische! tausend Wallfische! als ob dieser unerschrockene Matrose den großen Mastkorb einer Fregatte während einer Weltumschiffungsreise bewohnt hätte. Ein Rock von Rose-Pompon drappirte sich anmuthig über den Beinen von langen Hosen, welche gleichsam unter dem Rocke hervorzukommen schienen. Auf dem obersten Fache einer kleinen, außerordentlich bestaubten und vernachlässigten, Bibliothek sah man neben drei Stiefeln (warum drei Stiefeln?) und mehreren leeren Flaschen einen Todtenkopf, ein Andenken an Osteologie und Freundschaft, das Philemon einer seiner Kameraden — ein Student der Medicin — zurückgelassen hatte. In Folge eines Scherzes, der im lateinischen Quartiere großen Beifall fand, hielt dieser Kopf zwischen seinen prächtig weißen Zähnen eine irdene Pfeife. Sein glänzender Schädel verschwand halb unter einem alten, keck auf die Seite gesetzen, ganz mit Blumen und zerfetzten Bändern geschmückten Hute; wenn Philemon betrunken war, schaute er lange diesen Schädel an und verstieg sich bis zu den dithyrambisch-

sten Monologen in Beziehung auf die philosophische Aehnlichkeit zwischen dem Tode und den tollen Freuden des Lebens.

Einige an die Wand genagelte Gypsmasken mit mehr oder minder zerbröckelter Nase und schartigem Kinn zeugten von der vorübergehenden Neugierde Philemons in Betreff der Phrenologie, geduldiger ruhiger Studien, aus denen er folgenden Schluß zog: Da er in einem außerordentlichen Grade die Schulden-Erhöhung hätte, so müßte er sich in das Unglück seiner Organisation fügen, das ihm den Gläubiger als eine Nothwendigkeit auferlegte.

Auf dem Kamine erhob sich in seiner ganzen Majestät das riesige Glas des Kahnführers mit seiner ungeheuern Fassungsfähigkeit, dem als Nachbarschaft eine porzellanene Theekanne, der es nur am Halse fehlte, und ein Dintenfaß von schwarzem Holze dienten, dessen Mündung halb unter einer Lage von grünlicher, moosiger Vegetation verborgen war.

Von Zeit zu Zeit wurde die Stille des Ortes von dem Rucksen der Tauben unterbrochen, denen Rose-Pompon in dem Arbeitskabinet von Philemon eine herzliche Gastfreundschaft gegönnt hatte.

So sehr für den Frost empfindlich, wie eine Wachtel, hielt sich Rose-Pompon an der Ecke des Kamins und schien sich bei der sanften Wärme eines lebhaften Sonnenstrahls, der sie mit einem goldenen Lichte übergoß, blumenartig zu erschließen.

Dieses heitere Geschöpf hatte eine äußerst barocke Tracht, die jedoch die blühende Frische ihrer siebenzehn Jahre, ihr reizendes, von schönen blonden Haaren welche schon am frühen Morgen sorgfältig gekämmt und geglättet waren, umrahmtes Antlitz auf eine seltsame Weise geltend machte.

Rose-Pompon hatte in Form eines Schlafrockes über ihr Hemd das große, rothe, baumwollene Hemd von Philemon, welches zu seiner offiziellen Kahnführer-

tracht gehörte, angezogen. Der offene und zurückgeschlagene Kragen ließ die Weiße der Leinwand des ersten Gewandes des Mädchens, so wie ihren Hals, den Anfang ihres gerundeten Busens und ihre Schultern mit den Grübchen erschauen ... süße Schätze von so festem und glattem Atlaß, daß sich das scharlachrothe Hemd in einer rosigen Tinte auf der Haut abzuspiegeln schien. Die frischen, fleischigen Arme der Grisette traten halb aus den weiten, zurückgeschlagenen Aermeln hervor, und man sah, ebenfalls halb und über einander gekreuzt, ihre reizenden, morgenartig mit einem weißen, am Knöchel durch einen kleinen Pantoffel abgeschnittenen, Strumpfe bedeckten Beine. Eine schwarze seidene Halsbinde, welche das scharlachrothe Hemd an der wespenartigen Taille von Rose-Pompon unter ihren Hüften, welche der religiösen Begeisterung eines modernen Phydias würdig gewesen wären, zusammenhielt, verlieh diesem vielleicht etwas zu wollüstigen Anzuge eine ganz originelle Anmuth.

Wir haben gesagt, das Feuer, an welchem sich Rose-Pompon wärmte, sei seltsam gewesen. Man urtheile: da es bei der Verschwenderin sehr knapp mit dem Holze zuging, so wärmte sie sich ökonomischer Weise mit den Stiefelhölzern von Philemon, welche übrigens dem Auge ein Brennmaterial von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit boten.

Wir sagten ferner, das Frühstück von Rose-Pompon sei ein seltsames gewesen. Man urtheile: auf einem kleinen vor ihr aufgestellten Tische stand eine Schüssel, in welche sie kurz zuvor in ein Wasser, das nicht minder frisch war, als sie selbst, ihr niedliches Gesicht getaucht hatte. Aus dieser Schüssel nahm Rose-Pompon — es ist nicht zu leugnen — mit der Spitze ihrer Finger große Salatblätter, grün wie eine Wiese und mit einem Essig übergossen, welcher die Kehle zusammenschnürte. Dann zermalmte sie diesen grünen Stoff mit allen Kräften ihrer kleinen, weißen Zähne,

welche von einem zu unveränderlichen Schmelze waren, als daß sie hätten stumpf werden können. Als Getränke hatte sie Wasser mit Johannisbeersirup vermischt, und diese Mischung rührte sie zuweilen mit einem hölzernen Senftlöffel um. Als Beigabe sah man ein Dutzend Oliven in einem von den Ringgefässen von blauem, undurchsichtigen Glase zu fünfundzwanzig Sous das Stück. Ihr Dessert bestand aus Nüssen, die sie auf einer, an dem Feuer der Stiefelhölzer von Philemon glühend gemachten, Schaufel halb zu rösten sich anschickte.

Daß Rose-Pompon bei einer Nahrung von so unglaublicher und so roher Auswahl ihres Namens durch die Frische ihrer Hautfarbe würdig war, ist eines von den Wundern, welche die göttliche Allmacht der Jugend und der Gesundheit enthüllt.

Nachdem Rose-Pompon ihren Salat gekaut hatte, wollte sie auch die Oliven kauen, als an ihre bescheiden von Innen verriegelte Thüre sehr bescheiden geklopft wurde.

„Wer ist da?“ sprach Rose-Pompon.

„Ein Freund... ein Alter von den Alten...“ antwortete eine wohlklingende, muntere Stimme. „Sie schließen sich also ein?“

„Ah, Sie sind es, Nini-Moulin?“

„Ja, meine liebe Mündel... öffnen Sie mir sogleich... es eilt...“

„Ihnen öffnen? Ja wohl, so wie ich bin... das wäre hübsch.“

„Ich glaube wohl, daß es hübsch wäre, so wie Sie sind, und zwar sehr hübsch, Sie Rosigste aller Pompons.“

„Predigen Sie immerhin Fasten und Moral in Ihrer Zeitung, dicker Apostel!“ sprach Rose-Pompon, und richtete das scharlachrothe Hemd von Philemons Tracht wieder zurecht.

„Ei, sollen wir denn lange zur Erbauung der

Nachbarn durch die Thüre sprechen?" sagte Nini-Moulin. „Bedenken Sie doch, daß ich Ihnen sehr ernste Dinge mitzutheilen habe."

„Lassen Sie mir nur Zeit, ein Kleid anzuziehen, dicker Plagegeist!"

„Wenn es bloß wegen meiner Schamhaftigkeit geschieht, so brauchen Sie die Empfindlichkeit gerade nicht zu übertreiben. Ich bin kein Kopfhänger und nehme Sie gerne gerade so, wie Sie sind.

„Wer sollte glauben, ein solches Ungeheuer sei der Liebling aller Sakristeien!" sprach Rose-Pompon, während Sie die Thüre öffnete und ein Kleid vollends an ihrer Nymphengestalt zuhäkelte.

„Ah, sie sind endlich in den Taubenschlag zurückgekommen, schöner Wandervogel," sprach Nini-Moulin, die Arme kreuzend und Rose-Pompon mit komischem Ernste betrachtend. „Und woher des Wegs, wenn ich fragen darf? Sie haben drei Tage nicht hier genistet, abscheuliches Täubchen!"

„Das ist wahr, ich bin erst gestern Abend zurückgekehrt. Sie sind also während meiner Abwesenheit hier gewesen?"

„Ich bin jeden Tag zweimal hiehergekommen, Mademoiselle, denn ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen."

„Wichtige Dinge? Dann werden wir gehörig lachen."

„Keineswegs, die Sache ist ernst," versetzte Nini-Moulin. „Aber vor Allem, was haben Sie während der drei Tage gemacht, in denen Sie das eheliche und philemonische Domicil verlassen hatten? Ich muß das wissen... ehe ich Ihnen mehr sage."

„Wollen Sie Oliven?" sprach Rose-Pompon, eine von ihren Oelfrüchten zermalmend.

„Das ist Ihre Antwort.... ich begreife. Unglücklicher Philemon!"

„Es gibt deßhalb keinen unglücklichen Philemon,

böse Zunge. Clara hatte einen Todten in ihrem Hause und fürchtete sich, die ersten Nächte nach seiner Beerdigung ganz allein zuzubringen."

„Ich glaubte Clara hinreichend versehen gegen solche Befürchtungen."

„Sie täuschen sich, ungeheure Schlange! denn ich bin zu dem armen Mädchen gegangen, um ihm Gesellschaft zu leisten."

Bei dieser Behauptung trällerte der religiöse Schriftsteller mit einer völlig ungläubigen Miene durch die Zähne.

„Ich sage Ihnen," rief Rose-Pompon, mit der Entrüstung einer ungerechter Weise verdächtigten Tugend eine Nuß zerbrechend, „daß ich mich nicht zu meinem Vergnügen von hier entfernt habe... im Gegentheil, während dieser Zeit ist die arme Cephyse von hier verschwunden."

„Ja, die Reine Bachanal ist auf der Reise, die Mutter Arsene hat es mir gesagt. Aber wenn ich von Philemon spreche, antworten Sie mir Cephyse..."

„Es soll mich der schwarze Panther fressen, den man gegenwärtig an der Porte-Saint-Martin zeigt, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage... Doch bei dieser Gelegenheit... Sie müssen zwei Billets nehmen, um mich diese Thiere sehen zu lassen, mein kleiner Nini-Moulin. Man sagt, diese wilden Bestien seien gar zu niedliche Geschöpfe."

„Ah, liegt Ihnen unendlich viel daran?"

„Woran?"

„Daß ich Ihre Jugend, wie ein uralter Chicard, mitten unter diesen mehr oder minder stürmischen Tulpen lenke? ganz gut; ich setze mich dabei nicht der Gefahr aus, meine religiösen Meister zu finden. Aber wenn ich Sie zu einem Fastenschauspiel führe und es ist auch nur eine Vorstellung von Thieren, so darf ich bloß meine Sacristane treffen und werde mich dann, Sie am Arm, ganz hübsch ausnehmen."

„Sie stecken sich eine falsche Nase vor das Gesicht und kein Mensch erkennt Sie, mein dicker Nini."

„Es handelt sich nicht um falsche Nasen, sondern um das, was ich Ihnen mittheilen will, da Sie mir die Versicherung geben, Sie haben kein Liebesverhältniß."

„Ich schwöre es Ihnen," sprach Rose-Pompon und streckte horizontal ihre linke Hand aus, während sie mit der rechten ihren Zähnen eine Nuß zuführte. Dann fügte sie, mit erstaunter Miene den Paletot von Nini-Moulin betrachtend, bei:

„Ah, mein Gott! was für dicke Taschen haben Sie... was ist denn darin?"

„Dinge, welche Sie betreffen, Rose-Pompon," antwortete Dumoulin mit ernstem Tone.

„Mich?"

„Rose-Pompon," erwiederte rasch Nini-Moulin mit einer majestätischen Miene, „wollen Sie Equipage besitzen? wollen Sie statt dieser abscheulichen Spelunke eine reizende Wohnung haben? wollen Sie wie eine Herzogin gekleidet sein?"

„Stille, keine Dummheiten .... Nehmen Sie vielleicht ein paar Oliven? wenn nicht, so esse ich Alles.... Es bleibt nur eine einzige übrig."

Nini-Moulin steckte, ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten, eine Hand in eine von seinen Taschen, zog ein Etui daraus hervor, welches eine sehr hübsche Armspange enthielt, und ließ diese vor den Augen des jungen Mädchens spiegeln.

„Ah! das köstliche Armband!" rief sie in ihre kleinen Hände klatschend. „Eine grüne Schlange, die sich in den Schweif beißt. Das Enblem meiner Liebe für Philemon."

„Sprechen Sie mir nicht von Philemon, das durchkreuzt meine Gedanken," sagte Nini-Moulin und befestigte das Bracelet am Arme von Rose-Pompon, die ihn, wie toll lachend, gewähren ließ.

„Das ist ein Ankauf," sprach sie, „mit dem man Sie beauftragt hat, mein dicker Apostel, und Sie wollen die Wirkung sehen. In der That, dieses Geschmeide ist herrlich."

„Rose-Pompon," versetzte Nini-Moulin, „sprechen Sie Ja oder Nein, wollen Sie eine Loge in der Oper, Bedienten und tausend Franken monatlich für Ihre Toilette?"

„Immer noch derselbe Spaß. Stille doch endlich," sprach das junge Mädchen und ließ, fortwährend Nüsse essend, das Armband funkeln, „warum immer denselben Scherz? können Sie keinen andern finden?"

Nini-Moulin tauchte abermals seine Hand in eine von seinen Taschen und zog eine wunderschöne goldene Kette hervor, die er um den Hals von Rose-Pompon schlang.

„Oh, die schöne Kette!" rief das junge Mädchen und schaute abwechselnd das glänzende Juwel und den religiösen Schriftsteller an. „Wenn dies auch Ihre Wahl ist, so haben Sie einen vortrefflichen Geschmack; aber gestehen Sie, ich bin ein gutes Mädchen, daß ich Ihnen so als Juwelenzeiger diene."

„Rose-Pompon!" sprach Nini-Moulin immer majestätischer, „diese Bagatellen sind nichts im Vergleich mit dem, was Sie verlangen können, wenn Sie auf die Rathschläge Ihres alten Freundes hören."

Rose-Pompon fing an Nini-Moulin mit Erstaunen zu betrachten und sagte zu ihm:

„Was soll dies bedeuten, Nini-Moulin? Erklären Sie sich, von welchen Rathschlägen sprechen Sie?"

Dumoulin antwortete nicht, tauchte mit seiner Hand abermals in seine unerschöpflichen Taschen und zog diesmal ein Packet hervor, das er sorgfältig enthüllte. Es war eine prachtvolle schwarze Spitzenmantille.

Rose-Pompon war von neuer Bewunderung er-

griffen, aufgestanden. Dumoulin warf rasch die reiche Mantille auf die Schultern des Mädchens.

„Aber das ist herrlich! Ich habe nie dergleichen gesehen! .... Welches Dessin! .... welche Stickereien!" sagte Rose-Pompon, während sie mit einer naiven und völlig uneigennützigen Neugierde Alles betrachtete. Dann fügte sie bei:

„Ihre Tasche ist ja eine ganze Bude. Woher haben Sie so viele schöne Dinge?"

Doch plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrechend, das ihr schönes Antlitz dunkelroth färbte, rief sie:

„Ich habe es, ich habe es! es ist das Hochzeitkörbchen für Frau von Sainte-Colombe! Ich mache Ihnen mein Kompliment, denn das heiße ich wählen!"

„Wo Teufels soll ich die Mittel fischen, um alle diese Wunder zu kaufen?" sagte Nini-Moulin. „Alles dies, ich wiederhole es, gehört Ihnen, wenn Sie wollen und mir Gehör schenken."

„Wie?" versetzte Rose-Pompon ganz verblüfft, „sprechen Sie im Ernste?"

„Ganz im Ernste."

„Diese Vorschläge, als vornehme Dame zu leben?..."

„Die Juwelen, welche Sie hier sehen, bürgen für die Wahrheit meiner Anerbietungen."

„Und Sie schlagen mir dies für einen Andern vor, mein armer Nini-Moulin?"

„Einen Augenblick! ..." rief der religiöse Schriftsteller mit komischer Schamhaftigkeit, „Sie müssen mich hinreichend kennen, meine geliebte Mündel, um überzeugt zu sein, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unehrlichen oder unschicklichen Handlung zu veranlassen ... Ich achte mich zu sehr, um dergleichen zu thun, abgesehen davon, daß dies ärgerlich für Philemon wäre, der mir die Bewachung Ihrer Tugend anvertraut hat."

„Mein lieber Nini-Moulin," erwiederte Rose-Pom-

pon immer mehr erstaunt, „ich verstehe Sie durchaus nicht, auf mein Ehrenwort."

„Es ist doch ganz einfach ... ich ..."

„Ah! nun begreife ich..." rief Rose-Pompon, Nini-Moulin unterbrechend, „es ist ein Herr, der mir seine Hand, sein Herz und noch etwas dazu anbieten will.... Konnten Sie mir das nicht sogleich sagen?"

„Ah, ja wohl, eine Heirath," versetzte Dumoulin, die Achseln zuckend.

„Es handelt sich nicht um eine Heirath?" sagte Rose-Pompon, wieder in ihr erstes Erstaunen zurückfallend.

„Nein."

„Und die Vorschläge, die Sie mir machen, sind ehrlich, mein dicker Apostel?"

„So ehrlich, als nur immer möglich."

(Dumoulin sprach die Wahrheit.)

„Ich brauche Philemon nicht untreu zu sein?"

„Nein?"

„Oder irgend Jemand treu?"

„Eben so wenig."

Rose-Pompon wurde ganz verwirrt.

„Hören Sie," versetzte sie, „wir wollen nicht mehr scherzen. Ich bin nicht albern genug, um zu glauben, man werde mich nur meiner schönen Augen wegen als Herzogin leben lassen, ... wenn ich mich so ausdrücken darf," fügte das neckische Wesen mit heuchlerischer Bescheidenheit bei.

„Sie können sich ganz wohl so ausdrücken."

„Aber was habe ich dagegen zu geben?" fragte Rose-Pompon immer neugieriger.

„Nichts."

„Nichts?"

„Nicht einmal dieses," und Nini-Moulin biß sich in das Ende seines Nagels.

„Aber was muß ich denn thun?"

„Sie müssen sich so hübsch als möglich machen; Sie müssen sich unterhalten, spazierenfahren. Sie se-

hen, das ist nicht sehr ermüdend, nicht zu rechnen, daß Sie zu einer guten Handlung beitragen."

„Wenn ich als Herzogin lebe?"

„Ja; ... also entscheiden Sie sich; ... fragen Sie mich nicht nach den einzelnen Verhältnissen ... ich kann sie Ihnen nicht angeben. Ueberdies wird man Sie nicht wider Ihren Willen zurückhalten; ... versuchen Sie das Leben, das ich Ihnen vorschlage; sagt es Ihnen zu, so setzen Sie es fort, wenn nicht, so kehren Sie in Ihre philemonische Wirthschaft zurück."

„In der That..."

„Versuchen Sie es immerhin, was wagen Sie?"

„Nichts; ... aber ich kann nicht glauben, daß Alles dies wahr ist. Und dann," fügte sie zögernd bei, „ich weiß nicht, ob ich soll?"

Nini-Moulin ging an das Fenster, öffnete es, und sagte zu Rose-Pompon, welche herbeilief:

„Sehen Sie ... an der Hausthüre."

„Meiner Treu'! ein sehr hübscher kleiner Wagen! Gott! wie gut muß man darin sein!"

„Dieser Wagen gehört Ihnen; er harrt Ihrer."

„Wie! er harrt meiner?" sprach Rose-Pompon, „ich müßte mich also sogleich entscheiden?"

„Sogleich oder gar nicht."

„Heute?"

„In diesem Augenblick."

„Wohin führen Sie mich?"

„Weiß ich es?"

„Sie wissen nicht, wohin Sie mich führen?"

„Nein...." (Dumoulin sprach abermals die Wahrheit) „der Kutscher hat Befehle."

„Wissen Sie, daß dies eine ganz drollige Geschichte ist, Nini-Moulin?"

„Ich hoffe wohl, wenn das nicht drollig wäre, wo wäre das Vergnügen?"

„Sie haben Recht."

„Sie nehmen also an? Vortrefflich! ich bin darüber entzückt, für Sie und für mich."

„Für Sie?"

„Ja, weil Sie mir dadurch, daß Sie annehmen, einen großen Dienst leisten."

„Ihnen, und wie?"

„Gleichviel, wenn ich nur ein Ihnen zu Dank Verpflichteter bin."

„Das ist richtig."

„Vorwärts also!"

„Nun, man wird mich im Ganzen nicht verschlingen," sprach Rose-Pompon entschlossen.

Und sie nahm hüpfend einen Bibi, so rosig wie ihr Antlitz, und setzte ihn, sich vor einen zersprungenen Spiegel stellend, sehr à la Chien auf ihre blonden Haarbänder, was — ihren seidenartig weichen Hals entblößend — ihrem hübschen kleinen Antlitz einen im höchsten Maße neckischen Ausdruck verlieh.

„Meinen Mantel!" sprach sie zu Nini-Moulin, der von einer großen Unruhe befreit zu sein schien, seitdem sie eingewilligt hatte.

„Pfui, einen Mantel!" antwortete der Cicisbeo, der zum letzten Male in seiner letzten Tasche, einem wahren Zwerchsacke, wühlend einen sehr schönen Kaschmirshawl hervorzog, den er Rose-Pompon über die Schultern warf.

„Ein Kaschmir?!" rief das junge Mädchen, zitternd vor Wohlbehagen und freudigem Erstaunen.

Dann fügte sie mit heldenmüthiger Fassung bei:

„Es ist abgemacht, ich wage es!"

Und sie stieg, von Nini-Moulin gefolgt, leicht die Treppe hinab.

Die gute Obst- Gemüse- und Kohlenhändlerin war in ihrer Bude.

„Guten Morgen, Mademoiselle," sagte sie zu dem jungen Mädchen; „Sie sind heute frühzeitig."

„Ja, Mutter Arsene. Hier ist mein Schlüssel."

„Ich danke, Mademoiselle."

„Ach, mein Gott!... bald hätte ich vergessen," sagte plötzlich Rose-Pompon mit leiser Stimme, sich gegen Nini-Moulin umwendend und sich von der Portière entfernend: „Wie ist es mit Philemon?"

„Philemon?"

„Wenn er kommt..."

„Ah, Teufel!..." versetzte Nini-Moulin, sich hinter dem Ohre kratzend.

„Ja, wenn Philemon kommt, was wird man ihm sagen? denn ich bin vielleicht lange Zeit abwesend."

„Drei bis vier Monate, denke ich."

„Nicht mehr?"

„Ich glaube nicht."

„Dann ist es gut," sprach Rose-Pompon, kehrte zu der Kohlenhändlerin zurück und sprach zu dieser nach kurzem Ueberlegen:

„Mutter Arsene, wenn Philemon käme, so würden Sie ihm wohl sagen, ich sei in Geschäften ausgegangen."

„Ja, Mademoiselle."

„Er möge mich erwarten, ohne ungeduldig zu werden."

„Ja, Mademoiselle."

„Und er möge nicht vergessen, den Tauben in seinem Kabinet Futter zu geben."

„Ja, Mademoiselle."

„Adieu, Mutter Arsene."

„Adieu, Mademoiselle..."

Und Rose-Pompon stieg triumphirend mit Nini-Moulin in den Wagen.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was aus Allem dem werden soll," sagte Jacques Dumoulin zu sich selbst, während sich der Wagen rasch aus der Rue Clovis entfernte. „Ich habe meine Dummheit wieder gut gemacht, um das Uebrige kümmere ich mich nicht."

Zehntes Kapitel.

Das Geheimniß.

Folgende Scene ereignete sich wenige Tage nach der Entführung von Rose-Pompon durch Nini-Moulin.

Fräulein von Cardoville saß träumerisch in ihrem mit grünem Lampas tapezirten und mit einer von Cariatiden getragenen Bibliothek von Ebenholz ausgestatteten Kabinet.

Aus einigen unverkennbaren Zeichen errieth man, daß Fräulein von Cardoville in den Künsten Zerstreuung von ernsten, traurigen Gedanken gesucht hatte. In der Nähe eines offenen Klaviers erblickte man eine Harfe, welche vor einem Musikpulte stand. Etwas entfernter konnte man auf einem mit Pastellen- und Aquarellen-Schachteln beladenen Tische mehrere Velinblätter wahrnehmen, welche mit sehr lebhaft gefärbten Anlagen bedeckt waren. Die meisten stellten Skizzen von asiatischen, in allen Feuern des Orients glühenden, Landschaften dar.

Getreu ihrer Phantasie, sich zu Hause auf eine malerische Weise zu kleiden, glich Fräulein von Cardoville an diesem Tage einem von den stolzen Porträts von Velasquez mit der so edlen, so ernsten Haltung. Ihr Kleid war von schwarzem Mohr mit weit gestofftem Rocke, langem Leibe und Aermeln, welche mit Crevés von rosa Atlaß, eingefaßt mit Schmelz-Passequillen, garnirt waren. Eine spanische, gut gestärkte Krause ging beinahe bis an das Kinn und war durch ein breites Rosaband an den Hals angefügt. Dieser sanft bewegte Brustschleier schweifte sich auf den zierlichen Rundungen eines Vorderleibes von rosa Atlaß, geschnürt mit Reihen von Schmelzperlen, aus und endigte spitzig am Gürtel.

Es läßt sich nicht schildern, wie dieses schwarze Gewand mit seinen weiten Falten, hervorgehoben durch Rosa und glänzenden Schmelz, mit der blenden-

den Weiße von Adrienne und mit den goldenen Wellen ihres Hauptharres harmon'rte, dessen seidene, lange Ringeln bis auf ihren Busen herabfielen.

Adrienne lag halb auf einem mit grünem Lampas überzogenen Ruhebett. Die ziemlich hohe Rücklehne senkte sich allmählig bis zum Fuße dieses Geräthes. Ein Art von Gitterwerk von vergoldetem Bronze, halbkreisförmig, etwa fünf Fuß hoch und mit blühenden Lianen ausgeschmückt, umgab dieses Canapé mit einer Art von Windschirm, buntscheckig geschmückt mit großen, außen grünen und innen purpurrothen, Blumen von einem so glänzenden Schmelze, wie die Porzellanblumen, die uns Sachsen schickt. Ein süßer Wohlgeruch, einer schwachen Mischung von Veilchen und Jasmin ähnlich, verbreitete sich aus der Krone dieser Passifloren. Seltsamer Weise lagen in großer Menge ganz neue und frisch aufgeschnittene Bücher (Adrienne hatte sie seit einigen Tagen ankaufen lassen) zerstreut um sie her, die einen auf dem Canapé, andere auf einem kleinen Gueridon und wieder andere, worunter sich mehrere große Atlasse mit Kupferstichen aller Art befanden, auf dem kostbaren Teppich von Marderfellen, der vor dem Divan ausgebreitet war. Und was noch seltsamer war, alle diese Bücher von verschiedenen Schriftstellern behandelten einen und denselben Gegenstand.

Die Lage von Adrienne verrieth eine gewisse schwermüthige Niedergeschlagenheit. Ihre Wangen waren bleich, ein leichter bläulicher Kreis umzog ihre großen, schwarzen, halb verschleierten Augen und gab ihnen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Viele Beweggründe veranlaßten diese Traurigkeit, unter anderen das Verschwinden der Mayeux. Ohne geradezu an die treulosen Einflüsterungen von Rodin zu glauben, der zu verstehen gab, in ihrer Furcht, von ihm entlarvt zu werden, habe es diese nicht gewagt, in dem Hause zu bleiben, fühlte Adrienne ein grausames Zusammenschnüren ihres Herzens bei dem Ge-

danken, die Mayeux, in welche sie so großes Vertrauen gesetzt, habe ihre beinahe schwesterliche Gastfreundschaft geflohen, ohne ein Wort des Dankes an sie zu richten. Man hatte sich in der That wohl gehütet, die in der Eile von der armen Arbeiterin im Augenblicke ihres Abgangs an ihre Wohlthäterin geschriebenen Zeilen dieser zu zeigen; man sprach nur von dem Billet von fünfhundert Franken, das man auf ihrem Schreibtische gefunden hatte, und dieser letztere, gleichsam unerklärliche, Umstand trug noch dazu bei, grausamen Verdacht in dem Geiste von Fräulein von Cardoville zu erwecken. Bereits empfand sie die traurigen Wirkungen dieses Mißtrauens gegen Alle und gegen Alles, das ihr Rodin empfohlen hatte. Dieses Gefühl des Mißtrauens, der Zurückhaltung drohte um so mächtiger zu werden, als Fräulein von Cardoville bis dahin jeder Lüge fremd, ein Geheimniß zu verbergen hatte, ein Geheimniß, das zugleich ihr Glück, ihre Beschämung und ihre Marter bildete.

Halb auf ihrem Divan liegend, in Gedanken vertieft, niedergeschlagen, durchlief Adrienne, häufig zerstreut, eines von den kürzlich angekauften Werken. Plötzlich stieß sie einen leichten Schrei des Erstaunens aus; die Hand, in welcher sie das Buch hielt, zitterte wie Laub, und von diesem Augenblick an schien sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit, mit verzehrender Neugierde zu lesen. Bald glänzten ihre Augen vor Begeisterung, ihr Lächeln wurde unendlich süß, sie schien zugleich stolz, glücklich und entzückt; aber in dem Moment, wo sie ein letztes Blatt umgedreht hatte, drückten ihre Züge Enttäuschung und Kummer aus.

Dann begann sie abermals die Lecture, die ihr eine so süße Trunkenheit verursacht hatte; diesmal aber las sie jede Zeile wieder mit einer wohlberechneten Langsamkeit, gleichsam jeden Satz, jedes Wort buchstabirend; dann unterbrach sie sich von Zeit zu Zeit und schien, nachdenkend, die Stirne auf ihre schöne Hand ge-

stützt, in einer tiefen Träumerei die Stellen zu erläutern, welche sie mit zarter, religiöser Liebe gelesen hatte. Bald gelangte sie zu einer Stelle, welche einen so tiefen Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihren Augen glänzte, und sie wandte das Buch ungestüm um, um auf der Decke zu sehen, wer der Verfasser wäre. Einige Secunden lang betrachtete sie den Namen desselben mit einem Ausdrucke seltsamer Dankbarkeit, und sie konnte sich nicht enthalten, die Zeile, auf welcher er gedruckt war, an ihre frischrothen Lippen zu drücken. Nachdem sie wiederholt die Stellen gelesen hatte, welche sie so sehr in Anspruch nahmen, wobei sie ohne Zweifel den Buchstaben über dem Geiste vergaß, versank sie wieder in tiefe Gedanken, das Buch entschlüpfte ihren Händen und fiel auf den Teppich.

Im Verlaufe dieser Träumerei fiel der Blick von Adrienne Anfangs maschinenmäßig auf ein bewunderungswürdiges Basrelief, welches von einem ebenholzenen Gestelle getragen wurde und an einem von den Kreuzstöcken stand.

Diese herrliche Bronze, kürzlich erst nach einer Antike gegossen, stellte den Triumph des indischen Bacchus dar. Nie war die griechische Kunst zu einer so seltenen Vollkommenheit gelangt.

Der junge Eroberer, halb in eine Löwenhaut gehüllt, welche die jugendliche Reinheit seiner Formen bewundern ließ, strahlte von göttlicher Schönheit. Auf einem von zwei Tigern gezogenen Wagen stehend, die Miene zugleich sanft und stolz, stützte er sich mit der einen Hand auf einen Thyrsusstab, während er mit der andern mit ruhiger Majestät sein stolzes Gespann lenkte. An dieser seltenen Mischung von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man den Helden, der den Menschen und Ungeheuern der Wälder so mächtige Schlachten geliefert hatte.

In Folge des rothgelben Tones dieses Relief, ließ das Licht, das Bildnerwerk von der Seite treffend,

auf eine bewunderungswürdige Weise das Antlitz des jungen Gottes hervortreten, der, als ein Rundwerk gearbeitet und so beleuchtet, wie eine herrliche blaßgoldene Statue auf dem dunkeln Grunde der Bronze glänzte.

Als Adrienne Anfangs ihren Blick auf diese seltene Vereinigung göttlicher Vollkommenheiten heftete, waren ihre Züge ruhig, träumerisch; aber diese Anfangs maschinenmäßige Betrachtung wurde immer aufmerksamer; plötzlich erhob sie sich von ihrem Lager und näherte sich, wie es schien der unwiderstehlichen Anziehungskraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachgebend, dem Basrelief.

Dann trat allmälig eine leichte Röthe auf den Wangen von Fräulein von Cardoville hervor, übergoß nach und nach ihr Antlitz und verbreitete sich rasch über ihre Stirne und über ihren Hals.

Sie trat noch näher zu dem Basrelief, und nachdem sie einen flüchtigen, beinahe beschämten Blick umher geworfen hatte, als befürchtete sie bei einer tadelnswerthen Handlung überrascht zu werden, streckte sie zweimal ihre vor Aufregung zitternde Hand aus, um nur mit der Spitze ihrer reizenden Finger die Bronzestirne des indischen Bacchus zu berühren.

Aber zweimal hielt sie eine Art von schamhaftem Zögern zurück.

Endlich wurde die Versuchung zu stark. Sie unterlag, und ihr Alabasterfinger ruhte, nachdem er zart das bleichgoldene Antlitz des jungen Gottes geliebkost hatte, eine Secunde lang kühner auf seiner edlen, reinen Stirne.

Bei diesem obwohl leichten Drucke schien Adrienne eine Art von elektrischem Schlag zu fühlen. Sie bebte am ganzen Leibe. Ihre Augen erhoben sich, nachdem sie einen Augenblick in ihrem feuchten, glänzenden Weiß geschwommen hatten, zum Himmel und schlossen sich dann wieder halb. Ihr Kopf fiel etwas zurück, ihre

Kniee beugten sich unmerklich, ihre frischrothen Lippen öffneten sich halb, um den glühenden Athem ausströmen zu lassen, denn ihr Busen hob sich mit aller Gewalt, als ob der Saft der Jugend und des Lebens die Schläge ihres Herzens beschleunigt und ihr Blut zum Sieden gebracht hätte. Bald verrieth das brennende Antlitz von Adrienne unwillkürlich eine Art schüchterner und zugleich leidenschaftlicher, keuscher und sinnlicher Extase, deren Ausdruck im höchsten Maße rührend war. In der That, sie bietet ein unaussprechliches Schauspiel, die Jungfrau, deren schamhafte Stirne bei dem ersten Feuer eines geheimen Verlangens erröthet. Belebt der Schöpfer aller Dinge nicht den Körper wie die Seele mit seinem göttlichen Funken? Muß er nicht im Geiste, wie in den Sinnen verherrlicht werden, womit er so väterlich seine Geschöpfe begabt hat? Gottlose Blasphemisten sind alle diejenigen, welche diese himmlischen Sinne zu ersticken suchen, statt ihr göttliches Wesen zu lenken, in Einklang zu bringen.

Plötzlich zitterte Fräulein von Cardoville, hob den Kopf empor, öffnete die Augen, als ob sie aus einem Traume erwachte, entfernte sich rasch von dem Basrelief und machte, ihre glühenden Hände an die Stirne legend, einige Schritte im Zimmer.

Dann fiel sie gleichsam vernichtet auf ihr Canapé zurück und ihre Thränen flossen in reichlichem Maße; der bitterste Schmerz trat auf ihren Zügen hervor, welche nun die tiefen Risse des traurigen Kampfes enthüllten, der sich in ihrem Innern entspann.

Dann trockneten ihre Thränen allmälig und auf diese schmerzliche Krise folgte eine Art von heftigem Trotze, von zorniger Entrüstung gegen sie selbst, die sich in folgende Worte, welche ihr entschlüpften, übersetzte:

„Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich schwach und feig...oh! ja... feig... sehr feig!“ ....

. . . .

Das Geräusch einer Thüre, welche geöffnet und wieder geschlossen wurde, entzog Fräulein von Cardoville ihren bitteren Betrachtungen. Georgette trat ein und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Beliebt dem Fräulein, den Herrn Grafen von Montbron zu empfangen?"

Adrienne besaß zu viel Lebensart, um vor ihren Frauen die Ungeduld kundzugeben, welche ihr eine ungelegene Erscheinung verursachte, und sprach zu Georgette:

„Haben Sie Herrn von Montbron gesagt, ich wäre zu Hause?"

„Ja, mein Fräulein."

„So bitten Sie ihn einzutreten."

Fräulein von Cardoville fühlte sich zwar in diesem Augenblick sehr ärgerlich über die Ankunft von Herrn von Montbron, doch sie hegte für ihn eine beinahe kindliche Zuneigung, eine tiefe Verehrung; aber dennoch fand sie sich in Folge eines ziemlich häufig vorkommenden Contrastes beinahe immer im Widerspruch mit seiner Meinung, und daraus gingen, wenn Fräulein von Cardoville die vollkommene Freiheit ihres Geistes besaß, oft die tollsten, die belebtesten Streite hervor, bei denen Herr von Montbron, trotz seiner spöttischen, skeptischen Redefertigkeit, trotz seiner langjährigen Erfahrung, trotz seiner seltenen Kenntniß von Menschen und Dingen, trotz seiner Umgangsgewandtheit der guten Gesellschaft, nicht immer den Sieg davon trug, wobei er übrigens seine Niederlage auf das Heiterste zugestand. Um nur einen Begriff von den Meinungsverschiedenheiten des Grafen und Adrienne's zu geben, hatte er, ehe er sich gleichsam, wie er sagte, zu ihrem Schuldgenossen machte, stets (jedoch aus anderen Gründen, als den von Frau von Saint-Dizier angeführten) ihren Willen, allein und nach ihrem Gefallen zu leben, bekämpft, während im Gegentheil Rodin, ihren Entschlüs-

sen in dieser Beziehung ein Ziel voll Großartigkeit verleihend, einen gewissen Einfluß auf sie erlangt hatte.

Zu dieser Zeit über sechszig Jahre alt, war der Graf von Montbron einer der glänzendsten Männer des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs gewesen. Seine Verschwendungen, seine Bonmots, seine Ungezogenheiten, seine Duelle, seine Liebschaften, seine Verluste im Spiele hatten beinahe beständig die Kosten der Unterhaltung in den genannten Perioden getragen. Was seinen Charakter, sein Herz und seinen Umgang betrifft, so haben wir zu erwähnen, daß er in den Gränzen der aufrichtigsten Freundschaft mit allen seinen früheren Geliebtinnen geblieben war. Zur Stunde, wo wir ihn dem Leser vorstellen, war er noch ein sehr großer und sehr schöner Spieler. Er hatte, wie man einst sagte, ein sehr vornehmes Aussehen, eine entschiedene feine, spöttische Miene. Seine Manieren waren die der besten Gesellschaft mit einem Stachel angreifender Keckheit, wenn er die Menschen nicht liebte. Er war hochgewachsen, sehr schlank und von einer geschmeidigen, beinahe jugendlichen Tournure. Er hatte eine hohe, kahle Stirne, weiße, kurze Haare, einen halbmondförmig geschnittenen, grauen Backenbart, ein langes Gesicht, eine Adlernase, durchdringende blaue Augen und sehr schöne Zähne.

„Der Herr Graf von Montbron!" sagte Georgette, die Thüre öffnend.

Der Graf trat ein und küßte Adrienne mit einer Art von väterlicher Vertraulichkeit die Hand.

„Wir wollen die Wahrheit zu erforschen suchen, um vielleicht ein großes Unglück zu vermeiden," sprach der Graf von Montbron zu sich selbst.

Eilftes Kapitel.

Die Geständnisse.

Adrienne, welche die Ursache der heftigen Gefühle, die sie in Bewegung setzten, nicht durchdringen lassen wollte, empfing Herrn von Montbron mit einer geheuchelten, gezwungenen Heiterkeit. Dieser war trotz seiner Umgangsgewandtheit sehr verlegen, wie er den Gegenstand, über welchen er sich mit Fräulein von Cardoville zu besprechen wünschte, angreifen sollte, und beschloß, wie man gewöhnlich sagt, das Terrain zu recognosciren, ehe er sich in eine ernsthafte Unterredung mit ihr einlassen würde.

Nachdem Herr von Montbron Adrienne einige Secunden lang angeschaut hatte, schüttelte er den Kopf und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

„Mein liebes Kind .... ich bin nicht zufrieden ....“

„Ein Herzleiden oder ein Crepsleiden, mein lieber Graf?“ sagte Adrienne lächelnd.*)

„Ein Herzleiden,“ antwortete der Graf von Montbron.

„Wie, Sie, ein so schöner Spieler, sollten mehr Kummer wegen eines Weiberkopfes, als wegen eines Schlages im Würfelspiel haben?“

„Ich habe einen Herzenskummer, und Sie veranlassen ihn, mein liebes Kind.“

„Herr von Montbron, Sie machen mich sehr stolz,“ sprach Adrienne.

„Und Sie hätten sehr Unrecht, denn mein Herzenskummer — ich sage es Ihnen offenherzig — kommt gerade davon her, daß Sie Ihre Schönheit vernach-

---

*) Creps ist ein sehr gefährliches Würfelspiel der Franzosen und Engländer.

lässigen.... Sie sehen bleich, niedergeschlagen, matt aus; Sie sind seit einigen Tagen traurig, ich bin fest überzeugt, Sie haben irgend ein Leiden."

„Mein lieber Herr von Montbron, Sie haben so viel Scharfsinn, daß es Ihnen erlaubt ist, einmal fehlzuschießen .... und das geschieht Ihnen heute. Ich bin nicht traurig, ich habe keinen Kummer, und will Ihnen eine ungeheure, eine stolze Frechheit sagen: nie habe ich mich so schön gefunden."

„Es gibt im Gegentheil nichts so Bescheidenes, als diese Anmaßung. Wer hat Ihnen diese Lüge gesagt? eine Kammerfrau?"

„Nein, mein Herz, und es hat wahr gesprochen," versetzte Adrienne mit einer leichten Bewegung; dann fügte sie bei: „Begreifen Sie, wenn Sie können."

„Behaupten Sie damit, Sie seien stolz auf die Veränderung in Ihren Gesichtszügen, weil Sie stolz sind auf die Leiden Ihres Herzens?" sagte Herr von Montbron und schaute dabei Adrienne aufmerksam prüfend an. „Es sei, ich hatte also Recht, Sie haben einen Kummer .... Ich bestehe darauf ...." fügte der Graf mit einem wahrhaft gerührten Tone bei, „weil es mir peinlich ist. ...."

„Beruhigen Sie sich, ich bin so glücklich, als man nur immer sein kann; denn jeden Augenblick gefalle ich mir mehr in dem Gedanken, daß ich in meinem Alter frei, durchaus frei bin."

„Ja, ... frei ... Sie zu plagen ... frei ... nach Ihrem Gefallen unglücklich zu sein."

„Stille, stille, mein lieber Graf," entgegnete Adrienne, „unser alter Streit belebt sich wieder ... Ich finde in Ihnen den Verbündeten meiner Tante und des Abbé d'Aigrigny."

„Ich? ja ... ungefähr wie die Republikaner die Verbündeten der Legitimisten sind; sie verständigen sich, um sich später zu verschlingen .... Doch bei Gelegenheit Ihrer Tante .... man sagt, seit einigen Tagen

werde bei ihr eine Art von Concilium, von sehr thätigem Concilium, eine geistliche Meuterei betrieben. Ihre Tante ist auf gutem Wege."

„Warum nicht? Einst konnten Sie sie ehrgeizig auf die Rolle der Göttin der Vernunft sehen, später sehen wir sie vielleicht heilig gesprochen. Hat sie nicht bereits den ersten Theil des Lebens der heiligen Magdalena erfüllt?"

„Mein liebes Kind, Sie werden nie so viel Schlimmes von ihr sagen, als sie gethan hat. Nichtsdestoweniger dachte ich obwohl aus entgegengesetzten Gründen, wie sie in Beziehung auf Ihre Laune, allein zu leben."

„Ich weiß es."

„Ja, und eben deshalb wünschte ich Sie noch tausendmal freier zu sehen, als Sie sind ... ich rieth Ihnen ... ganz einfach ..."

„Mich zu verheirathen?"

„Allerdings, auf diese Art würde sich Ihre liebe Freiheit ... mit allen ihren Folgen, statt sich Fräulein von Cardoville zu nennen ... Frau von ... wie Sie wollen .... genannt haben. Wir hätten einen vortrefflichen Gatten gefunden, der für Ihre Unabhängigkeit verantwortlich gewesen wäre."

„Und wer wäre für diesen lächerlichen Gatten verantwortlich gewesen? Wer hätte sich so tief erniedrigt, einen von Allen verspotteten Namen zu führen?" sagte Adrienne, sich immer mehr belebend. „Nein, nein, mein lieber Graf, gut oder schlimm, ich werde immer allein für meine Handlungen stehen. Mit meinem Namen soll sich stets eine Meinung verknüpfen, die ich gebildet habe; denn es wäre mir ebenso unmöglich, feig einen Namen zu entehren, der nicht mir gehörte, als einen solchen zu führen, wenn er nicht beständig mit der tiefen Achtung umgeben wäre, der ich bedarf. Da man aber nun nur für seinen Namen verantwortlich ist, so werde ich den meinigen behalten."

„Nur Sie allein in der ganzen Welt haben solche Ansichten.“

„Warum?“ sagte Adrienne lachend, „weil es mir unangenehm erscheint, ein armes Mädchen gleichsam in irgend einem selbstsüchtigen und häßlichen Manne verschwinden und, wie man sagt, die Hälfte dieses abscheulichen Wesens werden zu sehen. Ja .... sie, eine frische, reizende Rose, wie ich mir denke, die Hälfte einer abscheulichen Distel! Stille, mein lieber Graf, gestehen Sie, es ist etwas sehr Gehässiges um eine solche eheliche Seelenwanderung,“ fügte Adrienne mit lautem Lachen bei.

Die geheuchelte, etwas fieberhafte Heiterkeit von Adrienne contrastirte auf eine so schneidende Weise mit der Bläße und Verstörung ihrer Gesichtszüge, es war so leicht zu sehen, sie suche einen tiefen Kummer durch ihr gezwungenes Lachen zu betäuben, daß Herr von Montbron schmerzlich dadurch gerührt wurde. Aber seine Bewegung verbergend, schien er einen Augenblick nachzudenken und nahm maschinenmäßig eines von den kürzlich angekauften und aufgeschnittenen Büchern, von denen Adrienne umgeben war. Nachdem er einen zerstreuten Blick auf dieses Buch geworfen hatte, sagte er:

„Sieh' da, Sie lieber, toller Kopf, abermals eine Tollheit! Setzen Sie, ich wäre zwanzig Jahre und Sie würden mir die Ehre erweisen, mich zu heirathen, so hieße man Sie Frau von Montbron, wie ich denke.“

„Vielleicht ....“

„Wie, vielleicht? obgleich verheirathet, würden Sie nicht meinen Namen führen?“

„Mein lieber Graf,“ sprach Adrienne lächelnd, „wir wollen eine Hypothese, die mich nur betrüben kann, nicht weiter fortsetzen.“

Plötzlich machte Herr von Montbron eine ungestüme Bewegung und schaute Fräulein von Cardoville mit einem Ausdruck tiefen Erstaunens an.

Seit einigen Augenblicken hatte der Graf maschi-

nenmäßig, beständig mit Adrienne plaudernd, mehrere von den auf dem Canapé zerstreuten Bänden genommen und ebenfalls maschinenmäßig einen Blick auf diese Werke geworfen.

Das erste war betitelt: Neue Geschichte von Indien.

Das zweite: Reise in Indien.

Das dritte: Briefe über Indien.

Immer mehr erstaunt, setzte Herr von Montbron seine Forschung fort und sah diese indische Nomenclatur sich durch den vierten Band vervollständigen: Spaziergänge in Indien.

Der fünfte: Erinnerungen aus Hindostan.

Der sechste: Bemerkungen eines Reisenden in Ostindien.

Hieraus ging ein Erstaunen hervor, das Herr von Montbron aus mehreren sehr ernsten Gründen nicht mehr verbergen konnte und durch seine Blicke Adrienne offenbarte.

Diese hatte die Gegenwart der verrätherischen Bücher völlig vergessen und erröthete leicht, einer Bewegung unwillkürlichen Aergers nachgebend. Dann gewann ihr fester, entschlossener Charakter wieder die Oberhand und sie sagte zu Herrn von Montbron, ihm in das Gesicht schauend:

„Nun, mein lieber Graf, worüber erstaunen Sie?"

Statt zu antworten, schien Herr von Montbron bei der Anschauung des jungen Mädchens immer mehr in Gedanken zu versinken, und er konnte sich nicht enthalten, mit sich selbst sprechend zu sagen:

„Nein, nein, es ist unmöglich .... und dennoch ...."

„Es wäre vielleicht unbescheiden von mir, Ihrem Selbstgespräche beizuwohnen .... mein lieber Graf?" sagte Adrienne.

„Entschuldigen Sie mich, mein liebes Kind, aber was ich sehe, setzt mich in einem solchen Grade in Erstaunen" ...

„Ich bitte, was sehen Sie?"

„Die Spuren einer ebenso lebhaften, ebenso großen, als neuen Theilnahme für Alles, was sich auf Indien bezieht," sprach Herr von Montbron, langsam seine Worte betonend und einen betrübten Blick auf das junge Mädchen heftend.

„Nun?" sprach Adrienne muthig.

„Nun, ich suche die Ursache dieser plötzlichen Leidenschaft."

„Dieser geographischen Leidenschaft?" sagte Fräulein von Cardoville, Herrn von Montbron unterbrechend. „Sie werden diese Leidenschaft vielleicht für mein Alter etwas zu ernst finden, mein lieber Graf, aber man muß seine Mußestunden ausfüllen, und da ich einen Indianer zum Vetter habe, der einigermaßen ein Prinz ist, so bekam ich Lust, mir einen Begriff von dem glücklichen Lande zu verschaffen, aus welchem mir diese wilde Verwandtschaft zugekommen ist."

Diese letzten Worte wurden mit einer Bitterkeit gesprochen, welche Herrn von Montbron sehr in Bewegung setzte. Er schaute Adrienne aufmerksam an und erwiederte:

„Es scheint mir, Sie sprechen von dem Prinzen mit etwas Aerger."

„Nein, ich spreche mit Gleichgültigkeit."

„Er würde indessen ein ganz anderes Gefühl verdienen."

„Vielleicht von einer andern Person," antwortete Adrienne trocken.

„Er ist so unglücklich!..." sprach Herr von Montbron mit einem wahrhaft gerührten Tone. „Ich habe ihn vor zwei Tagen gesehen, sein Wesen hat mir das Herz zerrissen."

„Was gehen mich seine peinlichen Gefühle an!" rief Adrienne mit einer schmerzlichen, beinahe zornigen Ungeduld.

„Ich wünschte, so grausame Qualen würden we-

nigstens Ihr Mitleid rege machen...“ antwortete der Graf.

„Mein Mitleid!...“ rief mit stolz empörter Miene Adrienne.

Dann sich fassend, fügte sie bei:

„Ei, mein Herr Graf, das ist wohl nur ein Scherz? Sie können nicht im Ernste von mir fordern, daß ich mich für die verliebten Qualen ihres Prinzen interessire.“

Es lag eine so eisige Verachtung in diesen letzten Worten von Adrienne, ihr bleiches, peinlich zusammengezogenes Antlitz verrieth einen so bittern Stolz, daß Herr von Montbron traurig erwiederte:

„Es ist also wahr, man hat mich nicht getäuscht... Ich, der ich durch meine alte und beständige Freundschaft ein gewisses Recht auf Ihr Vertrauen hatte, ich habe nichts erfahren... während Sie einem Andern Alles sagten.... Das ist schmerzlich, sehr schmerzlich für mich.“

„Ich begreife Sie nicht, Herr von Montbron.“

„Ei, mein Gott, ich habe nicht mehr hinter dem Berge zu halten!“ rief der Graf. „Es ist keine Hoffnung mehr für das unglückliche Kind; Sie lieben einen Andern.“

Und da Adrienne eine Bewegung machte, fügte er bei:

„Oh! Sie können es nicht mehr leugnen, Ihre Bläſſe, Ihre Traurigkeit seit einigen Tagen, Ihre unbeugsame Gleichgültigkeit gegen den Prinzen, Alles sagt mir... Alles beweist mir... Sie lieben...“

Verletzt von der Art und Weise, wie der Graf von dem Gefühle sprach, das er bei ihr voraussetzte, antwortete Fräulein von Cardoville mit stolzer Würde:

„Sie müssen wissen, Herr von Montbron, daß ein ertapptes Geheimniß eine Mittheilung im Vertrauen ist, und Ihre Sprache setzt mich in Erstaunen...

„Ei, meine liebe Freundin, wenn ich das traurige

Vorrecht des Alters benütze, wenn ich errathe, wenn ich Ihnen sage, daß Sie lieben, wenn ich sogar so weit gehe, daß ich Ihnen diese Liebe zum Vorwurf mache, so geschieht es, weil es sich gewissermaßen um Leben und Tod des armen jungen Prinzen handelt, der mich, wie Sie wissen, jetzt eben so sehr interessirt, als wenn er mein Sohn wäre; denn es ist unmöglich, ihn zu kennen, ohne den größten Antheil an ihm zu nehmen."

„Es wäre sonderbar," versetzte Adrienne mit verdoppelter Kälte und bitterer Ironie, „wenn meine Liebe... zugegeben, ich hätte eine Liebe im Herzen... einen so seltsamen Einfluß auf den Prinzen Dschalma ausübte... Was liegt ihm daran, daß ich liebe!" fügte sie mit einer beinahe schmerzlichen Verachtung bei.

„Was ihm daran liegt! Erlauben Sie mir, meine Freundin, Ihnen zu bemerken, daß Sie einen grausamen Scherz treiben! Wie!... dieser unglückliche Jüngling liebt Sie mit der ganzen blinden Leidenschaft einer ersten Liebe. Zweimal bereits wollte er durch den Selbstmord der Qual ein Ende machen, die ihm die heftige Neigung für Sie bereitet, und Sie finden es seltsam, daß Ihre Liebe für einen Andern für ihn eine Lebensfrage ist?"

„Er liebt mich also!" rief das Mädchen mit einem Ausdruck, der sich nicht schildern läßt.

„Zum Sterben, sage ich Ihnen, ich habe es gesehen."

Adrienne machte eine Bewegung des höchsten Erstaunens: von bleich wurde sie purpurroth; dann verschwand diese Röthe, ihre Lippen erblaßten und zitterten; ihre Erschütterung war so groß, daß sie einige Augenblicke keine Sylbe hervorbringen konnte und die Hand auf ihr Herz legte, als wollte sie die Schläge zurückdrängen.

Beinahe erschrocken über die schnelle Veränderung von Adrienne, über die zunehmende Störung in ihren

Gesichtszügen näherte sich Herr von Montbron Adrienne und sagte zu ihr:

„Mein Gott, mein armes Kind, was haben Sie?"

Statt zu antworten, machte ihm Adrienne ein Zeichen mit der Hand, als wollte sie ihn beruhigen; der Graf beruhigte sich wirklich, denn ihr schönes, kaum noch von dem Schmerz, der Ironie und der Verachtung zusammengezogenes, Antlitz schien mitten unter den süßesten, unaussprechlichsten Bewegungen sich wiederzugebären. Der Eindruck, der sich ihrer bemächtigte, war so berauschend, daß sie sich unendlich darin zu gefallen und den Verlust des geringsten Gefühls davon zu befürchten schien. Da ihr aber nun die Ueberlegung sagte, sie lasse sich vielleicht von einer Täuschung oder einer Lüge bethören, so rief sie plötzlich, sich angstvoll an Herrn von Montbron wendend:

„Aber was Sie mir da sagen, ist doch wenigstens wahr?..."

„Was ich Ihnen sage!"

„Ja... daß der Prinz Dschalma..."

„Sie liebt, wie ein Wahnsinniger... Ah!... Das ist nur zu wahr..."

„Nein, nein..." rief Adrienne mit einem Ausdrucke reizender Naivetät, „das könnte nie zu wahr sein!"

„Was sagen Sie?" sprach der Graf.

„Aber diese... Frau?..." fragte Adrienne, als ob ihr das Wort die Lippen verbrannt hätte.

„Welche Frau?..."

„Diejenige, welche Ursache an so schmerzlichen Wunden war."

„Diese Frau?... wer sollte es sein, wenn nicht Sie?"

„Ich!... oh! ja, ich war es, nicht wahr? nur ich!"

„Bei meiner Ehre... Bauen Sie auf meine Erfahrung; nie habe ich eine aufrichtigere und rührendere Leidenschaft gesehen."

„Oh! nicht wahr, nie hat es in dem Herzen eine andere Liebe gegeben als die meinige?'

„Bei ihm!... nie..."

„Man hat mir jedoch gesagt..."

„Wer?"

„Herr Rodin."

„Daß Dschalma?..."

„Sich zwei Tage, nachdem er mich gesehen, wie toll verliebt habe."

„Herr Rodin hat Ihnen das gesagt?..." rief Herr von Montbron, den plötzlich ein Gedanke zu erfassen schien. „Er ist es auch gewesen, welcher Dschalma gesagt hat, Sie wären in irgend Jemand verliebt..."

„Ich..."

„Und dies gab Anlaß zu der furchtbaren Verzweiflung dieses unglücklichen Kindes..."

„Und dies war auch die Ursache meiner Verzweiflung."

„Sie lieben ihn also eben so sehr, als er Sie liebt!" rief Herr von Montbron, außer sich von Freude.

„Ob ich ihn liebe?" sprach Fräulein von Cardoville.

Ein wiederholtes, bescheidenes Klopfen an die Thüre unterbrach Adrienne.

„Ihre Leute ohne Zweifel... beruhigen Sie sich," sagte der Graf.

„Herein," sprach Adrienne mit bewegter Stimme.

Florine erschien.

„Was gibt es?' fragte Fräulein von Cardoville.

„Herr Rodin ist so eben hier gewesen; befürchtend, er könnte das Fräulein stören, wollte er nicht eintreten. Aber er wird in einer halben Stunde wieder kommen. Beliebt es dem Fräulein, ihn zu empfangen?'

„Ja, ja," sagte der Graf zu Florine, „führen Sie ihn ein, selbst, wenn ich noch bei dem Fräulein wäre. Ist das nicht Ihre Ansicht?" fragte Herr von Montbron Adrienne.

„Allerdings ...“ antwortete Fräulein von Cardoville.

Und ein Blitz der Entrüstung glänzte in ihren Augen bei dem Gedanken an die Treulosigkeit von Rodin.

„Ah! der alte Schuft! ...“ sagte Herr von Montbron. „Ich hatte immer Mißtrauen gegen diesen Krummhals.“

Florine entfernte sich und ließ den Grafen mit ihrer Gebieterin allein.

Zwölftes Kapitel.

Liebe.

Fräulein von Cardoville war verwandelt. Zum ersten Male brach ihre Schönheit in ihrem ganzen Glanze hervor. Bis jetzt durch die Gleichgültigkeit verschleiert oder durch den Schmerz verdüstert, beleuchtete sie plötzlich ein blendender Sonnenstrahl.

Die durch die Treulosigkeit von Rodin veranlaßte leichte Gereiztheit war wie ein unmerklicher Schatten über die Stirne des jungen Mädchens hingezogen. Was lag ihr jetzt an diesen Treulosigkeiten, an diesen Lügen. Waren sie nicht vereitelt?

Und welche Gewalt vermöchte sich in der Zukunft zwischen sie und Dschalma zu werfen, bei ihrer gegenseitigen Sicherheit? Wer sollte es wagen, gegen diese zwei entschlossenen, durch die unwiderstehliche Macht der Jugend, der Liebe und der Freiheit starken Wesen zu kämpfen? Wer sollte den Versuch wagen, ihnen in die glühende Sphäre zu folgen, wohin sie sich so schön, so glücklich, beschützt und vertheidigt durch ihr Glück, durch diese jeder Prüfung widerstehende Rü-

ſtung, begaben, um ſich in einer unauslöſchlichen Liebe zu vermiſchen.

Kaum war Florine weggegangen, als ſich Adrienne mit raſchem Schritte Herrn von Montbron näherte. Sie ſchien größer geworden zu ſein; wenn man ſie ſo leicht, triumphirend, ſtrahlend ſah, hätte man glauben ſollen, es wäre eine auf Wolken einherſchreitende Gottheit.

„Wann werde ich ihn ſehen?“

Dies war ihr erſtes Wort an Herrn von Montbron.

„Morgen... man muß ihn auf ſo viel Glück vorbereiten; bei einer ſo glühenden Natur kann eine ſo plötzliche, ſo unerwartete Freude furchtbar ſein.“

Adrienne blieb einen Augenblick nachdenkend und ſagte plötzlich:

„Morgen... ja... ich habe einen Aberglauben des Herzens...“

„Welchen?“

„Sie ſollen ihn erfahren... **Er liebt mich!**... dieſes Wort ſagt Alles — enthält Alles... begreift Alles... iſt Alles... und dennoch habe ich tauſend Fragen auf den Lippen in Beziehung auf ſeine Perſon. Ich werde keine vor morgen an Sie richten ... nein... weil durch einen anbetungswürdigen Zufall morgen für mich ein heiliger Jahrestag iſt; von jetzt bis dahin wird es für mich ein Jahrhundert ſein... zum Glücke kann ich warten... Halt!...“

Dann machte ſie Herrn von Montbron ein Zeichen und führte ihn vor den indiſchen Bacchus.

„Wie er ihm gleicht!“ ſagte ſie zu dem Grafen.

„In der That!“ rief dieſer, „das iſt ſeltſam!“

„Seltſam?“ verſetzte Adrienne, mit ſüßem Stolze lächelnd. „Seltſam, daß ein Held, ein Halbgott, ein Ideal der Schönheit Dſchalma gleicht?“

„Wie lieben Sie ihn!...“ ſagte Herr von Montbron, tief bewegt durch das Glück, das auf dem Antlitz von Adrienne ſtrahlte.

„Ich mußte viel leiden, nicht wahr?“ sprach sie zu ihm nach kurzem Stillschweigen.

„Aber wenn ich mich nicht entschlossen hätte, heute hieher zu kommen, was wäre geschehen?“

„Ich weiß es nicht... vielleicht wäre ich gestorben, denn es hat mich hier auf eine unheilbare Weise getroffen (und sie legte ihre Hand auf das Herz); doch was mein Tod gewesen wäre, wird mein Leben sein.“

„Das war furchtbar!“ sprach der Graf bebend. „Eine so sehr in Ihnen selbst zusammengedrängte Liebe... bei Ihrem Stolze...“

„Ja, stolz bin ich, aber nicht hochmüthig. Als ich seine Liebe für eine Andere erfuhr und hörte, der Eindruck, den ich bei unserer ersten Zusammenkunft auf ihn zu machen glaubte, habe sich sogleich wieder verwischt, leistete ich auf jede Hoffnung Verzicht, ohne auf meine Liebe verzichten zu können; statt das Andenken an ihn zu fliehen, umgab ich mich mit Allem, was mich an ihn zu erinnern vermochte.... In Ermanglung von Glück ist es immer noch ein bitterer Genuß, durch das, was man liebt, zu leiden.“

„Ich begreife jetzt Ihre indische Bibliothek.“

Ohne dem Grafen zu antworten, nahm Adrienne von dem Gueridon eines von den frisch aufgeschnittenen Büchern, brachte es Herrn von Montbron und sagte mit einem Ausdrucke voll Freude und himmlischen Glückes lächelnd:

„Ich hatte Unrecht, es zu leugnen; ich bin hochmüthig.... Nehmen Sie.... lesen Sie ganz laut... ich bitte Sie; —... ich kann nicht bis morgen warten.“

Und sie bezeichnete mit ihrer reizenden Fingerspitze eine Stelle in dem Buche, das sie ihm überreichte.

Hienach kauerte sie sich gleichsam in den Hintergrund ihres Canapé und schien, in einer aufmerksamen Haltung, den Körper vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Kissen gekreuzt, ihr Kinn auf die Hände gestützt, ihre großen Augen mit einer Art von Anbetung

auf den indischen Bacchus ihr gegenüber geheftet, in dieser leidenschaftlichen Beschauung sich auf das vorzubereiten, was Herr von Montbron lesen sollte.

Sehr erstaunt fing dieser an, nachdem er Adrienne betrachtet hatte, welche mit dem liebkosendsten Tone zu ihm sagte:

„Und sehr sachte und sanft... ich beschwöre Sie...“

Herr von Montbron las folgende Stelle aus dem Tagebuch eines Reisenden in Indien:

„.... Als ich mich im Jahr 1829 in Bombay befand, sprach man in der ganzen englischen Gesellschaft nur von einem jungen Helden, dem Sohne von...“

Der Graf unterbrach sich hier eine Secunde wegen der barbarischen Aussprache des Namens des Vaters von Dschalma. Adrienne fiel lebhaft mit ihrer weichen Stimme ein:

„Dem Sohne von Kadscha-Sing.“

„Welch' ein Gedächtniß!“ sagte der Graf lächelnd. Und er fuhr fort:

„Einem jungen Helden, dem Sohne von Kadscha-Sing, König von Mundi. Der Oberste Drake war aus einer entfernten und blutigen Expedition in den Gebirgen gegen diesen indischen König voll Begeisterung für den Sohn von Kadscha-Sing, Namens Dschalma, zurückgekehrt. Kaum in das Jünglingsalter getreten, hat der junge Prinz in diesem unversöhnlichen Kriege Beweise von so ritterlicher Unerschrockenheit, von einem so hochherzigen Charakter gegeben, daß man seinem Vater den Beinamen der Vater des Edelmüthigen ertheilte.“

„Diese Sitte ist rührend,“ sagte der Graf; „es ist groß, gleichsam den Vater zu belohnen, indem man ihm einen glorreichen Namen für seinen Sohn gibt. „Aber welches seltsame Zusammentreffen ist dieses Buch,“ sprach der Graf; „ich begreife, daß der kälteste Kopf dadurch in Begeisterung gesetzt werden könnte.“

„Oh! Sie werden sehen, Sie werden sehen!“ sprach Adrienne.

Der Graf fuhr zu lesen fort.

„.... Der Oberst Drake, einer der tapfersten und muthigsten Offiziere der englischen Armee, sagte gestern in meiner Gegenwart, schwer verwundet und von dem Prinzen Dschalma nach kräftigem Widerstande zum Gefangenen gemacht, habe man ihn in ein in dem Dorfe...“

Hier dasselbe Zögern von Seiten des Grafen in Beziehung auf einen noch viel barbarischeren Namen. Da er das Abenteuer nicht wagen wollte, so unterbrach er sich und sagte zu Adrienne:

„Was diesen betrifft, so verzichte ich darauf.“

„Es ist doch so leicht,“ versetzte Adrienne und sprach mit unendlicher Weichheit den übrigens auch sehr weichen Namen aus:

„In dem Dorfe Shumshabad.“

„Das ist ein unfehlbares mnemonisches Verfahren, um geographische Namen zu behalten,“ sprach der Graf und fuhr dann fort:

„.... ein in dem Dorfe Shumshabad aufgeschlagenes Lager gebracht. Einmal in dem Lager angelangt, empfing der Oberste Drake die rührendste Gastfreundschaft, und der Prinz Dschalma behandelte ihn mit der zarten Fürsorge eines Sohnes. Hier erfuhr der Oberste einige Thatsachen, welche seine Begeisterung für den Prinzen Dschalma bis zum höchsten Grade steigerten. Er erzählte in meiner Gegenwart die zwei folgenden:

„Bei einem von den Kämpfen wurde der Prinz von einem jungen Indianer von etwa zwölf Jahren begleitet, den er zärtlich liebte, und der ihm als Page diente und zu Pferde folgte, um seine Waffen zum Wechseln zu tragen. Dieses Kind wurde von seiner Mutter angebetet. Im Augenblick des Aufbruchs zu

der Expedition hatte sie ihren Sohn dem Prinzen Dschalma anvertraut und ihm mit einem des Alterthums würdigen Stoicismus gesagt: „Er möge Euer Bruder sein!““ — „„Er wird mein Bruder sein!““ hatte der Prinz geantwortet. Mitten in einem blutigen Gefechte wird das Kind schwer verwundet. Sein Pferd stürzt unter ihm zusammen. Mit Gefahr seines Lebens, trotz eines gezwungenen eiligen Rückzuges, befreit ihn der Prinz, nimmt ihn hinter sich auf sein Pferd und flieht. Man verfolgt sie; ein Flintenschuß trifft ihr Pferd; aber es vermag noch dichte Jungles zu erreichen, in denen es nach vergeblichen Anstrengungen niederfällt. Das Kind ist unfähig, zu marschiren. Der Prinz schleppt es fort und verbirgt sich mit ihm im dicksten Gehölze. Die Engländer kommen, durchstreifen die Jungles, aber die zwei Opfer entgehen. Nach einer Nacht und einem Tag von Märschen, Gegenmärschen, Anstrengungen, unerhörten Gefahren gelingt es dem Prinzen, fortwährend das Kind tragend, dessen eines Bein halb gebrochen war, das Lager seines Vaters zu erreichen, und er sagt ganz einfach: „„Ich hatte seiner Mutter versprochen, er würde mein Bruder sein, ich habe als Bruder gehandelt.““

„Das ist bewunderungswürdig!“ rief der Graf.

„Fahren Sie fort... oh, fahren Sie fort!“ sprach Adrienne, eine Thräne trocknend, ohne ihr Auge von dem Basrelief abzuwenden, das sie mit wachsender Verehrung betrachtete.

Der Graf fuhr fort:

„.... Ein andermal begibt sich der Prinz, gefolgt von zwei schwarzen Sklaven, vor Sonnenaufgang an einen sehr wilden Ort, um sich zweier kleiner Tiger zu bemächtigen, welche nur einige Tage alt waren. Man hatte ihm das Lager bezeichnet. Der Tiger und sein Weibchen waren noch außen auf der Jagd. Einer von den Schwarzen schlüpfte durch eine enge

Oeffnung in die Höhle; der andere fällt unterstützt von Dschalma einen großen Baumstamm, um eine Falle zu bereiten, in der man den Tiger oder sein Weibchen fangen wollte. Auf der Seite der Oeffnung lief die Höhle beinahe senkrecht ab. Der Prinz stieg behende hinauf, um mit Hülfe des andern Schwarzen die Falle zu legen. Plötzlich erschallt ein furchtbares Gebrülle. Mit einigen Sprüngen erreicht das Weibchen, welches von der Jagd zurückkommt, die Oeffnung der Höhle. Dem Schwarzen, welcher die Falle stellte, wird mit einem Zahnschlage der Schädel geöffnet; der Baum stürzt quer vor den engen Eingang der Höhle, verhindert das Weibchen einzudringen, und versperrt zugleich dem Schwarzen den Weg, der mit den kleinen Tigern herbeikommt.

„Ungefähr zwanzig Fuß darüber betrachtete der Prinz, mit dem Bauche auf einer Plattform von Felsen liegend, dieses furchtbare Schauspiel. Wüthend gemacht durch das Geschrei ihrer Kleinen, biß die Tigerin dem Schwarzen in die Hände, während er vom Innern der Höhle sich an dem Baumstamme, seinem einzigen Walle, zu halten suchte und ein klägliches Geschrei ausstieß.“

„Das ist furchtbar!“ sprach der Graf.

„O fahren Sie fort, fahren Sie fort!“ rief Adrienne begeistert. „Sie werden sehen, was der Heldenmuth der Güte vermag.“

Der Graf fuhr fort:

„Plötzlich faßt der Prinz seinen Dolch zwischen die Zähne, bindet seinen Gürtel an einen Felsblock, nimmt die Axt, mit der sie den Baum gefällt hatten, in eine Hand, läßt sich mit der andern an dem improvisirten Seile herabgleiten, fällt einige Schritte von dem wilden Thiere zu Boden, springt bis zu demselben und bringt ihm rasch wie der Blitz Schlag auf Schlag zwei tödtliche Stiche in dem Augenblick bei, wo den Schwarzen seine Kräfte verließen und er in Stücke zerrissen werden sollte.“

„Und Sie staunen über seine Aehnlichkeit mit diesem Halbgott, dem die Mythe selbst eine so edelmüthige Aufopferung zuschreibt!“ rief Adrienne mit wachsender Begeisterung.

„Ich staune nicht mehr, ich bewundere,“ erwiederte der Graf mit bewegter Stimme, „und bei diesen zwei edeln Zügen schlägt mein Herz, als ob ich zwanzig Jahre alt wäre.“

„Und das edle Herz des Reisenden schlug, wie das Ihrige, bei dieser Erzählung. Sie werden es sehen.“

„.... Was die Unerschrockenheit des Prinzen bewunderungswürdig macht, ist der Umstand, daß nach den Grundsätzen der indischen Kasten das Leben eines Sklaven durchaus keine Wichtigkeit hat. Wenn ein Königssohn sein Leben für das Heil eines so untergeordneten Geschöpfes einsetzte, so gehorchte er einem heldenmüthigen Instinkte wahrhaft christlicher, bis dahin in diesem Lande unerhörter, Menschenfreundlichkeit. Zwei solche Züge, sagte mit Recht der Oberst Drake, genügen, um einen Mann zu schildern. Mit einem Gefühle tiefer Ehrfurcht und rührender Bewunderung habe ich den Namen des Prinzen Dschalma in dieses Tagebuch eingetragen, indeß mich übrigens eine Art von Traurigkeit befiel, wenn ich mich fragte, was die Zukunft dieses, gleichsam mitten in einem wilden, stets vom Kriege verheerten Lande verlorenen, Prinzen sein würde. So bescheiden auch die Achtung sein mag, die ich diesem heroischer Zeiten würdigen Charakter bezeige, so wird doch wenigstens sein Name mit wahrer Begeisterung von allen Herzen wiederholt werden, welche mit dem, was edel und groß ist, sympathisiren.“

„Als ich vorhin die so einfachen und rührenden Zeilen las,“ versetzte Adrienne, „konnte ich nicht umhin, den Namen dieses Reisenden an die Lippen zu drücken.“

„Ja, er ist hier ganz so geschildert, wie ich ihn beurtheilt habe,“ sprach der Graf und gab das Buch

Adrienne zurück, welche sich ernst erhob und ihm erwiederte:

„Er steht hier so, wie Sie ihn kennen lernen sollten, damit Sie meine Anbetung für ihn begreifen würden, denn diese Tapferkeit, diese heldenmüthige Güte hatte ich errathen, als ich unwillkürlich Zeugin eines Gespräches war, ehe ich mich ihm zeigte. Von diesem Tage an kannte ich ihn als gleich edelmüthig und unerschrocken, gleich zart, gleich gefühlvoll und energisch entschlossen. Als ich ihn aber so wunderbar schön und so sehr durch den edeln Charakter seiner Gesichtsbildung, ja sogar durch seine Kleidung von Allem dem verschieden sah, was ich bis jetzt getroffen hatte, als ich den Eindruck wahrnahm, den ich auf ihn hervorbrachte... und vielleicht noch heftiger selbst empfand... da fühlte ich, daß mein Leben mit dieser Liebe verknüpft war."

„Und was sind nun Ihre Pläne?"

„Göttlich, strahlend, wie mein Herz... Sein Glück erfahrend, will ich, daß Dschalma dieselbe Blendung fühle, welche mich getroffen hat und mir noch nicht gestattet, meiner Sonne in das Gesicht zu schauen; denn ich wiederhole Ihnen, von jetzt bis morgen habe ich ein Jahrhundert zu leben. Ja, ich glaubte seltsamer Weise, nach einer solchen Offenbarung müßte ich das Bedürfniß fühlen, allein in diesen Ocean berauschender Gedanken getaucht zu bleiben. Aber nein, nein, von jetzt bis morgen fürchte ich die Einsamkeit... ich fühle eine glühende, fieberhafte Ungeduld... Oh! gesegnet wäre die Fee, welche mich mit ihrem Zauberstabe berührte und in einen Schlaf versetzte, der bis morgen dauern würde."

„Ich werde diese wohlthätige Fee sein," sprach plötzlich lächelnd der Graf.

„Sie?"

„Ich."

„Und wie?"

„Sehen Sie die Macht meines Zauberstabes: ich

will Sie einem Theile Ihrer Gedanken entziehen, indem ich sie Ihnen materiell sichtbar mache."

„Erklären Sie sich, ich bitte."

„Und dabei wird mein Plan noch einen andern Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich: Sie sind so glücklich, daß Sie Alles vernehmen können... Ihre gehässige Tante und deren gehässige Freunde verbreiten das Gerücht, Ihr Aufenthalt bei Herrn Baleinier..."

„Sei durch die Schwäche meines Geistes nothwendig gewesen," antwortete Adrienne lächelnd, „ich war hierauf gefaßt."

„Das ist albern; aber da Ihr Entschluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde macht, so mögen Sie wohl fühlen, warum es nicht an Leuten fehlen wird, welche vollkommen geneigt sind, an alle mögliche Albernheiten zu glauben."

„Das denke ich mir wohl... in den Augen der Dummen für eine Närrin gelten, ist sehr schmeichelhaft."

„Ja, aber den Dummen beweisen, daß sie dumm sind, und zwar im Angesichte von ganz Paris, ist sehr belustigend. Man fängt nun an, sich über Ihre Abwesenheit zu beunruhigen; Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten unterbrochen; meine Nichte erscheint seit geraumer Zeit allein in unserer Loge im italienischen Opernhause. Sie wollen die Zeit bis morgen todtschlagen; es zeigt sich eine vortreffliche Gelegenheit: es ist zwei Uhr... um halb vier Uhr kommt meine Nichte im Wagen hieher; der Tag ist sehr schön; es werden sich unzählige Menschen im Bois de Boulogne einfinden; Sie machen eine reizende Spazierfahrt, man sieht Sie wieder; dann werden frische Luft und Bewegung Ihr Glücksfieber etwas beschwichtigen... Und diesen Abend... hier fängt meine Zauberei an... führe ich Sie nach Indien...."

„Nach Indien?"

„Mitten in einen von den Urwäldern, wo man die Löwen, die Panther und die Tiger brüllen hört.

Der heldenmüthige Kampf, welcher Sie vorhin so mächtig erregte, wir werden ihn wirklich und furchtbar vor den Augen haben."

„Offenherzig, mein lieber Graf, nicht wahr, das ist ein Scherz?"

„Keineswegs, ich verspreche Ihnen, Sie wirkliche wilde Thiere, schreckliche Gäste aus dem Lande unseres Halbgottes, knurrende Tiger, brüllende Löwen sehen zu lassen... Ist das nicht so viel werth, als Ihre Bücher?"

„Ich wiederhole..."

„Ich muß Ihnen den Schlüssel zu dem Geheimniß meiner übernatürlichen Kräfte geben. Von Ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt, speisen Sie bei meiner Nichte, und wir begeben uns sodann zu einem äußerst seltsamen Schauspiel, das bei der Porte-Saint-Martin gegeben wird. Ein höchst außerordentlicher Thierebändiger zeigt dort vollkommen wilde Bestien mitten in einem Walde (hier erst fängt die Täuschung an) und stellt mit ihnen, mit Tigern, Löwen und Panthern, furchtbare Kämpfe an. Ganz Paris läuft zu diesen Vorstellungen und ganz Paris wird sie daselbst schöner und reizender sehen, als je."

„Angenommen, angenommen," sprach Adrienne mit kindischer Freude. „Ja... Sie haben Recht: ich werde ein seltsames Vergnügen bei dem Anblicke dieser wilden Ungeheuer empfinden, die mich an diejenigen erinnern müssen, welche mein Halbgott so heldenmüthig bekämpft hat. Ich nehme Ihren Vorschlag auch an, weil ich zum ersten Male in meinem Leben vor Verlangen brenne, schön von der ganzen Welt gefunden zu werden... Ich will endlich ein..."

Fräulein von Cardoville wurde Anfangs durch ein leichtes Klopfen an der Thüre und dann von Florine unterbrochen, welche eintrat und Herrn Rodin meldete.

Dreizehntes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Rodin trat ein. Aus einem raschen Blick auf Fräulein von Cardoville und Herrn von Montbron errieth er, daß er in einer schwierigen Lage sein sollte. Es erschien in der That nichts weniger beruhigend für ihn, als die Haltung von Adrienne und dem Grafen.

Wenn dieser die Leute nicht liebte, gab er erwähnter Maßen seinen Widerwillen durch Manieren von einer angreifenden Keckheit kund, welche einst durch eine bedeutende Anzahl von Duellen unterstützt wurden. Bei dem Anblicke von Rodin nahmen seine Züge plötzlich einen harten, verletzenden Ausdruck an. Mit dem Ellbogen auf dem Kamin gelegen und mit Adrienne plaudernd, drehte er verächtlich den Kopf über seine Schulter, ohne auf die tiefe Verbeugung des Jesuiten zu antworten.

Als Fräulein von Cardoville diesen Menschen anschaute, war sie gleichsam erstaunt, daß sie keine Bewegung des Zornes oder Hasses in sich fühlte. Sie lächelte im Gegentheil, denn einen stolzen und zugleich sanften Blick auf den indischen Bacchus und dann auf sich selbst werfend, fragte sie sich, was zwei so junge, so schöne, so freie, so heiß liebende Wesen zu dieser Stunde von dem alten, fettigen Menschen mit dem gemeinen Aussehen, der gekrümmt mit Schlangenwindungen vorschritt, zu fürchten haben könnten. Mit einem Worte, statt Zorn oder Widerwillen gegen Rodin zu empfinden, fühlte sich Adrienne nur von einem Anfalle spöttischer Heiterkeit bewegt, und ihre großen, von Glück erglänzenden Augen funkelten bald von Bosheit und Ironie.

Rodin fühlte sich unwohl. Die Leute von seinem Gewande ziehen heftige Feinde den spöttischen Feinden

bei Weitem vor. Bald entgehen dieselben dem gegen sie entfesselten Zorne, indem sie sich auf die Kniee werfen, indem sie weinen, seufzen, sich an die Brust schlagen; bald im Gegentheil bieten sie ihnen Trotz, indem sie sich gewappnet und unversöhnlich hoch aufrichten; aber vor dem beißenden Spott gerathen sie leicht in Verwirrung. Er fühlte, daß er, zwischen Adrienne von Cardoville und Herrn von Montbron gestellt, wie man gewöhnlich sagt, eine schlimme Viertelstunde durchzumachen haben würde.

Der Graf eröffnete das Feuer: den Kopf über seine Schulter drehend, sagte er zu Rodin:

„Ah!... ah!... Sie sind hier, mein ehrlicher Mann."

„Nähern Sie sich... mein Herr... nähern Sie sich," versetzte Adrienne mit einem spöttischen Lächeln, „Sie, die Perle der Freunde, das Muster der Philosophen... Sie, der erklärte Feind jedes Truges, jeder Lüge, ich habe Ihnen tausend Komplimente zu machen."

„Ich nehme Alles von Ihnen an, mein liebes Fräulein, selbst unverdiente Komplimente," sprach der Jesuit, welcher zu lächeln suchte und dabei seine häßlichen, gelben, schadhaften Zähne entblößte; „aber darf ich wohl fragen, was mir diese Komplimente verschafft?"

„Ihr Scharfsinn... mein Herr... denn er ist sehr seltsamer Art," antwortete Adrienne.

„Und ich, mein Herr," sprach der Graf, „bringe Ihrer nicht minder seltenen, vielleicht nur zu seltenen Wahrheitsliebe meine Huldigung dar."

„Ich scharfsinnig? worin, mein liebes Fräulein?" sagte Rodin kalt, „ich wahrheitsliebend? worin, mein Herr Graf?" fügte er, sich an Herrn von Montbron wendend, bei.

„Worin, mein Herr?" entgegnete Adrienne; „haben Sie nicht ein von Schwierigkeiten aller Art umge-

benes Geheimniß errathen? Haben Sie nicht in der tiefsten Tiefe eines Frauenherzens zu lesen gewußt?"

„Ich, mein Fräulein?"

„Sie selbst, mein Herr, freuen Sie sich darüber, denn Ihr Scharfsinn hat die glücklichsten Folgen gehabt."

„Und Ihre Wahrheitsliebe hat Wunder gethan," fügte der Graf bei.

„Es ist süß für das Herz, wohlzuthun, selbst ohne es zu wissen," sprach Rodin, welcher sich beständig im Vertheidigungsstande hielt und abwechselnd mit schielendem Auge den Grafen und Adrienne beobachtete. „Aber könnte ich wohl erfahren, worüber man mich lobt?"

„Die Dankbarkeit verpflichtet mich, Sie davon in Kenntniß zu setzen, mein Herr," antwortete Adrienne boshaft. „Sie haben entdeckt und dem Prinzen Dschalma gesagt: ich liebe irgend Einen leidenschaftlich ... Sie mögen sich Ihres Scharfsinnes rühmen ... denn Sie sprachen die Wahrheit."

„Sie haben entdeckt und dem Fräulein gesagt, der Prinz Dschalma liebe irgend Jemand leidenschaftlich," versetzte der Graf. „Nun wohl, rühmen Sie sich Ihres Scharfsinnes, mein lieber Herr, denn Sie sprachen die Wahrheit."

Rodin war ganz verwirrt, verblüfft.

„Der irgend Eine, den ich so leidenschaftlich liebte," sprach Adrienne, „war der Prinz."

„Die Person, welche der Prinz so leidenschaftlich liebte," versetzte der Graf, „war das Fräulein."

Diese so beunruhigenden Offenbarungen, Schlag auf Schlag gemacht, betäubten Rodin. Er blieb stumm, erschrocken, und dachte an die Zukunft.

„Begreifen Sie jetzt unsere Dankbarkeit gegen Sie, mein Herr?" sagte Adrienne mit einem immer mehr [illegible]ttischen Tone. „Ihrem Scharfsinn, Ihrer rührenden [illegible]ahme für uns haben wir, der Prinz und ich, es

zu verdanken, daß wir über unsere gegenseitigen Gefühle aufgeklärt wurden."

Der Jesuit gewann allmählig wieder seine Kaltblütigkeit, und seine scheinbare Ruhe ärgerte Herrn von Montbron, der ohne die Gegenwart von Adrienne dem Hohne eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

„Es ist ein Irrthum," sprach Rodin, „in dem, was Sie mir mitzutheilen mich beehren, mein liebes Fräulein. Ich habe nie in meinem Leben von dem äußerst anständigen und ehrenhaften Gefühle gesprochen, welches Sie für den Prinzen Dschalma hätten hegen können."

„Es ist wahr," versetzte Adrienne, „in Folge einer ganz außerordentlichen Discretion trieben Sie, als Sie mir von der tiefen Liebe des Prinzen Dschalma sprachen, die Zurückhaltung, die Zartheit so weit, daß Sie mir sagten: ich wäre es nicht, die er liebte."

„Und dieselbe Discretion, dasselbe Zartgefühl ließen Sie dem Prinzen sagen: Fräulein von Cardoville liebte leidenschaftlich Einen, der nicht er wäre."

„Mein Herr Graf," versetzte Rodin trocken, „ich werde wohl nicht nöthig haben, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht das Bedürfniß habe, mich in Liebesintriguen zu mischen."

„Stille, das ist Bescheidenheit oder Eitelkeit!" erwiederte der Graf von Montbron. „In Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, begehen Sie keine solche Ungeschicklichkeit... Wenn man Sie beim Worte nähme? Wenn sich das verbreiten würde? Seien Sie ein besserer Haushälter bei den ehrlichen, kleinen Gewerben, die Sie ohne Zweifel treiben."

„Es ist eines wenigstens darunter," sprach Rodin, indem er sich eben so angreifend erhob, wie der Graf, „eines, dessen Lehre ich Ihnen zu danken haben werde, mein Herr Graf: das lästige Handwerk, Ihr Zuhörer zu sein."

„Ah, mein Herr," versetzte der Graf mit Verachtung, „wissen Sie nicht, daß es verschiedene Mittel gibt, die Frechen und Betrüger zu bestrafen?"

„Mein lieber Graf!..." sprach Adrienne in einem Tone des Vorwurfs.

Rodin erwiederte mit vollkommenem Phlegma:

„Ich sehe nicht ganz ein, mein Herr Graf, erstens, was es Muthiges ist, einen guten, armen, alten Mann zu bedrohen und frech zu nennen; zweitens..."

„Herr Rodin," versetzte der Graf, den Jesuiten unterbrechend, „erstens ist ein guter, alter, armer Mann, wie Sie, der das Böse thut, indem er sich hinter sein Alter verschanzt, welches er entehrt, zugleich feig und boshaft; er verdient eine doppelte Strafe; zweitens weiß ich nicht, was das Alter betrifft, ob die Wolfsjäger und Gendarmen sich ehrfurchtsvoll vor dem grauen Pelze der alten Wölfe und den weißen Haaren der alten Spitzbuben verbeugen; was denken Sie davon, lieber Herr?"

Stets unempfindlich, heftete Rodin einen Augenblick sein Schlangenauge auf den Grafen und schleuderte ihm einen Blick zu, rasch, kalt und spitzig, wie ein Pfeil; dann fiel der fahle Augendeckel, den er aufgehoben hatte, wieder auf den düstern Augapfel dieses Mannes mit dem Leichengesichte.

„Da ich nicht das Unglück habe, ein alter Wolf, und noch weniger das, ein alter Spitzbube zu sein," antwortete Rodin gelassen, „so werden Sie mir erlauben, mein Herr Graf, mich nicht zu viel um die Verfolgungen der Wolfsjäger und Gendarmen zu kümmern; was die Vorwürfe betrifft, die man mir macht, so habe ich eine ganz einfache Weise, zu antworten, ich sage nichts, mich zu rechtfertigen, ich rechtfertige mich niemals."

„Wirklich?" sprach der Graf.

„Niemals," versetzte Rodin kalt; „meine Handlungen übernehmen dies. Ich antworte ganz einfach, ß ich, den tiefen, heftigen, beinahe erschreckenden Ein-

druck wahrnehmend, den das Fräulein auf den Prinzen hervorgebracht hatte ..."

„Diese Versicherung, welche Sie mir über die Liebe des Prinzen geben," sprach Adrienne mit einem bezaubernden Lächeln, Rodin unterbrechend, „spricht Sie von dem Bösen frei, das Sie mir zufügen wollten. Der Anblick unseres nahe bevorstehenden Glückes... wird Ihre einzige Strafe sein."

„Vielleicht bedarf ich weder der Absolution, noch der Strafe, denn wie ich dem Herrn Grafen zu bemerken die Ehre gehabt habe, die Zukunft wird meine Handlungen rechtfertigen. Ja, ich mußte dem Prinzen sagen, Sie lieben eine andere Person, als ihn, wie ich Ihnen sagen mußte, er liebe eine andere Person, als Sie, und zwar in Ihrem gegenseitigen Interesse. Meine Anhänglichkeit an Sie mag mich irre geleitet haben... das ist möglich... ich bin nicht unfehlbar; aber nach meinem früheren Benehmen gegen Sie, mein liebes Fräulein, bin ich vielleicht berechtigt, über eine solche Behandlung zu staunen... Das ist keine Klage... Wenn ich mich nie rechtfertige, so beklage ich mich auch nie."

„Bei Gott, es ist etwas sehr Heldenmüthiges, mein lieber Herr," entgegnete der Graf, „daß Sie sich nicht herablassen, sich über das Böse, das Sie thun, zu beklagen oder zu rechtfertigen."

„Ueber das Böse, das ich thue?" und Rodin schaute den Grafen fest an. „Spielen wir Räthsel?"

„Und was ist es denn sonst, mein Herr!" rief der Graf voll Entrüstung, „was ist es, daß Sie den Prinzen durch Ihre Lügen in so furchtbare Verzweiflung gebracht haben, daß er seinem Leben zweimal ein Ende machen wollte? Was ist es, wenn Sie durch Ihre Lügen das Fräulein in einen so grausam und vollständigen Irrthum versenkten, daß ohne den Entschluß, den ich heute faßte, dieser Irrthum noch dauern würde und die beklagenswerthesten Folgen gehabt hätte?"

„Wollten Sie mir wohl die Ehre erweisen, H–

Graf, mir zu sagen, welches Interesse ich bei dieser Verzweiflung, bei diesem Irrthum habe, zugegeben, ich hätte Beides veranlaßt?"

„Ohne Zweifel ein großes Interesse," erwiederte der Graf mit hartem Tone, „ein um so gefährlicheres Interesse, je mehr es verborgen ist, denn Sie gehören, wie ich sehe, zu denjenigen, welchen das Unglück ihrer Nebenmenschen Vergnügen und Nutzen verschaffen muß."

„Das ist zu viel, mein Herr Graf, ich werde mich mit dem Nutzen begnügen," sagte Rodin sich verbeugend.

„Ihre unverschämte Kaltblütigkeit wird mich nicht aus der Fassung bringen. Alles dies ist sehr ernst," versetzte der Graf. „Eine so schändliche Betrügerei kann unmöglich eine vereinzelte Handlung sein... Wer weiß, ob dies nicht ebenfalls eine von den Wirkungen des Hasses von Frau von Saint-Dizier gegen Fräulein von Cardoville ist?"

Adrienne hatte dem vorhergehenden Streite mit der tiefsten Aufmerksamkeit zugehört.

Plötzlich bebte sie, als würde sie von einer raschen Offenbarung erleuchtet.

Nach einem Augenblicke des Stillschweigens sprach sie zu Rodin ohne Bitterkeit, ohne Zorn, aber mit einer Ruhe voll sanfter Heiterkeit:

„Man sagt, mein Herr, die glückliche Liebe bewirke Wunder... ich wäre versucht, es zu glauben, denn nach einigen Minuten des Nachdenkens und in Erinnerung gewisser Umstände erscheint mir Ihr Benehmen in einem ganz neuen Lichte."

Worin bestünde diese neue Perspektive, mein liebes Fräulein?"

„Damit Sie meinen Gesichtspunkt erfassen, erlauben Sie mir, einiger Thatsachen zu erwähnen: Die Mayeux war mir edelmüthig zugethan, sie hatte mir unverwerfliche Beweise von Anhänglichkeit gegeben; ihr Geist kam ihrem edlen Herzen gleich;... aber sie fühlte

gegen Sie eine unüberwindliche Abneigung... Plötzlich verschwindet sie geheimnißvoll aus meinem Hause, und es ist nicht Ihre Schuld, wenn sich nicht gehäßiger Verdacht in mir gegen sie regte. Herr von Montbron hegt eine väterliche Liebe für mich; doch ich muß Ihnen gestehen, wenig Sympathie für Sie; Sie haben es auch versucht, Mißtrauen zwischen ihm und mir auszustreuen... Der Prinz Dschalma endlich ist von einem innigen Gefühle für mich erfaßt, und Sie wenden den schändlichsten Betrug an, um dieses Gefühl zu tödten. In welcher Absicht handelten Sie?... ich weiß es nicht, aber sicherlich ist diese Absicht mir feindlich."

„Es scheint mir, mein Fräulein," entgegnete Rodin mit strengem Tone, „mit Ihrer Unwissenheit verbindet sich das Vergessen geleisteter Dienste."

„Ich will es nicht leugnen, mein Herr, Sie haben mich dem Hause von Herrn Baleinier entrissen; aber im Ganzen wäre ich einige Tage später unfehlbar von Herrn von Montbron befreit worden."

„Sie haben Recht, mein liebes Kind," sagte der Graf, „man dürfte sich wohl das Verdienst von dem, was bald nothgedrungen durch Ihre wahren Freunde geschehen mußte, haben zuschreiben wollen."

„Sie sind dem Ertrinken nahe, ich rette Sie, Sie sind mir dankbar? Irrthum!" sprach Rodin mit Bitterkeit; „ein anderer Vorübergehender hätte Sie ohne Zweifel später gerettet."

„Es fehlt der Vergleichung etwas an Richtigkeit," sprach Adrienne lächelnd; „eine Heilanstalt ist kein Fluß, und obgleich ich Sie jetzt ganz für fähig halte, zwischen zwei Wassern zu schwimmen, so ist Ihnen doch Ihre Schwimmkunst unter diesen Umständen unnütz gewesen... und Sie haben mir ganz einfach eine Thüre geöffnet, welche sich unvermeidlich später öffnen mußte."

„Sehr gut, mein liebes Kind," sprach der Graf laut lachend über die Antwort von Adrienne.

„Ich weiß, mein Herr, daß sich Ihre ausgezeich-

nete Fürsorge nicht allein auf mich ausgedehnt hat. Die Töchter des Marschall Simon sind diesem durch Sie wieder zugeführt worden; aber es ist anzunehmen, daß die Reclamationen des Herrn Marschall, Herzogs von Ligny, in Beziehung auf seine Kinder nicht vergeblich gewesen wären. Sie sind sogar so weit gegangen, daß Sie einem Soldaten sein kaiserliches Kreuz, eine wahre heilige Reliquie für ihn, zurückgegeben haben; das ist sehr rührend. Sie haben endlich den Abbé d'Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt; aber ich war selbst entschlossen, sie zu entlarven... Uebrigens beweist Alles dies, daß Sie ein Mann von unendlich viel Geist sind."

„Ah, mein Fräulein," murmelte Rodin demüthig.

„Voll von Mitteln und Erfindung..."

„Ah, mein Fräulein..."

„Es ist nicht mein Fehler, wenn Sie bei unserer langen Unterredung bei Herrn Baleinier die Ueberlegenheit errathen haben, welche mich erfaßte... ich gestehe es, tief erfaßte... Was wollen Sie, mein Herr? für einen seltenen Geist, wie der Ihrige, ist es sehr schwierig, das Incognito zu bewahren; da es jedoch möglich wäre, daß wir auf verschiedenen, sehr verschiedenen Wegen," fügte sie boshaft bei, „nach demselben Ziele strebten (immerhin unserer Besprechung bei Herrn Baleinier gemäß), so will ich Ihnen, im Interesse unserer zukünftigen Gemeinschaft, wie Sie sagten, einen Rath geben... und offenherzig mit Ihnen sprechen."

Rodin hatte Fräulein von Cardoville mit einer scheinbaren Unempfindlichkeit, seinen Hut unter seinem Arme haltend, die Hände über seiner Weste gekreuzt und die Daumen um einander windend, zugehört. Das einzige äußere Zeichen der furchtbaren Unruhe, in welche ihn die gelassenen Worte von Adrienne versetzten, waren die fahlen Augenlieder des Jesuiten, welche heuchlerisch abgesenkt allmälig sehr roth wurden, so heftig stieg das Blut zu Kopfe.

Er antwortete nichtsdestoweniger Fräulein von Cardoville mit einem sicheren Tone und sich tief verbeugend:

„Ein guter Rath und ein offenes Wort sind immer vortreffliche Dinge."

„Sie sehen, mein Herr," versetzte Adrienne mit einer leichten Begeisterung, „die glückliche Liebe verleiht einen solchen Scharfsinn, so viel Muth, so viel Energie, daß man der Gefahren spottet, die Hinterhalte entdeckt, dem Hasse Trotz bietet. Glauben Sie mir, die göttliche Klarheit, welche um zwei liebende Herzen strahlt, genügt, um jede Finsterniß zu zerstreuen, jede Falle zu beleuchten. In Indien,... entschuldigen Sie diese Schwäche, ich spreche sehr gerne von Indien," fügte das Mädchen mit einem Lächeln von unbeschreiblicher Anmuth bei, „in Indien zünden die Reisenden während der Nacht ein großes Feuer um ihren Aschupa an (verzeihen Sie diese örtliche Färbung), und so weit sich die strahlende Glorie verbreitet, schlägt sie durch ihre Helle allein alles unreine, giftige Gewürme in die Flucht, das durch das Licht erschreckt wird und nur in der Finsterniß lebt."

„Der Sinn dieser Vergleichung ist mir bis jetzt entgangen," sagte Rodin, welcher beständig seine Daumen drehte und nur halb seine Augenlieder in die Höhe zog.

„Ich will deutlicher sprechen," erwiederte Adrienne. „Setzen Sie, mein Herr, der letzte Dienst, den Sie mir und dem Prinzen geleistet haben, denn Sie verfahren nur durch geleistete Dienste... das ist neu und sehr geschickt, ich muß es anerkennen...."

„Bravo, mein liebes Kind," sprach der Graf freudig, „die Hinrichtung wird vollständig sein..."

„Ah, es ist eine Hinrichtung?" sagte Rodin, stets gleich unempfindlich.

„Nein, mein Herr," erwiederte Adrienne lächelnd,

„es ist eine einfache Unterhaltung zwischen einem armen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, einem Freunde des Guten. Nehmen Sie an, die häufigen Dienste, die Sie mir und den Meinigen leisteten, haben mir plötzlich die Augen geöffnet, oder vielmehr," fügte das junge Mädchen lächelnd bei, „setzen Sie, Gott, der der Mutter den Instinkt, ihr Kind zu vertheidigen, gibt, habe mir mit meinem Glücke auch den Instinkt der Erhaltung dieses Glückes gegeben, und irgend ein Vorgefühl habe mir, tausend bis dahin dunkle Umstände erleuchtend, geoffenbart, Sie seien, statt mein Freund zu sein, vielleicht der gefährlichste Feind von mir und meiner Familie."

„Ah, wir gehen also von der Ausführung zur Muthmaßung über," sprach Rodin, stets unstörbar.

„Und von der Muthmaßung, mein Herr, wenn ich es Ihnen sagen soll, zur Gewißheit," versetzte Adrienne mit würdiger Entschlossenheit. „Ja, jetzt glaube ich es, ich bin eine Zeit lang Ihre Thörin gewesen, und ich sage es Ihnen ohne Haß, ohne Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr: es ist peinlich, einen Mann von Ihrem Verstande sich zu solchen Machinationen erniedrigen und, nachdem er so viele teuflische Federn hat spielen lassen, nur zur Lächerlichkeit gelangen zu sehen; denn gibt es etwas Lächerlicheres für einen Mann, wie Sie sind, als von einem jungen Mädchen besiegt zu werden, das zur Waffe, zur Vertheidigung, zur Erleuchtung nichts hat, als ihre Liebe... Mit einem Worte, mein Herr, ich betrachte Sie von heute an als einen unversöhnlichen, gefährlichen Feind; ich sehe Ihr Ziel vor Augen, ohne die Mittel errathen zu können, durch welche Sie es erreichen wollen. Diese Mittel werden ohne Zweifel des vergangenen würdig sein; aber dessenungeachtet fürchte ich Sie nicht. Schon morgen soll meine Familie von Allem unterrichtet werden, und eine thätige, entschlossene, verständige Verbindung wird uns wohl hüten, denn es handelt sich nothwendig um die ungeheure Erbschaft, die man uns

beinahe entrissen hätte. In welchem Zusammenhang kann das Unrecht, das ich Ihnen zum Vorwurf mache, mit dem völlig pecuniären Zwecke stehen, den man verfolgt... Ich weiß es durchaus nicht; aber Sie haben mir selbst gesagt, meine Feinde seien so gefährlich, so geschickt, ihre Ränke so schlau, daß man auf Alles gefaßt sein, Alles vorhersehen müsse; ich werde mich der Lection erinnern. Ich habe Ihnen Offenherzigkeit versprochen, ich denke, mein Wort ist nun erfüllt."

„Es wäre wenigstens unklug, wenn ich dieser Offenherzigkeit wegen zu Ihrem Feinde würde," sagte Rodin, stets unempfindlich; „aber Sie haben mir auch einen Rath versprochen, mein liebes Fräulein."

„Der Rath wird kurz sein, versuchen Sie es nicht, gegen mich zu kämpfen, denn sehen Sie, es gibt etwas Stärkeres, als Sie und die Ihrigen, das ist eine Frau, welche ihr Glück vertheidigt.

Adrienne sprach die letzten Worte mit so erhabenem Vertrauen aus, ihr Blick funkelte gleichsam von so unerschrockenem Glücke, daß Rodin trotz seiner phlegmatischen Kühnheit einen Augenblick darüber erschrocken war.

Er schien indessen keineswegs aus der Fassung gebracht, und nach einem Augenblick des Stillschweigens versetzte er mit einer Miene beinahe verächtlichen Mitleids:

„Mein liebes Fräulein, wir werden uns wahrscheinlich nie wieder sehen;... erinnern Sie sich jedoch nur einer Sache, die ich Ihnen wiederhole: ich rechtfertige mich nie; die Zukunft übernimmt dies. Hienach, mein Fräulein, bin ich Ihr sehr ergebener Diener."

Und er verbeugte sich.

„Mein Herr Graf, ich habe die Ehre, Ihnen mein achtungsvolles Kompliment zu machen," fügte er, sich vor Herrn von Montbron noch tiefer verbeugend, bei und entfernte sich sodann.

Kaum war Rodin weggegangen, als Adrienne

ihrem Bureau lief, hastig einige Worte schrieb, ihr Billet versiegelte und zu Herrn von Montbron sagte:

„Ich werde den Prinzen nicht vor morgen sehen, eben sowohl aus einem Aberglauben des Herzens, als weil es mir für meine Pläne nothwendig erscheint, daß diese Zusammenkunft mit einiger Feierlichkeit umgeben ist... Sie sollen Alles erfahren;... aber ich will ihm sogleich schreiben, denn bei einem Feinde wie Herr Rodin muß man auf Alles gefaßt sein.“

„Sie haben Recht, mein liebes Kind; den Brief, geschwinde.“

Adrienne gab ihm den Brief.

„Ich sage ihm genug, um seinen Schmerz zu besänftigen, und nicht genug, um mich des kostbaren Glückes der Ueberraschung, welche ich mir auf morgen vorbehalte, zu berauben.“

„Alles dies ist voll Geist und Herz; ich laufe zu dem Prinzen, um ihm das Billet zustellen zu lassen; ich werde ihn nicht sehen, denn ich könnte nicht für mich stehen... Doch unsere Spazierfahrt... unser Schauspiel diesen Abend... es bleibt doch dabei?“

„Gewiß, denn mehr als je fühle ich das Bedürfniß, mich bis morgen zu betäuben; dann wird mir auch die frische Luft gut thun. Die Unterredung mit Herrn Rodin hat mich etwas aufgeregt.“

„Der alte Schurke!.. Doch wir werden noch von ihm sprechen. Ich eile jetzt zu dem Prinzen und komme mit Frau von Morinval zurück, um Sie nach den Champs-Elysées abzuholen.“

Und der Graf von Montbron entfernte sich eben so heiter, als er traurig und bekümmert gekommen war.

Vierzehntes Kapitel.

Die Champs-Elysées.

Es waren ungefähr zwei Stunden seit der Unterredung von Rodin und Fräulein von Cardoville vorüber; durch die Heiterkeit eines schönen Frühlingstages angelockt (der Monat März war seinem Ende nahe) standen viele Spaziergänger stille, um eine reizende Equipage zu bewundern.

Man denke sich eine azurblaue Caleche mit ebenfalls blau eingefaßtem Gestelle, bespannt mit vier herrlichen Vollblutgoldbraunen mit schwarzen Mähnen und mit Geschirren, funkelnd von Silberzierrathen, geführt von zwei Postillons von vollkommen gleichem Wuchse, welche schwarze Sammetkappen, hellblaue Casimirwämmser mit weißem Kragen, lederne Beinkleider und Kappenstiefeln trugen; zwei gepuderte große Lackeien, mit ebenfalls blauer Livree, weißen Kragen und Rabatten, saßen auf dem Hintersitze.

Man konnte nichts besser Geführtes, nichts besser Bespanntes sehen; voll Race, voll Kraft und Feuer gingen die Pferde, geschickt gelenkt von den Postillons, einen seltsam gleichmäßigen Schritt, anmuthig Takt haltend, in ihr von Schaum bedecktes Gebiß beißend und von Zeit zu Zeit ihre Cocarden von blauer und weißer Seide schüttelnd, in deren Mitte eine schöne Rose sichtbar war.

Ein mit zierlicher Einfachheit gekleideter Mann, welcher der andern Seite der Allee folgte, betrachtete mit einer gewissen stolzen Zufriedenheit dieses Gespann, das er gleichsam geschaffen hatte; dieser Mann war Herr von Bonneville, der Stallmeister von Adrienne, wie Herr von Montbron sagte, denn der Wagen gehörte Fräulein von Cardoville.

Es war eine Abänderung in dem Programm des magischen Tages eingetreten.

Herr von Montbron hatte Dschalma das Billet von Fräulein von Cardoville nicht zustellen können; der Prinz war nach der Angabe von Faringhea schon am Morgen mit dem Marschall Simon auf das Land gefahren, aber er sollte am Abend zurückkommen und der Brief ihm bei seiner Ankunft übergeben werden.

Völlig beruhigt in Beziehung auf Dschalma, überzeugt, daß er einige Zeilen finden würde, die, ohne demselben das Glück geradezu zu verkünden, das seiner harrte, ihm wenigstens eine Ahnung davon geben müßten, war Adrienne auf den Rath von Herrn von Montbron ausgefahren, um vor den Augen der Welt darzuthun, sie wäre, trotz der von Frau von Saint-Dizier ausgestreuten und überall wiederholten, schändlichen Gerüchte fest entschlossen, nichts an ihrem Vorsatze, allein zu leben und ihr eigenes Haus zu haben, zu ändern.

Adrienne trug einen kleinen weißen Capothut mit einem Blonden-Halbschleier, der ihr rosiges Antlitz und ihre goldenen Haare umrahmte ihr bis oben geschlossenes Kleid von granatfarbigem Sammet verschwand beinahe unter einem großen Kaschmirshawl. Die junge Marquise von Morinval, ebenfalls sehr hübsch, sehr elegant, saß an ihrer rechten Seite; Herr von Montbron nahm Beiden gegenüber den Rücksitz der Caleche ein.

Diejenigen, welche die Pariser Welt oder vielmehr den unmerklichen Theil der Pariser Welt kennen, der auf eine oder zwei Stunden an jedem sonnenhellen Tage die Champs-Elysées besucht, um zu sehen und gesehen zu werden, begreifen, daß die Gegenwart von Fräulein von Cardoville auf dieser glänzenden Promenade ein außerordentliches Ereigniß, etwas Unerhörtes sein mußte.

Das, was man die Welt nennt, konnte seinen Augen nicht trauen, als es sah, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren, Millionen reich, vom höchsten Adel,

in seinem Wagen erscheinend gleichsam vor Aller Augen bestätigte, daß es gegen alles Herkommen, gegen alle Schicklichkeit, völlig frei und unabhängig lebte. Diese Emancipation wurde als etwas Ungeheuerliches betrachtet, und man war beinahe erstaunt, daß die anmuthige, würdevolle Haltung von Adrienne die, von Frau von Saint-Dizier und ihren Freunden in Beziehung auf die angebliche Verrücktheit ihrer Nichte verbreiteten Verleumdungen völlig Lügen strafte.

Verschiedene schöne Männer benützten den Umstand, daß sie die Marquise von Morinval oder Herrn von Montbron kannten, begrüßten sie und ritten einige Minuten im Schritte ihrer Pferde neben der Caleche, um Gelegenheit zu haben, Fräulein von Cardoville zu sehen, zu bewundern und vielleicht zu hören; diese erfüllte alle solche Wünsche, indem sie mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, mit ihrem eigenthümlichen Geiste sprach; was man Anfangs als eine beinahe wahnsinnige Abschweifung betrachtet hatte, wurde zu einer reizenden Originalität, und es hing nur von Fräulein von Cardoville ab, von diesem Tage an zur Königin der Eleganz und der Mode erklärt zu werden.

Adrienne gab sich ganz wohl Rechenschaft von dem Eindrucke, den sie hervorbrachte; sie war glücklich und stolz darüber, wenn sie an Dschalma dachte; verglich sie ihn mit diesen Modemenschen, so verdoppelte sich ihr Glück. Diese jungen Leute, welche der Mehrzahl nach Paris nie verlassen oder sich höchstens nach Neapel, nach Baden gewagt hatten, kamen ihr sehr blaß Dschalma gegenüber vor, der bei seinem Alter gar oft in blutigen Kriegen siegreich befehligt und gekämpft hatte, dessen Ruf des Muthes und heroischer Hochherzigkeit mit Bewunderung, von den Reisenden erwähnt, aus dem Herzen Indiens bis nach Paris drang. Und dann... konnten die reizendsten Zierlinge, mit ihren kleinen Hüten, mit ihren gespannten Röcken und hohen Halsbinden, sich dem indischen Prinzen nahen, dessen

bezaubernde, männliche Schönheit durch den Glanz einer zugleich reichen und malerischen Tracht erhöht wurde?

Alles war daher an diesem Tage Glück, Freude und Liebe für Adrienne; an einem Himmel von glänzender Reinheit untergehend übergoß die Sonne mit ihren goldenen Strahlen die Promenade; die Luft war warm, die Equipagen kreuzten sich in allen Richtungen, die Pferde der Reiter jagten rasch und munter hin und her, ein leichter Wind bewegte die Echarpen der Frauen, die Federn ihrer Hüte; überall war Geräusch, Bewegung, Licht.

Adrienne belustigte sich, aus dem Hintergrunde ihres Wagens das glänzende Gewimmel des Pariser Luxus sich spiegeln zu sehen; aber mitten unter diesem schimmernden Chaos gewahrte sie in Gedanken das schwermüthige, sanfte Antlitz von Dschalma, als ein Gegenstand auf ihren Schooß fiel... sie bebte.

Es war ein Strauß von etwas verwelkten Veilchen.

In demselben Augenblicke hörte sie eine kindische Stimme, welche dem Wagen nachrief:

„Um Gottes Willen, einen Sou."

Adrienne drehte den Kopf und erblickte ein bleiches, hageres Mädchen mit sanftem, traurigem Gesichte, kaum in Lumpen gekleidet, das die Hand ausstreckte und seine Augen flehend zum Himmel aufschlug.

Obgleich der schlagende Widerspruch des äußersten Elends inmitten des größten Luxus so gewöhnlich war, daß er nicht als eine Merkwürdigkeit erscheinen konnte, so wurde doch Adrienne doppelt davon ergriffen, denn die Erinnerung an die vielleicht jetzt dem furchtbarsten Jammer preisgegebene Mayeux erwachte in ihrem Innern.

„Ah!" dachte sie, „dieser Tag soll wenigstens nicht für mich allein ein Tag strahlenden Glückes sein."

Sich etwas aus dem Wagen beugend, sagte sie zu dem kleinen Mädchen:

„Hast Du noch Deine Mutter, mein Kind?"

„Nein, Madame, ich habe weder Vater noch Mutter.“

„Wer sorgt für Dich?“

„Niemand, Madame. Man gibt mir Sträuße zu verkaufen, und ich muß Sous dafür zurückbringen, sonst schlägt man mich.“

„Arme Kleine.“

„Einen Sou, Madame, einen Sou, gute Dame, um Gottes Willen!“ rief das Mädchen, den Wagen begleitend, der jetzt im Schritte fuhr.

„Mein lieber Graf,“ sprach Adrienne lächelnd und sich an Herrn von Montbron wendend, „Sie sind leider nicht bei Ihrer ersten Entführung ... beugen Sie sich über den Schlag hinaus, reichen Sie Ihre beiden Hände diesem Kind; entführen Sie die Kleine geschwind, wir verbergen sie zwischen Frau von Morinval und mir und verlassen die Promenade, ohne daß Jemand diesen kühnen Raub wahrgenommen hat.“

„Wie?“ entgegnete der Graf erstaunt, „Sie wollen...“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

„Welche Tollheit!“

„Gestern vielleicht hätten Sie diese Laune als Tollheit behandeln können, aber heute,“ Adrienne legte einen besondern Nachdruck auf dieses Wort und schaute dabei Herrn von Montbron mit einem Blicke des Einverständnisses an; „aber heute müssen Sie begreifen, daß es beinahe eine Pflicht ist.“

„Ja, ich begreife, edles, gutes Herz,“ sprach der Graf mit bewegter Miene, während Frau von Morinval, welche nicht das Geringste von der Liebe von Adrienne für Dschalma wußte, abwechselnd den Grafen und Fräulein von Cardoville mit Staunen und Neugierde anschaute.

Herr von Montbron legte sich nun über den Wagenschlag hinaus, streckte seine Hände nach dem Kinde aus und sagte zu demselben:

„Gib mir Deine zwei Hände, Kleine.“

Obgleich sehr erstaunt, gehorchte das Kind doch maschinenmäßig und bot ihre zwei kleinen Hände dem Grafen; dieser nahm sie bei den Faustgelenken und hob sie um so leichter empor, als der Wagen sehr niedrig war und, wie wir erwähnten, im Schritte ging.

Mehr verwundert als erschrocken sagte das Kind nichts. Adrienne und Frau von Morinval machten Raum zwischen sich, man stopfte die Kleine hinein, welche sogleich unter den Shawlflügeln der jungen Frauen verschwand.

Alles dieß ging so schnell vor sich, daß kaum einige in den Gegenalleen spazierende Personen die Entführung bemerkten.

„Nun, mein lieber Graf,“ sagte Adrienne strahlend vor Freude, „flüchten wir uns geschwinde mit unserer Beute.“

Herr von Montbron erhob sich halb und rief den Postillons zu:

„In das Hotel.“

Und die vier Pferde entfernten sich in raschem, gleichmäßigem Trabe.

„Es scheint mir, dieser Glückstag ist nun geheiligt und mein Aufwand entschuldigt,“ dachte Adrienne; „bis ich die arme Mayeux wieder gefunden habe, zu welchem Behufe ich von heute an alle erdenkliche Nachforschungen anstellen lassen werde, ist ihr Platz wenigstens nicht leer.“

Oft findet ein seltsames Zusammentreffen statt...

In demselben Augenblicke, wo dieser gute Gedanke für die Mayeux Adrienne in den Sinn kam, konnte man eine große Bewegung in einer von den Gegenalleen wahrnehmen; mehrere Spaziergänger schaarten sich zusammen, bald liefen andere Personen herbei, um sich mit dieser Gruppe zu verbinden.

„Sehen Sie doch, mein lieber Oheim, wie sich das Volk dort zusammendrängt! Was kann das sein?

Wenn man den Wagen halten ließe, um sich nach der Ursache dieser Versammlung zu erkundigen?"

„Meine Liebe, es thut mir unendlich leid, aber Ihre Neugierde wird nicht befriedigt werden," erwiederte der Graf, seine Uhr aus der Tasche ziehend, „es ist bald sechs Uhr; die Vorstellung der Thiere beginnt um acht Uhr; wir haben gerade Zeit, nach Hause zu fahren und zu Mittag zu speisen. Ist das nicht auch Ihre Meinung, mein liebes Kind?" sagte er zu Adrienne.

„Ist es die Ihrige, Julie?" fragte Fräulein von Cardoville die Marquise.

„Allerdings," antwortete die junge Frau.

„Es ist mir um so angenehmer, wenn wir uns heute nicht verspäten," versetzte der Graf, „als ich, nachdem ich Sie nach der Porte-Saint-Martin geführt habe, auf eine halbe Stunde in den Club gehen muß, um für Lord Campbell zu stimmen, den ich zu vertreten habe."

„Adrienne und ich werden also allein im Schauspiel bleiben, mein lieber Oheim?"

„Ich denke, Ihr Gemahl geht mit."

„Sie haben Recht; vernachläßigen Sie uns deßhalb nicht zu sehr."

„Das mögen Sie überzeugt sein, denn ich bin wenigstens eben so neugierig als Sie, diese furchtbaren Bestien und den berühmten Morok, den unvergleichlichen Thierebändiger, zu sehen."

Einige Minuten nachher verließ, das kleine Mädchen mit sich führend, der Wagen von Fräulein von Cardoville die Champs-Elysées und schlug den Weg nach der Rue d'Anjou ein.

In dem Augenblick, wo das glänzende Gespann verschwand, hatte sich die erwähnte Zusammenschaarung noch bedeutend vermehrt; eine geschlossene Masse drängte sich um einen von den großen Bäumen der

Champs-Elysées und man vernahm aus verschiedenen Punkten der Gruppe Ausrufungen des Mitleids.

Ein Spaziergänger näherte sich einem jungen Manne, welcher in der letzten Reihe des Haufens stand und fragte:

„Was gibt es denn hier?"

„Man sagt, eine arme Person ... ein buckeliges Mädchen sei in Ohnmacht gefallen."

„Eine Buckelige ... ein schöner Schade! Es gibt noch Höcker genug," erwiederte der Spaziergänger mit einem plumpen Gelächter.

„Buckelig oder nicht buckelig ... gleichviel, wenn sie Hungers stirbt," antwortete der junge Mann, der kaum seine Entrüstung bewältigen konnte; „es ist darum nicht minder traurig und entfernt kein Anlaß zum Lachen."

„Hungers sterben, bah!" versetzte der Spaziergänger die Achseln zuckend; „nur die Canaille, welche nicht arbeiten will, stirbt vor Hunger, und das ist in Ordnung."

„Und ich, mein Herr, ich wette, daß es einen Tod gibt, den Sie nicht sterben," rief der junge Mann, im höchsten Maße aufgebracht über die grausame Frechheit des Spaziergängers.

„Was wollen Sie damit sagen?" versetzte der Spaziergänger mit hochmüthigem Tone.

„Ich will damit sagen, mein Herr, daß das Herz Sie nie ersticken wird."

„Mein Herr!" rief der Spaziergänger zornig.

„Nun was? mein Herr!" versetzte der junge Mann und schaute dabei seinem Gegner in das Gesicht.

„Nichts ..." antwortete der Spaziergänger, wandte sich ungestüm auf den Absätzen und ging brummend auf ein Cabriolet mit orangefarbigem Kasten zu, an welchem man ein ungeheures Wappenschild, überragt von einer Baronenkrone, erblickte.

Ein Bedienter, lächerlich mit Gold auf Grün ga-

lonirt, stand neben dem Pferde, bemerkte aber seinen Herrn nicht.

„Du hast Maulaffen feil, Thier," sprach der Spaziergänger und stieß ihn mit dem Ende seines Stockes.

Der Bediente wandte sich verwirrt um.

„Mein Herr, da ich..."

„Du wirst mein Herr Baron sagen lernen, Dummkopf!" rief der Spaziergänger zornig; „rasch den Schlag geöffnet.

Der Spaziergänger war Herr Tripeaud, Industriebaron, Luchs, Agioteur.

Die arme Buckelige war die Mayeux, welche wirklich, entkräftet von Hunger, in dem Augenblick in Ohnmacht fiel, wo sie sich zu Fräulein von Cardoville begab.

Die Unglückliche hatte den Muth gefunden, der Schmach und den Spöttereien zu trotzen, welche sie bei ihrer Erscheinung in dem Hause befürchtete, aus dem sie sich freiwillig entfernt hatte. Diesmal handelte es sich nicht um ihre Person, sondern um ihre Schwester Cephyse, die Reine Bacchanal, die am Abend vorher nach Paris zurückgekehrt war, und welche die Mayeux mit Hülfe von Adrienne dem schrecklichsten Schicksal entreißen wollte.

. . . .

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Scenen drängte sich eine zahllose Menge in den Zugängen der Porte Saint-Martin, um der Vorstellung von Morok beizuwohnen, welcher ein Scheingefecht mit dem berühmten schwarzen Panther von Java, genannt der Tod, zu geben versprach.

Bald stiegen Adrienne, Herr und Frau von Morinval vor dem Eingang des Theaters aus dem Wagen. Herr von Montbron, welchen sie im Vorüberfahren im Club gelassen hatten, sollte im Theater wieder mit ihnen zusammentreffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Hinter dem Vorhang.

Der ungeheure Saal der Porte Saint-Martin war voll von einer ungeduldigen Menge.

Ganz Paris, wie es Herr von Montbron Fräulein von Cardoville gesagt hatte, drängte sich mit der lebhaftesten Neugierde zu den Vorstellungen von Morok; es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Thierebändiger den Handel mit religiösen Spielereien, den er auf eine so fruchtbare Weise im Gasthofe zum weißen Falken bei Leipzig betrieb, gänzlich aufgegeben hatte; eben so war es mit den großen Aushängschilden, auf welchen die überraschenden Wirkungen der plötzlichen Bekehrung von Morok in so bizarren Malereien dargethan wurden; diese verjährten Spiegelfechtereien wären in Paris nicht am Orte gewesen.

Morok vollendete seinen Anzug in einer von den Schauspielerlogen, die man ihm eingeräumt hatte; über seinem Panzerhemde, seinen Armschienen und Beinschienen trug er eine weite rothe Hose, welche Ringe von vergoldetem Kupfer an den Knöcheln festhielten. Sein langer Kaftan von schwarz, roth und gold brochirtem Stoffe wurde um seine Hüften und um seine Faustgelenke von andern breiten Ringen von ebenfalls vergoldetem Metalle umschlossen. Diese düstere Tracht verlieh dem Thierebändiger ein noch viel düstereres Aussehen. Sein gelblicher, dicker Bart fiel in großen Wellen auf seine Brust herab und er wickelte ein langes Stück weiße Mousseline um seine rothe Plattmütze. Ein gottesfürchtiger Prophet in Deutschland, ein Komödiant in Paris, wußte sich Morok, wie seine Beschützer, vortrefflich in die Umstände zu fügen.

In einem Winkel seiner Loge und ihn mit einer

Art von alberner Bewunderung betrachtend, stand Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Nu. Seit dem Tage, wo die Fabrik des Herrn Hardy durch den Brand verzehrt worden war, hatte Jacques Morok nicht verlassen; jede Nacht brachte er in Gelagen hin, deren traurigem Einfluß die eiserne Organisation des Thierebändigers Trotz bot.

Die Züge von Jacques fingen im Gegentheil an, sich bedeutend zu verändern; seine hohlen Wangen, seine ungleiche Bläße, sein zuweilen stumpfer, zuweilen in einem düstern Feuer erglänzender Blick verriethen die Verheerungen einer ausschweifenden Lebensart; eine Art von bitterem, sardonischem Lächeln war beinahe beständig auf seinen vertrockneten Lippen sichtbar. Dieser einst lebhafte, heitere Geist kämpfte noch einiger Maßen gegen den trüben Stumpfsinn einer beinahe beständigen Trunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, außer Stands, plumper Vergnügungen entbehren zu können, bemüht, im Weine einen Ueberrest von Ehrbarkeit zu ersäufen, der sich in ihm empörte, war Jacques dahin gekommen, daß er, ohne sich zu schämen, das reichliche Almosen verwildernder Sinnlichkeiten von Morok annahm, der die ziemlich bedeutenden Kosten aller ihrer Orgien bezahlte, aber ihm nie Geld gab, um ihn stets in Abhängigkeit von sich zu erhalten.

Nachdem Jacques Morok eine Zeit lang mit Verwunderung betrachtet hatte, sagte er zu ihm:

„Ganz einerlei... Du treibst ein herrliches Handwerk.... Du kannst Dich rühmen, daß es zu dieser Stunde in der ganzen Welt nicht zwei Menschen gibt, wie Du bist;... und das ist schmeichelhaft... Schade, daß Du Dich nicht auf dieses schöne Handwerk beschränkst.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Die Verschwörung, auf deren Kosten Du mich Tag und Nacht schmausen läßt?“

„Das erwärmt; aber der Augenblick ist noch nicht

gekommen; deßhalb will ich Dich beständig bis zu dem großen Tage unter der Hand haben... Beklagst Du Dich darüber?"

„Gottes Tod, nein!" sprach Jacques; „was sollte ich thun? Versengt durch den Branntwein, wie ich dies bin, gebräche es mir an der Kraft zum Arbeiten, wenn ich auch den Willen hätte; ich besitze nicht, wie Du, einen marmornen Kopf und einen eisernen Leib; aber mich mit Pulver, statt mit etwas Anderem, zu berauschen, das sagt mir zu, und ich tauge zu keiner andern Arbeit mehr... und dann verhindert es mich, zu denken."

„Woran?"

„Du weißt wohl, daß ich, wenn ich denke, nur an Eines denke," antwortete Jacques mit finsterer Miene.

„Immer noch die Reine Bacchanal?" sprach Morok verächtlich.

„Immer noch ein wenig; dächte ich gar nicht mehr an sie, so wäre ich todt... oder völlig in Rohheit versunken... Teufel!"

„Du hast Dich nie besser befunden und nie mehr Geist gehabt," entgegnete Morok, seinen Turban befestigend.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Goliath trat rasch in die Loge.

Die gigantische Gestalt dieses Hercules hatte noch an Umfang zugenommen; er war als Alcide gekleidet, seine ungeheuern, von zolldicken Adern durchfurchten, Glieder schwollen unter einem fleischfarbigen Gestricke, über welchem er eine rothe Hose trug.

„Was hast Du hier wie ein Sturm hereinzufahren?" sagte Morok zu ihm.

„Es ist noch ein ganz anderer Sturm im Saale? sie fangen an, ungeduldig zu werden, und schreien wie besessen; aber wenn es nur das wäre!"

„Was gibt es sonst noch?"

„Der Tod wird diesen Abend nicht spielen können."

Morok wandte sich ungestüm um und rief:

„Warum?"

„Ich habe ihn so eben gesehen.... er hält sich geduckt im Hintergrunde des Käfigs, seine Ohren sind so auf den Kopf gelegt, daß man glauben sollte, sie wären abgeschnitten. Sie wissen, was dies zu bedeuten hat."

„Ist das Alles?" sprach Morok und drehte sich nach dem Spiegel, um seinen Kopfputz zu vollenden.

„Das scheint mir genug, denn es ist einer von seinen Wuthanfällen. Seit jener Nacht, wo er in Deutschland dem Schimmel den Bauch aufgeschlitzt hat, sah ich ihn nie mehr so wild; seine Augen funkeln wie zwei Lichter."

„Dann zieht man ihm seinen schönen Halskragen an," versetzte Morok.

„Seinen schönen Halskragen?"

„Ja, das Halsband mit den Federn."

„Und ich muß Ihnen als Kammerfrau helfen," sagte der Riese; „ein schönes Putzgeschäft."

„Schweige."

„Das ist immer noch nicht Alles," sprach Goliath mit verlegener Miene.

„Was weiter?"

„Ich möchte es Ihnen wohl gerne sagen."

„Wirst Du wohl sprechen?"

„Nun, er ist hier."

„Wer? albernes Thier."

„Der Engländer."

Morok bebte, seine Arme fielen am Leibe hinab.

Jacques war erstaunt über die Bläße und das Zusammenziehen des Gesichtes von Morok.

„Der Engländer... hast Du ihn gesehen?" rief Morok, sich an Goliath wendend; „bist Du Deiner Sache gewiß?"

„Ganz gewiß. Ich sah durch ein Loch im Vorhang und erblickte ihn in einer kleinen Loge zunächst am Theater; er ist sehr leicht an seiner spitzigen Stirne, an seiner großen Nase und an seinen runden Augen zu erkennen."

Morok bebte abermals.

Dieser Mann, sonst von einer rohen Unempfindlichkeit, schien immer mehr unruhig und so erschrocken, daß Jacques ihn fragte:

„Was ist es denn mit dem Engländer?"

„Er folgte mir von Straßburg, wo er mich getroffen hatte," antwortete Morok, ohne seine Niedergeschlagenheit verbergen zu können; „er reiste in kleinen Tagemärschen, wie ich, mit seinen eigenen Pferden, und hielt an, wo ich anhielt, um keine von meinen Vorstellungen zu versäumen. Aber zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris verließ er mich, und ich glaubte mich von ihm befreit," fügte Morok seufzend bei.

„Befreit... wie sonderbar!" versetzte Jacques erstaunt, „eine so gute Kundschaft, ein solcher Bewunderer."

„Ja," sprach Morok immer düsterer, immer niedergeschlagener, „dieser Elende hat eine ungeheuere Summe gewettet, ich würde in seiner Gegenwart während einer von meinen Uebungen zerrissen werden; er hofft seine Wette zu gewinnen und verläßt mich deshalb nicht."

Couche-tout-Nu fand den Gedanken des Engländers so sonderbar excentrisch, daß er zum ersten Male seit langer Zeit in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Morok wurde blaß vor Wuth und stürzte mit so drohender Miene auf ihn los, daß sich Goliath in das Mittel legen mußte.

„Ruhig, ruhig," sprach Jacques, „wenn die Sache so ernsthaft ist, lache ich nicht mehr."

Morok beruhigte sich und sagte zu Couche-tout-Nu mit dumpfer Stimme:

„Hältst Du mich für feig?“

„Nein, bei Gott!“

„Dennoch erschreckt mich dieser Engländer mit seiner grotesken Erscheinung mehr, als mein Tiger oder mein Panther.“

„Du sagst es, ich glaube Dir,“ antwortete Jacques; „aber ich begreife nicht, warum Dich die Gegenwart dieses Mannes erschreckt...“

„Aber bedenke doch, Einfältiger,“ erwiederte Morok, „daß ich genöthigt bin, unabläßig die geringste Bewegung des wilden Thieres zu beobachten, das ich unter meiner Geberde und unter meinem Blicke gezähmt halte... muß es mir da nicht etwas Furchtbares sein, zu wissen, daß zwei Augen da sind, zwei Augen fortwährend in fester Erwartung, die geringste Zerstreuung werde mich den Zähnen meiner Bestien bloßstellen!“

„Jetzt begreife ich,“ sprach Jacques ebenfalls bebend. „Das macht bange.“

„Ja, denn wenn ich ihn auch nicht sehe, so kommt es mir doch immer vor, als erblickte ich ihn vor mir, mit seinen zwei großen, runden, weit aufgesperrten Augen. Mein Tiger Kain hat mir bereits einmal beinahe den Arm ausgerissen... während einer Zerstreuung, welche dieser Engländer, den die Hölle verschlingen möge, veranlaßte... Donner und Wetter!“ rief Morok, „dieser Engländer bringt mir Unglück.“

Und Morok ging in der größten Aufregung in der Loge auf und ab.

„Abgesehen davon, daß der Tod diesen Abend seine Ohren glatt auf den Schädel legt,“ versetzte Goliath mit rauhem Tone. „Wenn Sie hartnäckig sein wollen, so sage ich Ihnen, der Engländer wird seine Wette diesen Abend gewinnen.“

„Hinaus, Vieh... zermalme mir nicht den Kopf mit Deinen Unglücksweissagungen,“ rief Morok; „halte das Halsband für den Tod bereit.“

„Jeder nach seinem Geschmack; es ist Ihr Wille.

daß der Panther Ihr Fleisch koste,“ sprach der Riese und entfernte sich schwerfällig nach diesem Scherze.

„Aber, da Du diese Furcht hast,“ sagte Couche-tout-Nu, „warum sagst Du nicht, der Panther sei krank?“

Morok zuckte die Achseln und antwortete mit einer gewissen wilden Begeisterung:

„Hast Du von dem herben Vergnügen des Spielers gehört, der seine Ehre, sein Leben auf eine Karte setzt? Ich finde auch bei diesen täglichen Uebungen, wo mein Leben auf dem Spiele steht, ein wildes Vergnügen, dem Tode vor einer zitternden, über meine Kühnheit erschrockenen Menge, zu trotzen. Selbst in dem Schrecken, den mir dieser Engländer einflößt, finde ich etwas, so zu sagen, furchtbar Aufregendes, vor dem ich schaudere, während ich mich freiwillig unterziehe.“

Der Regisseur trat in die Loge des Thierebändigers und unterbrach ihn.

„Darf man die drei Schläge machen, Herr Morok?“ sagte er, „die Ouverture dauert nur zehn Minuten.“

„Schlagen Sie,“ antwortete Morok.

„Der Herr Polizeicommissär hat noch einmal die für den schwarzen Panther bestimmte Kette und die an den Boden des Theaters genietete Ringschraube untersuchen lassen,“ fügte er bei; „Alles wurde von einer beruhigenden Solidität erfunden.“

„Ja, beruhigend, mit Ausnahme meiner Person,“ murmelte der Thierebändiger.

„Man darf also das Zeichen geben, Herr Morok?“

„Immerhin.“

Der Regisseur entfernte sich.

Sechzehntes Kapitel.

Der Vorhang wird aufgezogen.

Die drei gewöhnlichen Schläge erschollen feierlich hinter dem Vorhange, die Ouverture begann, und wurde, offenherzig gestanden, nur wenig gehört.

Der Saal bot im Innern einen sehr belebten Anblick. Außer zwei Vorbühnen, die eine rechts, die andere links vom Zuschauer, waren alle Plätze besetzt.

Eine große Anzahl eleganter Frauen, wie immer durch die Seltsamkeit des Schauspiels angelockt, schmückte die Logen. Auf den Sperrsitzen preßten sich die meisten jungen Leute, die am Morgen in den Champs Elysées hin- und hergefahren oder geritten waren.

Einige Worte, von einem Sitze zum andern ausgetauscht, werden einen Begriff von ihrer Unterhaltung geben.

„Wissen Sie, mein Lieber, daß es keine solche Menschenmenge und keinen so gut zusammengesetzten Saal geben wird, um Athalie zu sehen?"

„Allerdings. Was ist das armselige Geheul eines Komödianten im Vergleich mit dem Brüllen eines Löwen?"

„Ich begreife nicht, wie man diesem Morok die Erlaubniß geben kann, seinen Panther in einem Winkel des Theaters mit einer Kette an einen eisernen Ring zu binden. Wenn die Kette bräche?"

„Ah! was die zerbrochene Kette betrifft... dort sitzt die kleine Frau von Blinville, welche keine Tigerin ist... Sehen Sie im zweiten Range in der Mittelloge."

„Es steht ihr sehr gut, daß sie, wie Sie sagen, die eheliche Kette zerbrochen hat."

„Ah! sieh' da, die schöne Herzogin von Sa-

Prix... Was sich nur immer Elegantes finden läßt, ist heute Abend hier; ich sage dies nicht unseretwegen."

„Es ist ein wahrer Italienersaal... welch' ein festlicher, freudiger Anblick."

„Im Ganzen thut man wohl daran, sich zu belustigen, man belustigt sich vielleicht nicht mehr lange."

„Warum?"

„Wenn die Cholera nach Paris kommt."

„Ah! bah!"

„Glauben Sie nicht an die Cholera?"

„Bei Gott! sie kommt von Norden und spazirt mit dem Stocke in der Hand."

„Der Teufel hole sie unter Weg's, damit wir ihr grünes Gesicht nicht hier sehen."

„Man sagt sie sei in London."

„Glückliche Reise."

„Ich höre lieber von etwas Anderem sprechen; es ist eine Schwäche, wenn Sie wollen, aber ich finde das traurig."

„Ich glaube wohl."

„Ah! meine Herren, ich täusche mich nicht, nein, sie ist es."

„Wer denn?"

„Fräulein von Cardoville. Sie tritt mit Herrn von Morinval und seiner Frau in die Vorbühne ein. Es ist eine völlige Auferstehung: diesen Morgen in den Champs-Elysées, heute Abend hier."

„Meiner Treue, es ist wahr, es ist Fräulein von Cardoville."

„Mein Gott! wie schön ist sie."

„Leihen Sie mir Ihre Lorgnette."

„Was sagen Sie?"

„Reizend, blendend!"

„Und bei dieser Schönheit teuflisch viel Geist; achtzehn Jahre alt, dreimal hundert tausend Franken Renten, von vornehmer Geburt und frei wie die Luft."

„Ja, gesetzt, es gefiele ihr, so könnte ich morgen,

oder sogar heute noch einer der glücklichsten Menschen sein."

„Das ist um verrückt zu werden."

„Man versichert, ihr Hotel in der Rue d'Anjou sei etwas Feenartiges; man spricht von einem Badesaal, von einem Schlafzimmer, würdig der Tausend und eine Nacht."

„Und frei, wie die Luft... Ich komme immer darauf zurück."

„Ah! wenn ich an ihrer Stelle wäre."

„Ich wäre furchtbar leichtsinnig."

„Ah! meine Herren, wie glücklich muß der Gegenstand ihrer ersten Liebe sein."

„Sie glauben, daß sie Mehre lieben wird?"

„Frei, wie die Luft."

„Nun sind alle Logen voll, außer der Vorbühne Fräulein von Cardoville gegenüber; selig sind die, welche diese Loge gemiethet haben."

„Haben Sie im ersten Range die englische Botschafterin gesehen?"

„Und die Prinzessin d'Alvimar... Welch' ein Riesenstrauß."

„Ich möchte gerne den Namen des Straußes dort wissen."

„Bei Gott! es ist Germigny."

„Wie schmeichelhaft ist es für die Löwen und Tiger, so schöne Gesellschaft herbeizulocken."

„Bemerken Sie, meine Herren, wie alle elegante Damen Fräulein von Cardoville lorgniren."

„Sie bildet ein Ereigniß."

„Sie hat sehr Recht, sich zu zeigen, man wollte sie für eine Närrin ausgeben."

„Ah! meine Herren, das gute... vortreffliche Gesicht!"

„Wo denn? wo denn?"

„Dort, in der kleinen Loge, unter der von Fräulein von Cardoville."

„Es ist ein Nußknacker von Nürnberg."

„Ein Holzmann."

„Was für große, starre Augen!"

„Und diese Nase!"

„Und diese Stirne!"

„Stille, meine Herren! der Vorhang hebt sich."

Der Vorhang wurde wirklich aufgezogen.

Einige Worte der Erläuterung sind zum Verständniß dessen, was folgt, nothwendig.

Die Vorbühne des Erdgeschoßes links vom Zuschauer war in zwei Logen abgetheilt; in einer derselben befanden sich mehrere, von den jungen Leuten vorhin bezeichnete, Personen.

Die andere Abtheilung, näher am Theater, war von dem Engländer, dem excentrischen, düstern Wetter eingenommen, welcher Morok so großen Schrecken einflößte

Man müßte mit dem phantastischen Genie von Hoffmann begabt sein, um diese zugleich groteske und furchtbare Gesichtsbildung zu schildern, welche aus der Finsterniß des Hintergrundes der Loge hervortrat.

Dieser Engländer war ungefähr fünfzig Jahre alt, hatte eine völlig kahle und conisch zulaufende Stirne. Unter dieser Stirne, überragt von Brauen in der Form von Circumflexen, glänzten zwei große, seltsam runde und starre Augen, sehr nahe an einer Nase von stark hervorspringender, schneidender Krümmung, ein Kinn, wie man gewöhnlich sagt, von Nußknacker-Form verschwand halb unter einer hohen, weiten Halsbinde von weißem Batist, welche nicht minder gesteift war, als ein vorne abgerundeter Hemdkragen, der beinahe die Ohrläppchen erreichte. Der Teint dieses außerordentlich mageren und knochigen Gesichtes war stark gefärbt, beinahe purpurroth, was das funkelnde Grün der Augensterne und das Weiß des Augapfels noch mehr hervorhob. Der sehr große Mund pfiff bald unmerklich eine schottische Sackpfeifenmelodie (immer dieselbe),

bald hob er sich leicht, von einem sardonischen Lächeln zusammengezogen, gegen die Winkel.

Der Engländer war übrigens mit großer Sorgfalt angekleidet. Sein blauer Frack mit Metallknöpfen ließ eine Piquéweste sehen, welche so tadellos weiß war, als seine weite Halsbinde. Zwei prächtige Rubine bildeten seine Hemdknöpfe und er stützte auf den Rand der Loge mit glänzenden Handschuhen überzogene Hände.

Als man das bizarre, grausame Verlangen erfuhr, das den Wetter zu allen diesen Vorstellungen führte, wurde sein groteskes Gesicht, statt ein hämisches Gelächter zu erregen, beinahe furchtbar. Man begriff jetzt den schrecklichen Alp, welchen Morok diese zwei großen, runden, starren Augen verursachten, die geduldig und mit unerbittlichem Vertrauen den Tod des Thierebändigers zu erwarten schienen.

Ueber der finstern Loge des Engländers befanden sich, einen anmuthigen Contrast bildend, in der Vorbühne des ersten Ranges Herr und Frau von Morinval und Fräulein von Cardoville. Sie hatte bloße Haare und trug ein himmelblaues Kleid von Crepe de Chine, am Leibe hervorgehoben durch eine Broche mit Pendeloquen von den schönsten orientalischen Perlen, sonst nichts, und Adrienne war reizend so. In der Hand hielt sie einen ungeheuern Strauß, aus den seltensten Blumen Indiens bestehend; der Stephanotis, die Gardenia vermischten ihre matte Weiße mit dem Purpur der Hebiscus und der Amaryllis von Java.

Frau von Morinval saß auf der andern Seite der Loge und war ebenfalls geschmackvoll und einfach gekleidet. Herr von Morinval, ein hübscher, blonder, sehr eleganter Mann, stand hinter den zwei Frauen; Herr von Montbron sollte jeden Augenblick kommen.

Erinnern wir den Leser daran, daß die Vorbühne, rechts von dem Zuschauer, im ersten Range, der Loge von Fräulein von Cardoville gegenüber, bis jetzt völlig leer geblieben war.

Das Theater stellte einen riesigen Wald Indiens dar. Im Hintergrunde traten große exotische Bäume, in Dolden oder Pfeilen, auf Felsmassen hervor und ließen kaum einige Winkel eines röthlichen Himmels erschauen. Jede Coulisse bildete eine von Felsen unterbrochene Baumgruppe; links von dem Zuschauer endlich und gerade unter der Loge von Adrienne sah man den unregelmäßigen Ausschnitt einer schwarzen und tiefen Höhle, welche halb unter einem Haufen, durch einen vulcanischen Ausbruch dahin geschleuderter, Granitblöcke niedergedrückt zu sein schien.

Diese großartig wilde Landschaft war wunderbar componirt und die Täuschung so vollständig, als nur immer möglich. Die mit einem Purpur-Reflector versehene niedere Rampe warf auf diese düstere Landschaft glühende, halb verschleierte Töne, welche den unheilvollen Anblick noch vermehrten.

Ein wenig über die Loge gebeugt, die Wangen leicht belebt, die Augen glänzend, das Herz klopfend, suchte Adrienne den einsamen, in der Erzählung des Reisenden geschilderten, Wald in diesem Gemälde wiederzufinden, ... jenes Reisenden, welcher davon sprach, wie Dschalma mit edler Unerschrockenheit sich auf eine wüthende Tigerin gestürzt hatte, um einem armen schwarzen Sklaven das Leben zu retten.

Der Zufall bediente wunderbar die Erinnerung des jungen Mädchens. Ganz und gar in Anspruch genommen durch die Beschauung dieser Landschaft und durch die Gedanken, welche sie in ihrem Herzen erregte, dachte sie nicht an das, was im Saale vorging.

Es ereignete sich jedoch in der bis jetzt leer gebliebenen Vorbühne, der Loge von Adrienne gegenüber, etwas sehr Seltsames.

Die Thüre dieser Loge wurde geöffnet. Ein Mann von vierzig Jahren, von dunkler Gesichtsfarbe, trat ein. Auf indi'che Weise in ein langes Gewand von orangefarbigem Seidenstoffe gekleidet, das an den Hüften von

einem grünen Gürtel umschlossen war, trug er einen weißen Turban auf dem Kopfe. Nachdem er vorne in der Loge zwei Sessel zurechtgestellt und einen Augenblick im Saale umhergeschaut hatte, bebte er. Seine schwarzen Augen funkelten und er entfernte sich lebhaft wieder aus der Loge.

Dieser Mensch war Faringhea.

Schon diese Erscheinung erregte in dem Saale ein mit Neugierde vermischtes Erstaunen. Die Zuschauer hatten nicht, wie Adrienne, tausend Ursachen, einzig und allein durch die Betrachtung einer malerischen Decoration in Anspruch genommen zu werden.

Die allgemeine Aufmerksamkeit vermehrte sich noch, als man in die Loge, aus der sich Faringhea entfernt hatte, einen jungen Mann von seltener Schönheit eintreten sah, der, ebenfalls auf indische Weise gekleidet, ein langes Gewand von weißem Kaschmir mit hängenden Aermeln und einen scharlachrothen, von Gold durchwirkten Turban, trug. Sein Gürtel war wie der Turban, und es glänzte daran ein von Edelsteinen funkelnder langer Dolch.

Dieser junge Mann war Dschalma.

Einen Augenblick blieb er an der Thüre stehen und warf nur aus dem Hintergrunde der Loge einen beinahe gleichgültigen Blick auf den ungeheuren Saal, in welchem sich eine unermeßliche Menschenmenge drängte ... Bald machte der Prinz einige Schritte mit einer gewissen anmuthigen, ruhigen Majestät und setzte sich nachläßig auf einen von den Stühlen. Nach einigen Sekunden aber wandte er den Kopf nach der Thüre und schien erstaunt, daß er eine Person, die er ohne Zweifel erwartete, nicht eintreten sah.

Diese erschien endlich; die Logenschließerin nahm ihr vollends den Mantel ab.

Es war eine reizende junge Blondine, mehl glänzend, als geschmackvoll gekleidet. Sie trug ein Kleid von weißer Seide mit breiten kirschrothen Streifen

frech ausgeschnitten und mit kurzen Aermeln. Zwei dicke Knoten von kirschrothen Bändern umrahmten, an jeder Seite ihrer blonden Haare angebracht, das hübscheste, neckischste, munterste von allen kleinen Gesichtern.

Man hat bereits Rose=Pompon erkannt, mit den weißen langen, lächerlich mit Bracelets überladenen, Handschuhen, welche jedoch ihre schönen Arme nur halb verbargen. In der Hand hielt sie einen ungeheuern Rosenstrauß.

Weit entfernt, den ruhigen Gang von Dschalma nachzuahmen, trat Rose=Pompon vielmehr hüpfend in die Loge, bewegte geräuschvoll die Stühle, rückte eine Zeitlang, ehe sie sich setzte, auf ihrem Sessel umher, um ihr schönes Kleid auszubreiten, ließ dann, ohne im Geringsten durch diese glänzende Versammlung eingeschüchtert zu sein, mit einer kleinen neckischen Geberde Dschalma den Geruch ihres Rosenstraußes einathmen und schien sich dann wirklich auf dem Stuhle, den sie einnahm, im Gleichgewicht zu halten.

Faringhea kehrte zurück, schloß die Thüre der Loge und setzte sich hinter den Prinzen.

Immer noch in die Betrachtung des indischen Waldes und in ihre süßen Erinnerungen versunken, hatte Adrienne dem Ankömmling keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Da sie den Kopf völlig dem Theater zuwandte und Dschalma sie auf diese Art nicht einmal im Halbprofil erblicken konnte, so hatte er Fräulein von Cardoville ebenfalls nicht erkannt.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Tod.

Das Libretto, in welchem der Kampf von Morok mit dem schwarzen Panther eingerückt war, erschien so unbedeutend, daß der größte Theil des Publikums demselben keine Aufmerksamkeit gönnte, um seine ganze Theilnahme für die Scene aufzubewahren, in welcher der Thierebändiger erscheinen sollte.

Diese Gleichgültigkeit des Publikums erklärt die durch die Ankunft von Faringhea und Dschalma im Saale erregte Neugierde, welche sich durch ein leichtes Geräusch und eine allgemeine Bewegung der Menge verrieth.

Die so aufgeweckte, so hübsche Miene von Rose-Pompon, welche trotz einer seltsam hervorstechenden und besonders für ein solches Theater lächerlich anmaßsenden Toilette immer reizend war, ihre mehr als leichten, mehr als vertrauten Manieren in Beziehung auf den schönen Indier, den sie begleitete, erhöhten und belebten noch das Erstaunen, denn in diesem Augenblick hatte Rose-Pompon, die Freche, einer Bewegung neckischer Coquetterie nachgebend, wie gesagt, ihren grossen Rosenstrauß dem Gesichte von Dschalma genähert, um ihn daran riechen zu lassen. Aber der Prinz blieb bei dem Anblicke dieser Landschaft, welche ihn an sein Vaterland erinnerte, statt für diese Aufforderung empfänglich zu sein, einige Minuten träumerisch, die Augen auf das Theater geheftet. Dann fing Rose-Pompon an, mit dem Strauße auf der Logenbrüstung den Takt zu schlagen, während das etwas zu starke Wiegen ihrer hübschen Schultern kundgab, daß diese verteufelte Tänzerin von mehr oder minder stürmischen choreographischen Gedanken besessen zu werden

anfing, während sie einen sehr belebten Doppelpas hörte, den das Orchester in diesem Augenblicke spielte.

Gerade der Loge gegenüber sitzend, in welcher Faringhea, Dschalma und Rose=Pompon erschienen waren, hatte Frau von Morinval bald die Ankunft dieser neuen Personen und besonders die coquettischen Ausschweifungen von Rose=Pompon bemerkt. Sich gegen Fräulein von Cardoville, welche immer noch in ihre unbeschreiblichen Erinnerungen versunken war, neigend, sagte sie lachend zu dieser:

„Meine Liebe, das Belustigendste von Allem befindet sich nicht auf dem Theater... Schauen Sie uns gerade gegenüber."

„Uns gegenüber?" wiederholte Adrienne maschinenmäßig.

Und nachdem sie sich mit erstaunter Miene gegen Frau von Morinval umgewandt hatte, schaute sie in der ihr angegebenen Richtung.

Sie schaute....

Was sah sie?... Dschalma neben einer jungen Frau sitzend, die ihn auf eine ganz vertrauliche Weise den Wohlgeruch ihres Straußes einathmen ließ.

Betäubt, beinahe physisch von einem tiefen, spitzigen, elektrischen Schlag in das Herz getroffen, wurde Adrienne todtenbleich... Instinktartig schloß sie die Augen, um nicht zu sehen... wie man den Dolch abzuwenden trachtet, der, nachdem er uns bereits getroffen hat, uns noch einmal bedroht.

Auf dieses schmerzliche, gleichsam materielle, Gefühl folgte plötzlich ein für ihre Liebe und für ihren gerechten Stolz furchtbarer Gedanke.

„Dschalma ist hier mit dieser Frau... und er hat meinen Brief empfangen," sagte sie zu sich selbst, „meinen Brief, worin er das Glück, das seiner harrte, lesen konnte."

Bei dem Gedanken an diese blutige Verletzung die Röthe der Scham, der Entrüstung an die

Stelle der Bläſſe von Adrienne, welche, vernichtet von der Wirklichkeit, zu ſich ſagte:

„Rodin hat mich nicht getäuſcht!“

Wir müſſen darauf Verzicht leiſten, die blitzende Geſchwindigkeit ſolcher Gemüthsbewegungen zu ſchildern, welche einen Menſchen im Raume einer Minute martern, tödten... So war Adrienne von der Höhe des ſtrahlendſten Glückes in weniger als einer Sekunde in die Tiefe eines Abgrundes von grauſamen Schmerzen hinabgeſtürzt, denn es war kaum eine Sekunde, als ſie Frau von Morinval erwiederte:

„Was gibt es denn ſo Seltſames uns gegenüber, meine liebe Julie?“

Dieſe ausweichende Antwort erlaubte Adrienne, ihre Kaltblütigkeit wieder zu erringen. In Folge ihrer langen Haarlocken, welche vom Profil ihre Wangen beinahe gänzlich verbargen, entging glücklicher Weiſe die ſchnelle Abwechslung von Bläſſe und Röthe Frau von Morinval und dieſe verſetzte heiter:

„Wie, meine Liebe? Sie ſehen die Indier nicht, welche ſo eben in die Loge der Vorbühne eingetreten ſind?... dort... uns gerade gegenüber.“

„Ah ja! ſehr gut... ich ſehe ſie,“ antwortete Adrienne mit feſtem Tone.

„Und Sie finden ſie nicht ſehr ſeltſam?“ verſetzte die Marquiſe.

„Stille, meine Damen,“ ſprach lachend Herr von Morinval, „etwas Nachſicht für arme Fremde, ſie kennen unſere Gebräuche nicht, ſonſt würden ſie ſich nicht im Angeſicht von ganz Paris an ſo ſchlechte Geſellſchaft hängen.“

„In der That,“ ſagte Adrienne mit bitterem Lächeln, „ihre Treuherzigkeit iſt ſo rührend... man muß ſie beklagen.“

„Aber leider iſt dieſe Kleine mit dem weit ausgeſchnittenen Kleide und den bloßen Armen ſehr hübſch,“ ſprach die Marquiſe. „Das muß höchſtens ſechzehn

oder siebzehn Jahre alt sein. Schauen Sie nur, meine liebe Adrienne, wie Schade."

„Sie haben heute einen Tag der Menschenfreundlichkeit, Sie und Ihr Gatte, meine liebe Julie," antwortete Adrienne. „Man muß diese Indier beklagen, man muß dieses Geschöpf beklagen.... wen sollen wir noch mehr beklagen?"

„Wir werden diesen schönen Indier mit dem rothen, von Gold durchwirkten, Turban nicht beklagen," sagte der Marquis lachend, „denn wenn das so fortgeht, küßt ihn die Kleine mit den kirschrothen Bändern vollends. Sie sehen, wie sie sich gegen ihren Sultan neigt."

„Sie sind sehr belustigend," versetzte die Marquise, die Heiterkeit ihres Gatten theilend und Rose-Pompon lorgnirend; dann nach einer Minute sprach sie, sich an Adrienne wendend:

„Von Einem bin ich überzeugt... davon, daß diese Kleine trotz ihres flüchtigen Aussehens wahnsinnig in den Indier verliebt ist... Ich habe sie bei einem vielsagenden Blicke ertappt."

„Wozu so viel Scharfsinn, meine gute Julie?" erwiederte Adrienne mit sanftem Tone; „welches Interesse haben wir, in dem Herzen dieses Mädchens zu lesen?"

„Wenn sie ihren Sultan liebt, hat sie sehr Recht," sprach der Marquis ebenfalls lorgnirend, „denn in meinem Leben habe ich keinen Menschen von so bewunderungswürdiger Schönheit getroffen, wie diesen Indier; ich sehe ihn nur vom Profil, aber dieses Profil ist rein und zart, wie eine antike Camee. Finden Sie es nicht auch, mein Fräulein?" fügte der Marquis, sich gegen Adrienne neigend, bei. „Wohl verstanden, es ist nur eine Kunstfrage, die ich an Sie zu richten mir erlaube."

„Als Kunstgegenstand?" antwortete Adrienne; „in der That sehr schön."

„Ei, ei!" sprach die Marquise; „wie frech ist die

Kleine! Läßt sie es sich nicht einfallen, uns zu lorgniren!"

„Schön!" sagte der Marquis, „und nun legt sie ohne alle Umstände die Hand auf die Schulter ihres Indianers, ohne Zweifel, um ihn Antheil an der Bewunderung nehmen zu lassen, die Sie ihr einflößen, meine Damen."

Bis jetzt zerstreut durch die Decoration, die ihn an sein Vaterland erinnerte, war Dschalma wirklich unempfindlich für die Neckereien von Rose-Pompon geblieben und hatte Adrienne noch gar nicht wahrgenommen.

„Ah! bei Gott," sagte Rose-Pompon, sich lebhaft auf der Logenbrüstung geberdend und beständig Fräulein von Cardoville lorgnirend, denn sie war es, und nicht die Marquise, welche ihre Aufmerksamkeit anzog, ... „das ist eine schöne Seltenheit... eine köstliche junge Dame mit rothen Haaren, aber man muß gestehen, von sehr hübschem Roth... Sehen Sie doch, Prinz Charmant."

Und sie klopfte, wie gesagt, leicht auf die Schulter von Dschalma, der bei diesen Worten bebte, den Kopf umwandte und zum ersten Male Fräulein von Cardoville erblickte.

Obgleich man ihn beinahe auf dieses Zusammentreffen vorbereitet hatte, fühlte sich der Prinz doch so mächtig erschüttert, daß er in voller Verwirrung aufzustehen im Begriffe war, als er einen kräftigen Druck auf seiner Schulter von der Eisenhand von Faringhea empfand, der, hinter ihm stehend, ihm rasch in der Hindusprache zurief:

„Muth... und morgen liegt dieses Weib zu Euren Füßen."

Und da Dschalma einen neuen Versuch machte, fügte der Mestize, um ihn zurückzuhalten, bei:

„So eben ist sie vor Eifersucht erbleicht, erröthet. ... Keine Schwäche, sonst ist Alles verloren."

„Ah! Sie sprechen schon wieder Ihr abscheuliches Patois,“ sagte Rose-Pompon, sich gegen Faringhea umwendend. „Einmal ist das nicht höflich, und dann ist diese Sprache so sonderbar, daß man glauben sollte, wenn Sie dieselbe sprechen, Sie knacken Nüsse.“

„Ich spreche von Ihnen mit dem Prinzen,“ antwortete der Mestize; „es handelt sich um eine Ueberraschung, die er Ihnen bereiten will.“

„Eine Ueberraschung.... das ist etwas Anderes. Dann eilen Sie, verständigen Sie sich, Prinz Charmant,“ fügte sie Dschalma zärtlich anschauend bei.

„Mein Herz bricht,“ sagte mit dumpfer Stimme Dschalma zu Faringhea, sich fortwährend der Hindusprache bedienend.

„Und morgen wird es vor Freude und Liebe hüpfen,“ versetzte der Mestize; „nur durch Geringschätzung zwingt man eine stolze Frau. Morgen, sage ich Euch, wird sie zitternd und verwirrt zu Euren Füßen flehen.“

„Morgen... wird sie mich auf den Tod hassen,“ antwortete der Prinz niedergeschlagen.

„Ja, wenn sie Euch jetzt schwach und feig sieht... Zu dieser Stunde läßt sich nicht mehr zurückweichen... Schaut ihr fest in das Gesicht und nehmt sodann den Strauß dieser Kleinen, um ihn an Eure Lippen zu drücken. Alsbald werdet Ihr diese so stolze Frau erröthen und erbleichen sehen, wie vorhin; glaubt Ihr mir dann wohl?“

Durch die Verzweiflung dahin gebracht, Alles zu versuchen, unwillkürlich dem Blendwerk der teuflischen Rathschläge von Faringhea unterthan, schaute Dschalma eine Sekunde lang Fräulein von Cardoville fest in das Gesicht, nahm mit zitternder Hand den Strauß von Rose-Pompon, blickte abermals nach Adrienne und berührte den Strauß mit seinen Lippen.

Bei diesem verletzenden Trotze konnte sich Fräulein von Cardoville eines so ungestümen, so schmerzlichen

Bebens nicht enthalten, daß der Prinz davon betroffen wurde.

„Sie gehört Euch," sprach der Mestize; „habt Ihr gesehen, wie sie vor Eifersucht zitterte? Sie gehört Euch... Muth! und bald wird sie Euch dem hübschen jungen Manne, der hinter ihr steht, vorziehen; denn er ist es, den sie bis jetzt zu lieben glaubte."

Und als ob der Mestize die Aufwallung von Wuth und Haß geahnet hätte, die diese Offenbarung in dem Herzen des Prinzen erregen mußte, fügte er rasch bei: „Ruhe... Verachtung! Muß nicht dieser Mensch jetzt Euch hassen?"

Der Prinz suchte Fassung zu erringen und fuhr mit der Hand über seine Stirne, die der Zorn glühend gemacht hatte.

„Mein Gott! was erzählen Sie ihm denn, das ihn so ärgerte," sprach Rose-Pompon mit verdrießlichem Tone. Dann sich an Dschalma wendend: „Nun, Prinz Charmant, wie man in den Feenmährchen sagt, geben Sie mir meinen Strauß wieder."

Und sie nahm ihn zurück.

„Sie haben ihn an Ihre Lippen gedrückt, ich hätte beinahe Lust, ihn zu zerkauen."

Und sie fügte, ganz leise seufzend und einen leidenschaftlichen Blick auf Dschalma werfend, bei:

„Dieses Ungeheuer von einem Nini-Moulin hat mich nicht getäuscht.... Alles das ist ganz ehrbar.... ich habe mir... das nicht einmal vorzuwerfen."

Und sie biß mit ihren kleinen weißen Zähnen in die Spitzen der rosigen Nägel ihrer rechten Hand, von der sie die Handschuhe abgezogen hatte.

Bedarf es der Erwähnung, daß der Brief von Adrienne dem Prinzen nicht zugestellt worden war und daß er den Tag keineswegs mit dem Marschall Simon auf dem Lande zugebracht hatte. Seit den drei Tagen, die Herr von Montbron Dschalma nicht gesehen hatte überredete ihn Faringhea, daß er Fräulein von Car-

ville zwingen müßte, wenn er eine andere Liebe zur Schau stellen würde. Was die Gegenwart von Dschalma in dem Theater betrifft, so hatte Rodin durch Florine erfahren, ihre Gebieterin würde am Abend die Porte-Saint-Martin besuchen.

Ehe Dschalma sie erkannnte, war Adrienne, welche ihre Kräfte hinschwinden fühlte, auf dem Punkte, das Theater zu verlassen; der Mann, den sie bis jetzt so hoch in ihrem Herzen gestellt, den sie wie einen Helden und Gott bewundert, derjenige, welchen sie in eine so furchtbare Verzweiflung versunken geglaubt hatte, daß sie, von dem zartesten Mitleid hingerissen, ihm offenherzig schrieb, damit eine sanfte Hoffnung seine Schmerzen stillen möchte, dieser Mann endlich erwiederte einen edelmüthigen Beweis von Liebe dadurch, daß er sich lächerlicher Weise mit einer seiner unwürdigen Person öffentlich zum Schauspiel machte. Was für unheilbare Wunden für den Stolz von Adrienne!

Aber als sie sich von dem Prinzen erkannt sah, als er die Beleidigung so weit trieb, daß er ihr in's Gesicht schaute, daß er ihr gleichsam Trotz bot, indem er den Strauß des Geschöpfes, das ihn begleitete, an seine Lippen drückte, da fühlte Adrienne, von einer edlen Entrüstung ergriffen, den Muth in sich, zu bleiben. Weit entfernt, die Augen vor einer unleugbaren Thatsache zu schließen, empfand sie sogar ein gewisses barbarisches Vergnügen dabei, dem Kampfe, dem Tode ihrer reinen, göttlichen Liebe beizuwohnen.

Die Stirne hoch, das Auge stolz und glänzend, die Wange gefärbt, die Lippe geringschätzend, schaute sie ebenfalls den Prinzen mit einer verächtlichen Festigkeit an. Ein sardonisches Lächeln umspielte ihre Lippen und sie sagte, wie eine große Zahl der Zuschauer, ganz mit dem beschäftigt, was in der Vorbühne sich ereignete, zu der Marquise:

„Diese empörende Schaustellung wilder Sitten

steht wenigstens ganz in Einklang mit dem Uebrigen des Programms."

„Allerdings," antwortete die Marquise, „und mein lieber Oheim hat am Ende verloren, was am Lustigsten anzuschauen war."

„Herr von Montbron?" sagte Adrienne lebhaft, mit kaum zurückgehaltener Bitterkeit, „ja... er wird bedauern, nicht Alles gesehen zu haben. Es scheint mir, er kommt sehr lange nicht... Habe ich nicht ihm diese reizende Abendunterhaltung zu verdanken?"

Frau von Morinval würde vielleicht den Ausdruck blutiger Ironie wahrgenommen haben, welche Adrienne nicht völlig verbergen konnte, wenn nicht ein rauhes, gedehntes Brüllen ihre Aufmerksamkeit, so wie die aller Zuschauer angezogen hätte, welche, wie gesagt, bis jetzt für die zu Einleitung der Erscheinung von Morok auf dem Theater bestimmten, Ausfüllungsscenen sehr gleichgültig geblieben war.

Aller Augen wandten sich instinktartig gegen die links vom Theater unter der Loge von Fräulein von Cardoville liegende Höhle. Ein Schauer glühender Neugierde durchlief den ganzen Saal.

Ein Brüllen, noch tiefer, und wie es schien, noch zorniger, als das erste, drang diesmal aus dem Erdgeschoße, dessen Oeffnung halb unter dem künstlichen Gesträuche verschwand.

Bei diesem Brüllen stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, legte sich beinahe mit dem halben Leibe heraus und rieb sich lebhaft die Hände. Seine großen, starren, glänzenden, grünen Augen verließen sodann den Eingang der Höhle nicht mehr.

Bei diesem wilden Geschrei hatte Dschalma, trotz aller Aufregungen von Liebe, Eifersucht und Haß, denen er preisgegeben war, auch gebebt. Der Anblick dieses Waldes, das Brüllen des Panthers setzten ihn in heftige Bewegung, denn es erweckte abermals in seinem Innern das Andenken an sein Vaterland und

die mörderischen Jagden, welche, wie der Krieg, ihre furchtbaren Berauschungen haben. Es würde ihn kein wilderer Eifer erfaßt haben, hätte er plötzlich die Clarinen und Gongs der Armee seines Vaters zum Angriff erschallen hören. Bald bedeckte ein dumpfes Murren, entferntem Donner ähnlich, das rauhe Geschrei des Panthers: der Löwe und der Tiger antworteten ihm aus dem Hintergrunde des Theaters, wo ihre Käfige waren. Bei diesem furchtbaren Concerte, das so oft inmitten der Einöden Indiens sein Ohr getroffen hatte, wenn er der Jagd oder des Krieges wegen daselbst lagerte, kochte das Blut Dschalmas in seinen Adern; seine Augen funkelten von wildem Feuer; den Kopf etwas vorwärts geneigt, die Hände auf der Logenbrüstung krampfhaft zusammengezogen, wurde sein ganzer Körper von dem heftigsten Zittern geschüttelt. Die Zuschauer, das Theater, Adrienne waren nicht mehr für ihn vorhanden; er befand sich in einem Walde seines Vaterlandes und fühlte sich einen Tiger...

Es vermischte sich nun mit seiner Schönheit ein so unerschrockener, so wilder Ausdruck, daß ihn Rose-Pompon mit einer Art von Furcht und leidenschaftlicher Bewunderung anschaute. Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben offenbarten ihre gewöhnlich so heiteren, so muthwilligen Augen eine ernste Aufregung; sie konnte sich von dem, was sie fühlte, nicht Rechenschaft geben. Ihr Herz schnürte sich zusammen und schlug mit aller Gewalt, als ob ihr irgend ein Unglück begegnen sollte.

Einer Bewegung unwillkürlicher Angst sich hingebend, ergriff sie den Prinzen beim Arm und sagte zu ihm:

„Schauen Sie diese Höhle nicht so an; Sie machen mir bange.“

Der Prinz hörte sie nicht.

„Ah! hier ist er! hier ist er!“ murmelte die Menge, beinahe einstimmig.

Morok erschien im Hintergrunde des Theaters.

Morok war so gekleidet, wie wir es geschildert

haben, und trug außerdem noch einen Bogen und einen langen Köcher voll von Pfeilen. Er stieg langsam von den scheinbaren Felsen herab, welche sich erniedrigend bis gegen die Mitte des Theaters liefen. Von Zeit zu Zeit hielt er einen Augenblick an, stellte sich, als horchte er, und rückte nur behutsam vorwärts. Seine Blicke wahrscheinlich unwillkürlich auf verschiedene Seiten werfend, begegnete er den großen, grünen Augen des Engländers, dessen Loge ganz nahe an der Höhle lag.

Alsbald zog sich das Gesicht des Thierebändigers auf eine so furchtbare Weise zusammen, daß Frau von Morinval, die ihn neugierig mit Hülfe einer vortrefflichen Lorgnette anschaute, lebhaft zu Adrienne sagte:

„Meine Liebe, dieser Mensch hat bange;..es wird ihm Unglück widerfahren.“

„Geschehen Unglücksfälle?“ erwiederte Adrienne mit spöttischem Lächeln, „Unglücksfälle inmitten dieser so glänzenden, so geschmückten, so belebten Menge? Unglücksfälle... hier... diesen Abend? Stille, meine liebe Julie, Sie denken nicht daran... Im Schatten, in der Einsamkeit geschieht ein Unglück,... nie mitten unter einem glänzenden Haufen beim Glanze der Lichter.“

„Himmel! Adrienne... nehmen Sie sich in Acht!“ rief die Marquise, welche einen Schrei des Schreckens nicht zurückhalten konnte und Fräulein von Cardoville beim Arme faßte, als wollte sie dieselbe zurückziehen.

Und die Marquise bezeichnete mit zitternder Hand die Oeffnung der Höhle.

Adrienne beugte lebhaft den Kopf vor und schaute.

„Nehmen Sie sich in Acht... liegen Sie nicht so weit vor,“ sprach Frau von Morinval.

„Sie sind toll mit Ihren Befürchtungen, meine liebe Freundin,“ sagte der Marquis zu seiner Frau; der Panther ist vollkommen gefesselt, und bräche er auch seine Kette, was unmöglich ist, so wären wir hier außer seinem Bereiche.“

Ein großes Geräusch zitternder Neugierde durch-

lief jetzt den Saal. Alle Blicke waren unwiderstehlich an die Höhle geheftet.

Zwischen dem künstlichen Gesträuche, das er heftig mit seiner Brust wegschob, erschien plötzlich der schwarze Panther; zweimal streckte er seinen, durch seine gelben, flammenden Augen beleuchteten Kopf aus; dann öffnete er halb seinen rothen Rachen und zeigte, abermals ein furchtbares Geschrei ausstoßend, zwei Reihen schrecklicher Zähne.

Eine doppelte eiserne Kette und ein schwarz angemaltes Halsband, ebenfalls von Eisen, vermengten sich gleichsam mit seinem ebenholzschwarzen Felle und dem Schatten der Höhle und machten die Illusion vollständig. Das furchtbare Thier schien in seinem Schlupfwinkel frei zu sein.

„Meine Damen," sagte plötzlich der Marquis, „schauen Sie die Indier an; sie sind herrlich in ihrer Aufregung."

Bei dem Anblick des Panthers hatte die wilde Gluth von Dschalma wirklich den höchsten Grad erreicht. Seine Augen funkelten in ihrem weißen Kreise, wie zwei schwarze Diamanten. Seine Oberlippe warf sich krampfhaft mit einem Ausdrucke thierischer Wildheit auf, als befände er sich in einem heftigen Paroxismus des Zornes.

Faringhea, der sich mit dem Ellenbogen auf die Brüstung der Loge stützte, war ebenfalls von einer tiefen, durch einen seltsamen Zufall veranlaßten, Aufregung erfaßt. „Dieser schwarze Panther von einer so seltenen Gattung," dachte er, „den ich hier in Paris auf einem Theater sehe, muß derjenige sein, welchen der Malaie (der Thug oder Erdroßler, der Dschalma in Java während des Schlafes tätowirte) ganz klein in seiner Höhle raubte und an einen europäischen Kapitän verkaufte. Die Macht von Bohwanie ist überall," fügte der Thug in seinem blutdürstigen Aberglauben bei.

„Finden Sie nicht," sprach der Marquis, sich an

Adrienne wendend, „daß diese Indier herrlich anzuschauen sind?“

„Vielleicht haben sie einer ähnlichen Jagd in ihrem Lande beigewohnt,“ versetzte Adrienne, als wollte sie dem trotzen, was Grausamstes in ihren Erinnerungen lag.

„Adrienne...“ sagte plötzlich die Marquise zu Fräulein von Cardoville mit bebender Stimme, „nun ist der Thierebändiger nahe genug bei uns ... sieht sein Gesicht nicht schrecklich aus?... Ich sage Ihnen, dieser Mensch hat Angst.“

„Allerdings,“ fügte der Marquis diesmal sehr ernsthaft bei, „seine Bläffe ist furchtbar und scheint von Minute zu Minute zuzunehmen, je mehr er sich dieser Seite nähert. Man sollte glauben, er hätte seine Kaltblütigkeit verloren und liefe die größte Gefahr.“

„Ah!... es wäre schrecklich!“ rief die Marquise, sich an Adrienne wendend, „wenn er hier unter unsern Augen verwundet würde.“

„Stirbt man an einer Wunde?“ erwiederte Adrienne der Marquise mit einem Ausdrucke so kalter Gleichgültigkeit, daß die junge Frau Fräulein von Cardoville erstaunt ansah und zu ihr sprach:

„Oh! meine Liebe, was Sie da sagen, ist grausam!“...

„Was wollen Sie? die Atmosphäre, welche uns umgibt, wirkt auf mich zurück,“ entgegnete das junge Mädchen mit eisigem Lächeln.

„Sehen Sie, sehen Sie... der Thierebändiger richtet seinen Pfeil auf den Panther!“ rief plötzlich der Marquis. „Hienach wird ohne Zweifel der Scheinkampf Leib an Leib beginnen.“

Morok war in diesem Augenblick vorne auf der Bühne, aber er mußte sie in ihrer ganzen Breite überschreiten, um bis zu dem Eingang der Höhle zu gelangen. Er blieb einen Augenblick stille stehen, hielt einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens, kniete hinter einem Felsblocke nieder und zielte lange;... der Pfeil schwirrte und verlor sich in der Tiefe der Höhle, wohin

sich der Panther, nachdem er einen Augenblick sein glühendes Haupt gezeigt, zurückgezogen hatte.

Kaum war der Pfeil verschwunden, als der Tod, absichtlich von Goliath, den man nicht sehen konnte, aufgereizt, ein Brüllen des Zornes ausstieß, wie wenn er getroffen worden wäre.

Die Pantomime von Morok wurde so bezeichnend, er drückte so natürlich seine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, aus, daß die wahnsinnigsten Bravo's im Saale erschollen. Dann warf er seinen Bogen weit von sich, zog einen Dolch aus seinem Gürtel, nahm ihn zwischen seine Zähne und schickte sich an, auf seinen Händen und Füßen zu kriechen, als wollte er den verwundeten Panther in seiner Höhle überfallen.

Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, stieß der Tod, abermals von Goliath, der ihn mit einer eisernen Stange schlug, aufgereizt, aus dem Hintergrunde seines Schlupfwinkels ein furchtbares Geschrei aus.

Der düstere Anblick des kaum durch röthliche Reflexe beleuchteten Waldes war von einer so ergreifenden Wirkung, das Geschrei des Panthers so wüthend, die Geberden, die Haltung, das Antlitz von Morok enthüllten ein so scharfes Gepräge von Schrecken, daß der ganze Saal aufmerksam, bebend, in tiefer Stille verharrte; jeder Athem war gehemmt; man hätte glauben sollen, ein Schauer der Angst habe alle Zuschauer erfaßt, als erwarteten sie ein gräßliches Ereigniß.

Was der Pantomime von Morok eine so furchtbare Wahrheit verlieh, war der Umstand, daß er, Schritt für Schritt sich der Höhle nähernd, zugleich sich auch der Loge des Engländers näherte... Unwillkürlich konnte der Thierbändiger, von der Furcht gebannt, seine Blicke nicht von den zwei großen grünen Augen dieses Mannes lösen; es war, als entspräche jede von den ungemessenen Bewegungen, die er kriechend machte, einem Stoße magnetischer Attractionskraft, veranlaßt durch

den starren Blick des finstern Britten... Je näher Morok zu ihm kam, desto mehr entstellte sich sein Gesicht, desto blässer wurde er.

Noch einmal wurde bei dem Anblicke dieser Pantomime, welche nicht mehr ein Spiel, sondern der wirkliche Ausdruck der Angst war, das im Saale herrschende tiefe Stillschweigen durch das Beifallsgeschrei unterbrochen, mit dem sich das Gebrülle des Panthers und das entfernte Gemurre des Löwen und des Tigers verbanden.

Beinahe außerhalb seiner Loge, die Lippen durch sein furchtbares hämisches Lächeln aufgezogen, seine großen Augen stets starr, athmete der Engländer nicht mehr, sondern er keuchte. Der Schweiß lief von seiner kahlen, rothen Stirne, als hätte er wirklich eine unglaubliche magnetische Kraft verwendet, um Morok anzuziehen, den er bald am Eingange der Höhle erblickte.

Der Augenblick war entscheidend.

Niedergekauert, auf sich selbst zusammengedrängt, mit der Geberde und dem Auge jede Bewegung des Tod verfolgend, welcher brüllend, vor Zorn schnaubend, seinen ungeheuren Rachen weit aufsperrend, den Eintritt in seine Wohnstätte vertheidigen zu wollen schien, erwartete Morok den Augenblick, sich auf ihn zu werfen.

Es liegt eine solche Zauberkraft in der Gefahr, daß Adrienne unwillkürlich das Gefühl brennender, mit Schrecken vermischter, Neugierde theilte, welches alle Zuschauer beben machte: vorgebeugt, wie die Marquise, den Blick auf diese Scene von furchtbarem Interesse gesenkt, hielt sie maschinenmäßig ihren indischen Strauß, den sie fortwährend behalten hatte, in der Hand.

Plötzlich stieß Morok ein wildes Geschrei aus und sprang auf den Tod ein, der, dieses Geschrei mit einem gräßlichen Gebrülle erwiedernd, mit solcher Wuth auf seinen Herrn losstürzte, daß Adrienne im höchsten Maße

erschrak, diesen Menschen für verloren hielt und sich, das Gesicht in ihren Händen verbergend, zurückwarf.

Ihr Strauß entschlüpfte ihr, fiel auf die Scene und rollte in die Höhle, wo der Panther und Morok kämpften.

Rasch wie der Blitz, geschmeidig und behende wie ein Tiger, dem Aufschwunge seiner Liebe und dem in ihm durch das Gebrülle des Panthers erregten Feuer nachgebend, machte Dschalma einen Sprung auf das Theater, zog seinen Dolch und stürzte in die Höhle, um den Strauß von Adrienne zu ergreifen. In diesem Augenblick rief der verwundete Morok durch einen furchtbaren Schrei um Hülfe... Noch wüthender bei dem Anblick von Dschalma, machte der Panther eine verzweifelte Anstrengung, um seine Kette zu zerreißen. Da ihm dies nicht gelang, so erhob er sich auf seinen Hinterpfoten, um Dschalma zu fassen, der jetzt im Bereiche seiner scharfen Krallen war. Den Kopf senken, sich auf die Kniee werfen und zu gleicher Zeit ihm zweimal mit Blitzesschnelligkeit seinen Dolch in den Bauch stoßen, dies war es, wodurch Dschalma einem sichern Tode entging. Der Panther brüllte und fiel mit seinem ganzen Gewicht auf den Prinzen. Während einer Secunde, welche dieser furchtbare Todeskampf dauerte, sah man nur eine verworrene, krampfhafte Masse von schwarzen Gliedern und weißen, mit Blut bespritzten, Kleidern... Dann erhob sich Dschalma, bleich, blutend, verwundet; doch das Auge funkelnd von wildem Stolze, den Fuß auf den Leichnam des Panthers gesetzt, in seiner Hand den Strauß von Adrienne haltend, warf er einen Blick auf sie, in dem seine ganze wahnsinnige Liebe ausgedrückt war.

Jetzt erst fühlte Adrienne ihre Kräfte hinschwinden; denn ein übermenschlicher Muth hatte ihr die Macht verliehen, die furchtbare Entwickelung dieses Kampfes anzuschauen . . . .

Das Concil.

Achtzehntes Kapitel.

Der Reisende.

Es ist Nacht.

Der Mond glänzt, die Sterne funkeln an einem Himmel von düsterer Reinheit. Das schrille Pfeifen eines Nordwindes, eines trockenen, eisigen Windes, durchkreuzt sich und bricht in wilden Stößen hervor Mit seinem scharfen Hauche fegt er die Höhen des Montmartre.

Auf dem höchsten Gipfel dieses Berges steht ein Mann. Sein großer Schatten wirft sich auf den steinigen, vom Monde beleuchteten, Boden.

Dieser Reisende schaut die ungeheure Stadt an, welche sich zu seinen Füßen ausdehnt.

Paris, dessen schwarze Silhouette seine Thürme, seine Kuppeln, seine Dome auf der bläulichen Durchsichtigkeit des Horizontes ausschneidet, während mitten aus diesem Ocean von Steinen ein leuchtender Dunst sich erhebt, welcher den gestirnten Azur des Zeniths röthet...

Es ist der entfernte Schimmer von tausend Feuern, welche am Abend zur Stunde der Vergnügungen die lärmende Hauptstadt lustig beleuchteten.

Nein, sagte der Reisende, es wird nicht sein,... der Herr wird es nicht wollen.

Es ist genug mit zweimal.

Vor fünf Jahrhunderten trieb mich die rächende Hand des Allmächtigen aus dem Herzen Asiens bis hierher... Ein einsamer Reisender, ließ ich mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Unglück, mehr Todte hinter mir, als die zahllosen Heere von hundert verwüstenden Eroberern hinter sich gelassen hätten... Ich trat in diese Stadt... und sie wurde ebenfalls decimirt.

Vor zwei Jahrhunderten brachte mich die unerbittliche Hand, die mich durch die Welt führt, abermals hierher und diesmal, wie früher, verheerte diese Geißel, welche der Allmächtige in entfernten Zwischenräumen an meine Schritte knüpft, die Stadt, welche vor mir liegt, und traf meine Brüder, welche bereits durch die Arbeit und das Elend erschöpft waren.

Meine Brüder, die Brüder des Handwerksmannes von Jerusalem, des Handwerksmannes, verflucht von dem Herrn, der in meiner Person das Geschlecht der Arbeiter verflucht hat, das stets leidende, stets enterbte, stets unter dem Sklaventhum seufzende Geschlecht, welches, wie ich, wandert, wandert, ohne Ruh', ohne Rast, ohne Lohn, ohne Hoffnung, bis Frauen, Männer, Kinder, Greise unter einem eisernen Joche sterben... unter einem mörderischen Joche, das Andere dann ebenfalls aufnehmen, und das die Arbeiter von Geschlecht zu Geschlecht auf ihren gelehrigen, niedergebeugten Schultern tragen.

Zum dritten Male seit fünfhundert Jahren komme

ich auf den Gipfel von einem der Hügel, welche diese Stadt beherrschen.

Und vielleicht bringe ich abermals den Schrecken, die Verheerung, den Tod mit mir.

Und berauscht von dem Lärmen ihrer Freuden, von ihren nächtlichen Festen, weiß diese Stadt nicht... oh! sie weiß nicht, daß ich an ihrem Thore bin.

Aber nein, nein, meine Anwesenheit wird kein neues Unheil für sie sein!...

In seinen unerforschlichen Plänen hat mich der Herr durch ganz Frankreich bis hierher geführt, wobei er mich jeden, auch den kleinsten Flecken vermeiden ließ. Auch hat keine Verdoppelung des Todten-Geläutes meinen Gang bezeichnet.

Und dann verließ mich das Gespenst.

Dieses leichenbleiche, grüne Gespenst... mit seinen tiefen, blutigen Augen. Als ich den Boden von Frankreich betrat, wich seine feuchte, eisige Hand von der meinigen;... es verschwand...

Und dennoch... ich fühle es... umgibt mich die Atmosphäre des Todes.

Das schrille Pfeifen des unheilschwangeren Windes, der, mich in seinen Wirbel hüllend, mit seinem vergifteten Hauche diese Geißel zu verbreiten schien, läßt nicht nach.

Ohne Zweifel legt sich der Zorn des Herrn.

Vielleicht ist meine Gegenwart hier eine Drohung, von der er denen das Bewußtsein geben wird, welche er einschüchtern muß.

Ja, denn ohne dieses wollte er also im Ge-

theil einen Schlag von furchtbarem Klange thun und gleich von Anfang an den Schrecken und den Tod in das Herz des Landes, in den Schooß dieser unermeßlichen Stadt schleudern.

O, nein!... nein! der Herr wird Mitleid haben!

Nein... er wird mich nicht zu diesem neuen Opfer verdammen!

Ach! in dieser Stadt sind meine Brüder zahlreicher und ärmer, als anderswo.

Und ich wäre es, der ihnen den Tod brächte...

Nein, der Herr wird Mitleid haben, denn ach! die sieben Abkömmlinge meiner Schwester sind endlich in dieser Stadt versammelt!

Und ich brächte ihnen den Tod!

Den Tod... statt der schleunigen Hülfe, welche sie fordern...

Denn diese Frau, welche, wie ich, von einem Ende der Welt bis zum andern umherirrt, mußte, nachdem sie einmal die Netze ihrer Feinde durchrissen hatte, ... diese Frau mußte ihre ewige Wanderung fortsetzen.

Vergebens ahnete sie, daß große Unglücksfälle abermals diejenigen bedrohen, welche durch das Blut meiner Schwester mit mir verbunden sind.

Die unsichtbare Hand, welche mich führt ... treibt die irrende Frau vor mir her.

Durch den unwiderstehlichen Wirbel wie immer fortgerissen, rief sie vergebens flehend in dem Augenblick, wo sie die Meinigen verlassen sollte: „Herr, laß mich wenigstens meine Aufgabe vollenden.“

„**Vorwärts!!!**“

„Aus Barmherzigkeit einige Tage... nur einige Tage!“

„**Vorwärts!!!**“

„Ich lasse diejenigen, welche ich beschütze, an Rande des Abgrundes.“

„**Vorwärts! Vorwärts!!!**“

Und das irrende Gestirn stürzte sich abermals auf seinen ewigen Weg.

Und ihre Stimme durchdrang den Raum und rief mich den Meinigen zu Hülfe.

Als ihre Stimme zu mir gelangte, fühlte ich, daß die Sprößlinge meiner Schwester abermals furchtbaren Gefahren preisgegeben waren... Diese Gefahren vermehren sich noch.

Oh! sage, sage, Herr, werden die Abkömmlinge meiner Schwester dem Unglücke entgehen, das seit so vielen Jahrhunderten auf meinem Geschlechte lastet?

Wirst Du mir in ihnen vergeben?

Wirst Du mich in ihnen bestrafen?

Oh! mache, daß sie dem letzten Willen ihres Ahnherrn gehorchen.

Mache, daß sie ihre wohlthätigen Herzen, ihre mächtigen Kräfte, ihre edeln Verstandesgaben, ihre großen Reichthümer zu einigen vermögen.

Sie werden so für das zukünftige Glück der Menschheit arbeiten... Sie werden vielleicht meine ewige Strafe erkaufen!

Die Worte des Gottmenschen:

Liebet einander...

wären ihr einziges Ziel, ihr einziges Mittel.

Mit Hülfe dieser allmächtigen Worte würden sie die falschen Priester bekämpfen, besiegen, welche die Lehren der Liebe, des Friedens und der Hoffnung des Gottmenschen verleugnet haben, um an ihre Stelle Grundsätze voll Haß, Gewaltthätigkeit und Verzweiflung zu bringen.

Diese falschen Priester, welche, besoldet von den Mächtigen und Glücklichen dieser Erde... ihren Schuldgenossen zu allen Zeiten... statt hienieden etwas Glück für meine Brüder zu fordern, die seit Jahrhunderten dulden, seufzen, in Deinem Namen, Herr, zu behaupten wagen, der Arme sei für immer den Qualen dieser Welt geweiht, und der Wunsch oder die Hoffnung, weniger auf dieser Erde zu leiden, sei ein Verbrechen in Deinen Augen; denn das Glück der kleinen Zahl und das Unglück beinahe der ganzen Menschheit... dies sei Dein Wille. Gotteslästerung! Ist nicht das Gegentheil von diesen mörderischen Worten Deines göttlichen Willens würdig?

Höre mich aus Barmherzigkeit, oh Herr,... entreiße ihren Feinden die Abkömmlinge meiner Schwester... von dem Arbeiter bis zu dem Königssohne... Lasse nicht den Keim einer mächtigen und fruchtbaren Verbindung zerstören, welche mit Deiner Hülfe in den Jahrbüchern des Glückes der Menschheit eine Stelle finden wird.

Laß' mich, Herr, sie vereinigen, wenn man sie trennt, sie vertheidigen, wenn man sie angreift; laß' mich denen, welche nicht mehr hoffen, Hoffnung verleihen; denen, welche niedergeschlagen sind, Muth ein-

flößen; diejenigen erheben, welche der Fall bedroht; diejenigen unterstützen, welche im Guten verharren.

Und vielleicht werden ihre Kämpfe, ihre Aufopferungen, ihre Tugenden meinen Fehler sühnen, den Fehler von mir, den das Unglück... das Unglück allein ungerecht und boshaft machte.

Herr, da mich Deine allmächtige Hand in einer Absicht, die ich nicht kenne, hierher geführt hat... entwaffne endlich Deinen Zorn, damit ich nicht mehr das Werkzeug Deiner Rache sei.

Genug der Trauer auf Erden! Seit zwei Jahren fallen Deine Geschöpfe zu Tausenden bei meinen Schritten.

Die Welt ist decimirt; ein Trauerschleier breitet sich über die ganze Erde aus.

Von Asien bis zu den Eisfeldern des Pols bin ich gegangen... und man ist gestorben.

Hörst Du nicht das lange Schluchzen, das von der Erde zu Dir aufsteigt.

Gnade für Alle und für mich... daß ich einen Tag, nur einen einzigen, die Abkömmlinge meiner Schwester vereinigen könnte, und sie wären gerettet.

Diese Worte sprechend, fiel der Reisende auf die Kniee... er hob seine Hände flehend zum Himmel auf.

Plötzlich heulte der Wind mit verdoppelter Gewalt; sein schrilles Pfeifen verwandelte sich in Sturm.

Der Reisende bebte.

Mit zitternder Stimme rief er:

Herr, der Todeswind brüllt mit aller Wuth. Es scheint mir, sein Wirbel reißt mich fort... Herr, Du erhörst mein Gebet also nicht.

Das Gespenst... oh! das Gespenst... hier ist es... hier ist es abermals. Sein grünes Gesicht wird von krampfhaften Bewegungen verzerrt; seine rothen Augen drehen sich in ihren Höhlen... hebe Dich hinweg!... Seine Hand!... oh! seine eisige Hand hat die meinige ergriffen! Herr, habe Mitleid!...

„Vorwärts!!!“

„Oh! Herr... diese Geißel, diese furchtbare Geißel... soll ich sie abermals in diese Stadt bringen!... Meine Brüder werden zuerst sterben!... sie, die Armen... Gnade!...

„Vorwärts!!!“

Und die Abkömmlinge meiner Schwester... Gnade! Gnade!...“

„Vorwärts!!!“

Oh! Herr, habe Mitleid. Ich kann mich nicht mehr auf dem Boden halten. Das Gespenst reißt mich auf den Abhang dieses Berges;...mein Gang ist rasch, wie der Todeswind, der hinter mir weht!... Schon seh' ich die Mauern der Stadt!... Oh! Gnade für die Abkömmlinge meiner Schwester!... Verschone sie... mache, daß ich nicht ihr Henker werde und daß sie über ihre Feinde triumphiren!

„Vorwärts!... Vorwärts!“

Der Boden weicht beständig hinter mir... bereits das Thor der Stadt... oh bereits, Herr!... es ist noch Zeit... Oh, Gnade für diese entschlummerte Stadt... möge sie nicht sogleich bei dem Geschrei des Schreckens, des Todes und der Verzweiflung erwachen!! Herr, ich berühre die Schwelle des Thores... Du willst es also...

Es ist geschehen!... Paris!!... die Geißel ist in deinem Schooße!... ah! verflucht, immer verflucht!

„**Vorwärts... vorwärts... vorwärts!!**“

Neunzehntes Kapitel.

Ein Imbiß.

An dem Tage, nachdem der finstere Reisende, von den Höhen des Montmartre herabsteigend, nach Paris gelangt war, herrschte eine große Thätigkeit in dem Hotel Saint-Dizier.

Obgleich es erst Mittag war, hatte sich die Prinzessin doch, ohne gerade geputzt zu sein — hiezu besaß sie einen zu guten Geschmack — ausgesuchter als gewöhnlich gekleidet. Ihre blonden Haare bildeten, statt in platten Bändern über den Kopf zu liegen, zwei gekräuselte Büschel, welche sehr gut zu ihren vollen blühenden Wangen standen. Ihre Haube war mit frischen Rosabändern geschmückt. Wenn man Frau von Saint-Dizier sah, wie sie sich so schlank in ihrem Kleide von schwarzem Mohr bewegte, so errieth man, daß Madame Grivois den Beistand und die Anstrengung einer andern von den Kammerfrauen der Prinzessin hatte in Anspruch nehmen müssen, um diese merkwürdige Verdünnung der füllreichen Taille ihrer Gebieterin zu unternehmen und zu erlangen.

Wir werden sogleich die erbauliche Ursache dieser leichten Wiedererstehung weltlicher Coquetterie angeben.

Von Madame Grivois, ihrer Vertrauten, gefolgt, gab die Prinzessin ihre letzten Befehle in Beziehung auf einige Vorbereitungen, die man in einem geräumigen Salon traf.

Mitten in diesem Gemache war ein großer, runder Tisch, bedeckt mit einem Teppich von carmoisinrothem Sammet und umgeben von mehreren Stühlen, unter denen man am Ehrenplatze ein vergoldetes Fauteuil bemerkte.

In einer von den Ecken des Salon, unferne von dem Kamin, in welchem ein vortreffliches Feuer brannte, erhob sich eine Art von improvisirtem Schenktisch. Man sah darauf die verschiedenen Elemente des leckersten, ausgesuchtesten Imbißes. Auf silbernen Platten waren in Pyramiden Tartinen von Karpfenmilch mit Sardellenbutter, Schnitten von marinirtem Thon und Perigordtrüffeln (man war in der Fastenzeit); etwas entfernter rauchten auf silbernen Rechauds, um sie warm zu halten, Bouchées von Krebsschwänzen aus der Maas in ihrem geblätterten, goldgelben Teige und schienen in ihrer Saftigkeit kleinen Pasteten von Austern von Marennes, welche in Madeirawein gedämpft und durch ein Stör-Hachis mit den vier Gewürzen geschärft waren, Trotz zu bieten.

Neben diesen ernsten Werken kamen leichtere, kleine Ananas-Biscuits, Erdbeeren-Fondantes, ein zu dieser Zeit noch sehr seltenes Gericht, Orangen-Gelées in der ganzen, zu diesem Behufe künstlich geleerten, Schaale dieser Früchte servirt; als Rubine und Topase funkelten die Weine von Bordeaux, Madeira und Alicante in weiten Kristallflaschen, während der Champagner und zwei Porzellangeschirre von Sevres, das eine gefüllt mit Kaffee à la Crème, das andere mit Chocolade à la Vanille, in einen großen Kühleimer von cisilirtem Silber voll von Eis getaucht, beinahe zu dem Zustande von Sorbets gelangten.

Was aber diesem leckeren Imbiß einen seltsam apostolischen und römischen Charakter verlieh, das waren gewisse religiös ausgearbeitete Producte der Küche. So erblickte man reizende kleine Schädelstätten in Aprikosenpasteten ausgearbeitet, Bischofsmützen von

gebrannten Mandeln, Bischofskreuze von Marzipan, denen die Prinzessin mit einer Aufmerksamkeit von Zartgefühl einen Cardinalshut von kirschrothem Zucker, geschmückt mit Schnüren von Caramelfaden, beigefügt hatte. Das bedeutendste Stück dieser katholischen Zuckerarbeiten, das Meisterstück des Küchenchefs von Frau von Saint-Dizier war ein herrliches Crucifix von überzuckerter Engelwurz mit einer Krone von candirten Berberisbeeren.

Es sind dieß seltsame Entheiligungen, worüber sich mit Recht auch die nicht sehr frommen Menschen entrüsten. Aber von der unverschämten Gaukelei des Rockes von Trier bis zu dem frechen Spasse mit dem Reliquienkästchen von Argenteuil scheinen es die Frommen nach Art der Prinzessin von Saint-Dizier sich zur Aufgabe gemacht zu haben, durch ihren Eifer ehrwürdige Ueberlieferungen in das Lächerliche zu verkehren.

Nachdem Frau von Saint-Dizier einen sehr befriedigten Blick auf die Vorbereitungen zum Imbiß geworfen hatte, sagte sie zu Madame Grivois, indem sie auf den vergoldeten Lehnstuhl deutete, der für den Präsidenten der Versammlung bestimmt zu sein schien:

„Hat man meinen Fußsack unter den Tisch gestellt, damit Seine Eminenz die Füße darein stecken kann? Er beklagt sich immer über Kälte.“

„Ja, gnädigste Frau,“ antwortete Madame Grivois, nachdem sie unter den Tisch geschaut hatte.

„Lassen Sie auch eine zinnerne Kugel mit warmem Wasser füllen, falls Seine Eminenz mit dem Sacke nicht genug hätte, um die Füße zu wärmen.“

„Gut, gnädigste Frau...“

„Legen Sie auch noch Holz in den Ofen.“

„Aber, gnädige Frau, es ist ja bereits ein ungeheures Feuer... sehen Sie nur... Und dann, wenn Seine Eminenz immer zu kalt hat, so hat der hochwürdigste Herr Bischof d'Halfagen immer zu warm; er schwimmt beständig...“

Die Prinzessin zuckte die Achseln und sagte zu Madame Grivois:

„Ist Seine Eminenz Monseigneur der Herr Cardinal von Malipieri nicht der Vorgesetzte von dem hochwürdigsten Herrn Bischof d'Halfagen?“

„Allerdings.“

„Nun wohl, nach der Hierarchie ist es an Monseigneur, durch die Wärme zu leiden, und nicht an Seiner Eminenz, die Kälte zu ertragen. Thun Sie also, was ich Ihnen sage, legen Sie Holz in den Kamin. Uebrigens ist die Sache ganz einfach: Seine Eminenz ist Italiener, Monseigneur gehört dem Norden Belgiens an; sie müssen natürlich an verschiedene Temperaturen gewöhnt sein.“

„Wie die gnädige Frau befiehlt;“ sprach Madame Grivois, und legte zwei ungeheure Scheiter in den Kamin; „aber diese Hitze kann den Herrn Bischof ersticken.“

„Ei, mein Gott! ich finde es auch zu warm hier; aber lehrt uns unsere heilige Religion nicht die Aufopferung und Abtödtung?“ sprach die Prinzessin mit einem rührenden Ausdrucke von Ergebung.

Man kennt jetzt die Ursache der etwas gefallsüchtigen Toilette der Prinzessin. Es handelte sich darum, auf eine würdige Weise Prälaten zu empfangen, welche im Vereine mit dem Pater d'Aigrigny und anderen Würdenträgern der Kirche bereits eine Art von Concil auf kleinem Fuße gehalten hatten.

Eine Neuvermählte, welche ihren ersten Ball gibt, ein freigesprochener Minderjähriger, der sein erstes Junggesellen-Mittagsmahl veranstaltet hat, eine schöngeistige Frau, die ihr erstes ungedrucktes Werk vorliest, ist nicht strahlender, stolzer, eifriger ihren Gästen gegenüber, als es Frau von Saint-Dizier gegen ihre Prälaten war.

Sehr große Interessen sich bei ihr und vor ihr bewegen und debattiren zu sehen, Leute zu hören, ganz

fähig, sie um ihren Rath über gewisse praktische Anordnungen hinsichtlich des Einflusses der Frauen-Congregationen zu fragen, war eine Sache für die Prinzessin, um vor Stolz verrückt zu werden, denn ihre Eminenzen und Herrlichkeiten heiligten dadurch auf immer ihre Ansprüche, als eine fromme Kirchenmutter betrachtet zu werden. Sie hielt auch für diese inländischen und ausländischen Prälaten eine Menge von salbungsreichen Redensarten und frommen Coquetterien bereit.

Nichts ist übrigens logischer, als die stufenweisen Umstaltungen dieser Frau ohne Herz, welche indessen aufrichtig, leidenschaftlich, die Intrigue und die Herrschaft der Coterie liebte. Sie war nach den Fortschritten des Alters natürlich von der Liebesintrigue zu der politischen Intrigue, von der politischen Intrigue zu der religiösen Intrigue übergegangen.

In dem Augenblick, wo Frau von Saint-Dizier ihre Prüfung der Vorbereitungen beendigte, verkündete ein aus dem Hofe des Hotels ertönendes Geräusch die Ankunft der Personen, die sie erwartete. Ohne Zweifel waren diese Personen von dem höchsten Rang, denn gegen alle Gebräuche empfing sie dieselben an der Thüre ihres ersten Salon.

Es war wirklich der Cardinal Malipieri, welcher immer kalt, und der belgische Bischof d'Halfagen, welcher immer warm hatte. Der Pater d'Aigrigny begleitete dieselben.

Der römische Cardinal war ein großer Mann, mehr knochig als mager, mit hochmüthiger und listiger Physiognomie, von gelblichem, etwas aufgeschwollenem Gesichte. Er schielte bedeutend und seine schwarzen Augen waren von einem braunen Kreise umgeben. Der belgische Bischof war ein kleiner, kurzer, dicker, gedrängter Mann, mit hervorragendem Bauche, schlagartiger Gesichtsfarbe, bedächtlichem Blicke und fleischiger, weicher Hand.

Bald war die Gesellschaft in dem großen Salon versammelt. Der Cardinal hing sich alsbald an den Kamin an, während der Bischof zu schwitzen und zu schnaufen anfing und die abgekühlte Chocolade und den Eiskaffee beäugelte, als Erfrischungsmittel, die ihm die Gluth dieses künstlichen Hundstages ertragen helfen sollten.

Der Pater d'Aigrigny näherte sich der Prinzessin und sagte mit halber Stimme zu ihr:

„Wollen Sie Befehl geben, daß man den Abbé Gabriel von Rennepont hier einführt, der nach Ihnen fragen wird?"

„Dieser junge Priester ist also hier?" erwiederte die Prinzessin mit lebhaftem Erstaunen.

„Seit vorgestern. Wir haben ihn durch seine Vorgesetzten nach Paris berufen lassen... Sie werden Alles erfahren... Was den Pater Rodin betrifft, so wird ihn Madame Grivois wie früher durch die kleine Thüre der geheimen Treppe einführen."

„Er kommt heute?"

„Er hat uns sehr wichtige Dinge mitzutheilen und wünscht, daß Monseigneur der Cardinal und Monseigneur der Bischof bei der Besprechung gegenwärtig seien; denn sie sind in ihrer Eigenschaft als Affiliirte durch den Pater General von Allem in Kenntniß gesetzt worden."

Die Prinzessin läutete, gab ihre Befehle, kehrte sodann zu dem Cardinal zurück und sagte zu diesem mit dem Ausdrucke der eifrigsten Besorgtheit:

„Fängt Eure Eminenz an, sich ein wenig zu erwärmen? Wünscht Eure Eminenz eine Kugel mit warmem Wasser unter die Füße? Befiehlt Eure Eminenz, daß man noch mehr Feuer macht?"

Bei dieser Frage stieß der belgische Bischof, welcher seine von Schweiß triefende Stirne trocknete, einen Seufzer der Verzweiflung aus.

„Ich danke tausendmal, Frau Prinzessin," ant-

wortete der Cardinal in sehr gutem Französisch, aber mit einem unerträglichen italienischen Accente; „so viel Güte macht mich in der That verwirrt."

„Beliebt nicht Monseigneur, etwas zu genießen?" sagte die Prinzessin zu dem Bischof, auf das Buffet deutend.

„Wenn Sie es erlauben, Frau Prinzessin, nehme ich etwas Eiskaffee."

Und der Prälat machte einen kleinen Umweg, um sich dem Speisetische zu nähern, ohne vor dem Kamine vorüberzukommen.

„Beliebt es Eurer Eminenz nicht, eines von den Austernpastetchen zu speisen? Sie sind heiß," sprach die Prinzessin.

„Ich kenne sie bereits, Frau Prinzessin," antwortete der Cardinal mit lüsterner Miene schnalzend, „sie sind vortrefflich und ich widerstehe nicht."

„Welchen Wein kann ich die Ehre haben, Euerer Eminenz anzubieten?" versetzte anmuthig die Prinzessin.

„Etwas Bordeaux, Madame, wenn Sie die Güte haben wollen."

Und da der Pater d'Aigrigny sich anschickte, dem Cardinal einzuschenken, machte ihm die Prinzessin dieses Vergnügen streitig.

„Euere Eminenz wird ohne Zweifel meine Ansicht billigen," sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Cardinal, während dieser mit ernsthaftem Wesen die Austernpastetchen kostete; „ich glaubte für heute Monseigneur den Bischof von Mogador, Monseigneur den Erzbischof von Nanterre und unsere fromme Mutter Perpetue, die Superiorin des Sainte-Marie Klosters, nicht berufen zu müssen, insofern die Unterredung, die wir heute mit Seiner Hochwürden dem Pater Rodin und dem Abbé Gabriel zu pflegen haben, ganz besonderer und vertraulicher Natur ist."

„Unser lieber Pater hat vollkommen Recht gehabt," sprach der Cardinal, „denn obgleich durch ihre mögli-

chen Folgen die Rennepont-Angelegenheit die ganze römisch-apostolische Kirche interessirt, so gibt es doch gewisse Dinge, welche man geheim halten muß."

„Ich ergreife auch diese Gelegenheit, Euerer Eminenz zu danken, daß sie die Güte gehabt hat, eine Ausnahme zu Gunsten einer sehr geringfügigen und demüthigen Magd der Kirche zu machen," sprach die Prinzessin mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung vor dem Cardinal.

„Das war nicht mehr als recht und billig, Frau Prinzessin," sprach der Cardinal, sich ebenfalls verbeugend, nachdem er sein leeres Glas auf den Tisch gestellt hatte. „Wir wissen, wie sehr Ihnen die Kirche Dank schuldig ist für die heilsame Lenkung der religiösen Anstalten, deren Patronin Sie sind."

„Was dieß betrifft, so mag Eure Eminenz überzeugt sein, daß ich jede Hülfe dem Dürftigen verweigere, der nicht einen Beichtzettel vorzuweisen im Stande ist."

„Nur auf diese Art, Madame," versetzte der Cardinal, der sich dießmal durch das appetitliche Aussehen einer Bouchée von Krebsschwänzen verführen ließ, „nur auf diese Art hat die Wohlthätigkeit einen Sinn .... Ich kümmere mich wenig um die Gottlosigkeit, welche hungert; .... die Frömmigkeit, das ist etwas Anderes."

Und der Prälat verschlang rasch die Bouchée.

„Uebrigens," fügte er bei, „wissen wir auch, mit welchem glühenden Eifer Sie auf eine unerbittliche Weise die Gottlosen und Aufrührer gegen das Ansehen unseres heiligen Vaters verfolgen."

„Euere Eminenz darf fest glauben, daß ich römisch von Herzen, von Seele und von Ueberzeugung bin. Ich mache keinen Unterschied zwischen einem Gallicaner und einem Türken," sprach muthig die Prinzessin.

„Die Frau Prinzessin hat Recht," versetzte der belgische Bischof. „Ich sage noch mehr, ein Gallicaner

muß der Kirche verhaßter sein, als ein Heide, und ich bin in dieser Hinsicht der Meinung von Ludwig XIV.: man bat ihn um eine Gunst für einen Mann seines Hofes.

„„Nie,““ sprach der große König, „„dieser Mensch ist ein Jansenist.““

„„Er, Sire? Er ist ein Atheist.““

„„Dann ist es etwas Anderes. Ich bewillige die Gnade,““ antwortete der König.“

Dieser kleine bischöfliche Scherz erregte viel Lachen, wonach sich der Pater d'Aigrigny ernsthaft an den Cardinal wandte und sprach: „Wenn man nicht sorgfältig darüber wachte, so würde sich die niedrige Geistlichkeit, wie ich dieß sogleich Euerer Eminenz in Beziehung auf den Abbé Gabriel auseinandersetzen werde, von dem Gallicanismus und von den aufrührerischen Gedanken gegen das anstecken lassen, was sie die Zwangsherrschaft der Bischöfe nennen.“

„Um diesem zu begegnen,“ versetzte mit hartem Tone der Cardinal, „müssen die Bischöfe ihre Strenge verdoppeln und sich stets erinnern, daß sie Römer sind, ehe sie Franzosen sind; denn in Frankreich vertreten sie Rom, den heiligen Vater und die Interessen der Kirche, wie ein Botschafter im Auslande seinen Herrn, sein Vaterland und die Interessen seiner Nation vertritt.“

„Das ist klar,“ sagte der Pater d'Aigrigny; „wir wollen auch hoffen, daß wir durch den kräftigen Impuls, den Euere Eminenz dem Bisthum gegeben hat, die Freiheit des Unterrichts erlangen. Dann werden wir statt von der Philosophie und einfältigem Patriotismus angesteckter Franzosen gute, gehorsame, gehörig disciplinirte römische Katholiken haben, welche auf diese Art die ehrfurchtsvollen Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.“

„Und es könnte der heilige Vater,“ versetzte der belgische Bischof, „wenn er die Franzosen vom Gehorsam gegen die bestehende zeitliche Macht entbinden

wollte, eine andere Macht anerkennend, sich eine sehr beträchtliche und ganz gebildete katholische Partei sichern."

Nach diesen Worten trocknete sich der belgische Bischof die Stirne ab und suchte etwas Siberien im Grunde von einem von den mit Eischocolade gefüllten Porzellangefäßen.

„Eine Macht zeigt sich immer dankbar für ein solches Geschenk," sprach die Prinzessin lächelnd, „und sie bewilligt sodann der Kirche große Rechte und Freiheiten."

„Und so nimmt die Kirche den ihr gebührenden Platz wieder ein, den sie in Frankreich in diesen Zeiten der Gottlosigkeit und Anarchie leider nicht inne hat," sagte der Cardinal. „Zum Glücke traf ich auf meiner Reise eine schöne Anzahl Prälaten, deren Lauigkeit ich gehörig ausgescholten, deren Eifer ich angefacht habe, wobei ich ihnen im Namen des heiligen Vaters einschärfte, sie sollen die Freiheit der Presse und des Gottesdienstes offen angreifen, obgleich sie durch abscheuliche revolutionäre Gesetze anerkannt ist."

„Ach! Euere Eminenz ist also nicht vor den furchtbaren Gefahren des Märtyrthums zurückgewichen, dem unsere Prälaten, Monseigneur gehorchend, ausgesetzt sein werden?" sagte heiter die Prinzessin. „Und diese schrecklichen Appellationen wegen Verletzung der Gesetze, Monseigneur; denn wenn Eure Eminenz in Frankreich wohnte, würde sie die Gesetze des Landes angreifen... wie diese Race von Advokaten und Parlamentären sagt. Nun, es wäre doch schauderhaft, wenn der Staatsrath erklärte, es liege in Ihrer Verordnung eine Verletzung der Gesetze, Monseigneur. Eine Verletzung der Gesetze! Begreift Eure Eminenz, was es Furchtbares für einen Kirchenfürsten ist, wenn er, auf seinem priesterlichen Throne sitzend, umgeben von seinen Würdenträgern und seinem Kapitel, in der Ferne einige Dutzende von gotteslaug-

nerischen Bureaukraten, in schwarz und blauer Livrée, in allen Tonarten vom Falset bis zum Baß schreien hört: „„Es ist Verletzung der Gesetze! Es ist Mißbrauch der Gewalt!““ In der That, wenn es in irgend einer Hinsicht Mißbrauch gibt, so ist es der Mißbrauch der Lächerlichkeit bei diesen Leuten.“

Dieser Scherz der Prinzessin wurde mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen.

Der belgische Bischof versetzte:

„Ich meines Theils finde, daß diese stolzen Vertheidiger der Gesetze, während sie die Großsprecher spielen, zugleich mit einer vollkommen christlichen Demuth handeln. Ein Prälat beohrfeigt auf eine harte Weise ihre Gottlosigkeit, und sie antworten bescheiden, sich tief verbeugend: „„Ah, Monseigneur, das ist Verletzung.““

Dieser Scherz wurde ebenfalls mit Gelächter aufgenommen.

„Man muß es zugeben, daß sie sich mit diesen unschuldigen Schreiereien von Schülern belustigen, welche durch die Ruthe des Lehrers belästigt werden,“ sprach lächelnd der Cardinal. „Wir werden immer bei ihnen, trotz ihrer und gegen sie sein. Einmal, weil wir mehr als sie selbst auf ihr Heil bedacht sind, und dann, weil die Gewalten unserer immer bedürfen werden, um sie zu heiligen und um die Volksthümlichkeit im Zügel zu halten. Während übrigens die Advokaten, die Deputirten und die Gottesleugner der Universität ein Geschrei ohnmächtigen Hasses ausstoßen, nähern sich die wirklich christlichen Seelen und schließen eine Verbindung gegen die Gottlosigkeit.... Bei meiner Reise durch Lyon war ich tief gerührt, denn das ist eine wahrhaft römische Stadt, Brüderschaften, Reuer, fromme Anstalten aller Art, nichts fehlt, und was das Beste dabei ist, dreimalhunderttausend Thaler Schenkungen an die Geistlichkeit in einem Jahr. Ah! Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs

... Dreimalhunderttausend Thaler Schenkung! darin läßt sich die Gottlosigkeit ersticken. Dreimalhunderttausend Thaler!! was werden die Herren Philosophen darauf antworten?"

„Leider, Monseigneur," erwiederte der Pater d'Aigrigny, „leider gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon. Ich muß sogar Euere Eminenz darauf aufmerksam machen, daß sich ein sehr ernster Umstand kund gibt. Einige Mitglieder der niedern Geistlichkeit maßen es sich an, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen, dessen Armuth, dessen Entbehrungen sie theilen, und sie bereiten sich vor, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen das aufzutreten, was sie die despotische Aristokratie der Bischöfe nennen."

„Wenn sie diese Frechheit hätten," rief der Cardinal, „so gäbe es keine Interdicte, keine Strafen, welche gegen eine solche Meuterei streng genug wären."

„Sie wagen noch mehr, Monseigneur. Einige denken daran, ein Schisma zu bewerkstelligen, zu verlangen, daß die französische Kirche von Rom *getrennt* werde, unter dem Vorwande, der Ultramontanismus habe die ursprüngliche Reinheit der Lehre Christi entartet, verdorben. Ein junger Priester, Anfangs Missionär, dann Landpfarrer, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch seine Vorgesetzten hieher berufen ließ, hat sich zum Mittelpunkte einer Art von Propaganda gemacht. Er versammelte mehrere Geistliche von Gemeinden in der Nachbarschaft der seinigen und forderte sie auf, während er ihnen völligen Gehorsam gegen ihre Bischöfe empfahl, so lange nichts an der bestehenden Hierarchie geändert würde, er forderte sie auf, sage ich, ihre Rechte als französische Bürger zu gebrauchen, um auf gesetzlichem Wege das zu erreichen, was er die Befreiung der niedrigen Geistlichkeit nannte. Denn seiner Ansicht nach sind die Gemeindepriester der Willkür der Bischöfe preisgegeben, welche sie suspen-

diren, ohne daß eine Appellation oder eine Beaufsichtigung stattfindet *).

„Aber das ist ein wahrer katholischer Luther, dieser junge Mensch," sagte der Bischof.

Und auf den Zehenspitzen gehend goß er sich ein großes Glas Madeira ein, in welches er langsam ein Marzipan in Form eines Bischofskreuzes tauchte.

Durch das Beispiel eingeladen, hielt es der Cardinal unter dem Vorwande, seine immer noch eisigen Füße am Feuer des Kamins zu wärmen, für geeignet, sich ein Glas vortrefflichen alten Malaga zu bieten, den er mit einer Miene tiefen Nachdenkens schlürfte, wonach er sprach:

„Dieser Abbé Gabriel tritt demnach als Reformator auf. Das muß ein Ehrgeiziger sein. Ist er gefährlich?"

„Auf unsern Rath haben ihn seine Vorgesetzten dafür erklärt. Man gab ihm den Befehl, hieher zu reisen, er wird sogleich kommen und ich werde Eurer Eminenz sagen, warum ich ihn berufen habe. Aber zuvor theile ich Ihnen noch eine Note mit, welche in wenigen Zeilen die unseligen Bestrebungen des Abbé Gabriel auseinandersetzt. Man hat ihm die folgenden Fragen über mehrere von seinen Handlungen vorgelegt. Er antwortete auf nachstehende Weise und in Folge dieser Antworten riefen ihn seine Vorgesetzten zurück.

Bei diesen Worten nahm der Pater d'Aigriny aus seiner Brieftasche ein Papier und las:

„Frage:

„Ist es wahr, daß Sie einem Bewohner Ihrer

*) Ein eben so geehrter als ehrenwerther Geistlicher hat uns den Fall von einem jungen Gemeindepriester mitgetheilt, der von seinem Bischof ohne irgend einen gültigen Grund suspendirt, vor Hunger und Elend sterbend, sich genöthigt sah (wohl verstanden, seinen heiligen Charakter verleugnend), als Kellner in einem Kaffehause in Lille zu dienen, wo sein Bruder dasselbe Geschäft trieb.

Gemeinde, der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestorben ist, insofern er sich selbst um das Leben gebracht hat, das religiöse Grabgeleite gegeben haben?"

Antwort des Abbé Gabriel:

„Ich habe ihm die letzte Ehre erwiesen, weil er mehr als jeder Andere in Betracht seines schuldbefleckten Lebensschlusses der Gebete der Kirche bedurfte; in der Nacht, welche auf seine Beerdigung folgte, habe ich auch noch für ihn die Barmherzigkeit Gottes angerufen."

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie heilige Gefäße von Vermeil und verschiedene Verschönerungen, mit denen eines Ihrer Gemeindeglieder, einem frommen Eifer gehorchend, Ihre Kirche beschenken wollte, ausgeschlagen haben?"

Antwort:

„Ich habe diese Gefäße von Vermeil und diese Verschönerungen ausgeschlagen, weil das Haus des Herrn stets demüthig und ohne Gepränge sein muß, damit die Gläubigen sich unablässig daran erinnern mögen, daß der göttliche Erlöser in einem Stalle geboren ist. Ich forderte die Person, welche meiner Kirche die unnützen Geschenke machen wollte, auf, dieses Geld in vernünftigen Almosen zu verwenden, mit der Versicherung, es wäre dies dem Herrn angenehmer."

„Aber das ist eine bittere, heftige Declamation, gegen die Ausschmückung der Kirche!" rief der Cardinal; „dieser Priester ist im höchsten Maße gefährlich... Fahren Sie fort, mein lieber Pater."

Und in seiner Entrüstung verschlang Seine Eminenz Schlag auf Schlag mehrere Himbeertörtchen.

Der Pater d'Aigrigny fuhr fort:

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie in Ihr Pfarrhaus einen Bewohner des Dorfes, einen Schweizer von Geburt und der protestantischen Gemeinde angehörend, aufgenommen und mehrere Tage gepflegt haben? Ist es wahr, daß Sie nicht nur nicht bemüht gewesen sind, ihn zur apostolisch-römisch-katholischen Religion zu bekehren, sondern daß Sie die Hintansetzung Ihrer Pflichten so weit getrieben haben, daß Sie diesen Ketzer in der für die Glieder unserer heiligen Gemeinde bestimmten Ruhestätte beerdigten?"

Antwort:

„Einer meiner Brüder war ohne Zufluchtsort. Er hatte ehrlich und arbeitsam gelebt. Als Greis fehlten ihm die Kräfte zur Arbeit. Dann kam eine Krankheit dazu. Beinahe sterbend wurde er aus seiner elenden Wohnung von einem unbarmherzigen Menschen vertrieben, dem er den Miethzins von einem Jahre schuldig war. Ich nahm diesen Greis in mein Haus auf und tröstete ihn in seinen letzten Tagen. Dieser Mann hatte sein ganzes Leben hindurch gelitten und gearbeitet. Im Augenblick des Sterbens kam kein Wort der Bitterkeit über seinen Mund. Er empfahl sich Gott und küßte fromm das Crucifix. Und seine einfache, reine Seele hauchte sich in den Schooß des Schöpfers aus. Ich schloß ehrfurchtsvoll seine Augenlieder, ich beerdigte ihn selbst, ich betete für ihn, und obgleich er im protestantischen Glauben gestorben ist, hielt ich ihn doch für würdig, in die Ruhestätte einzugehen."

„Immer besser," sprach der Cardinal, „das ist eine wahrhaft ungeheuerliche Duldsamkeit; es ist ein furchtbarer Angriff gegen das Maxim, das den ganzen

Katholicismus bildet: außerhalb der Kirche kein Heil."

„Alles dies ist um so ernster, Monseigneur," versetzte der Pater d'Aigrigny, „als die völlig christliche Duldsamkeit, die Menschenfreundlichkeit, die Aufopferung des Pater Gabriel nicht allein in seiner Gemeinde, sondern auch in den benachbarten Gemeinden eine wahre Begeisterung hervorgerufen haben; die Geistlichen der umliegenden Kirchspiele gaben dem allgemeinen Zuge nach, und, man muß gestehen, ohne seine Mäßigung hätte ein wahres Schisma begonnen."

„Aber was hoffen Sie davon, daß Sie ihn uns vorführen?" sprach der Prälat.

„Die Stellung des Abbé Gabriel ist zusammengesetzter Natur: erstlich als Erbe der Familie Rennepont ..."

„Aber er hat seine Rechte abgetreten?" fragte der Cardinal.

„Ja, Monseigneur, und diese Abtretung, welche Anfangs den Makel von Formfehlern an sich trug, ist seitdem und zwar, was nicht zu leugnen ist, mit seiner Einwilligung vollkommen in Ordnung gebracht worden; denn er hatte einen Eid geleistet, was auch geschehen möchte, der Gesellschaft Jesu seinen Theil an diesen Gütern ganz und gar zu überlassen. Nichtsdestoweniger glaubt Seine Hochwürden, der Pater Rodin, wenn Eure Eminenz, nachdem man dem Abbé Gabriel dargethan hätte, daß er von seinen Obern zurückgerufen werden würde, ihm eine hohe Stellung in Rom anbieten würde, denselben vielleicht bewegen könnte, Frankreich zu verlassen, und daß man in ihm die Leidenschaften des Ehrgeizes, welche ohne Zweifel nur schlummern, anzuregen vermöchte, denn Eure Eminenz hat sehr richtig bemerkt: jeder Reformator muß ehrgeizig sein."

„Ich billige diesen Gedanken," sprach der Cardinal nach kurzer Ueberlegung, „mit seinem Verdienst, mit seiner Macht der Einwirkung auf die Menschen

kann der Abbé Gabriel sehr hoch steigen... wenn er gelehrig ist; und ist er es nicht... so muß es für das Heil der Kirche geeigneter erscheinen, wenn er sich in Rom befindet, als wenn er hier lebt; denn in Rom haben wir, wie Sie wissen, mein lieber Pater, Garantien, welche Sie in Frankreich leider nicht besitzen." *)

Nach kurzem Stillschweigen sagte der Cardinal plötzlich zu dem Pater d'Aigrigny: „Da wir von dem Pater Rodin sprechen.... was denken Sie von ihm?"

„Eure Eminenz kennt seine Fähigkeit," antwortete der Pater d'Aigrigny mit einer gezwungenen und mißtrauischen Miene; „unser ehrwürdiger Pater General..."

„Hat ihm den Auftrag gegeben, Sie zu ersetzen," sprach der Cardinal; „ich weiß dies; er hat es mir in Rom gesagt. Aber was denken Sie von dem Charakter des Pater Rodin? Darf man blindes Vertrauen in ihn setzen?"

„Es ist ein so scharfer, so abgeschlossener, so geheimer, so undurchdringlicher Geist," erwiederte der Pater d'Aigrigny zögernd, „daß es schwierig wird, ein bestimmtes Urtheil über ihn zu fällen..."

„Halten Sie ihn für ehrgeizig?" sagte der Cardinal nach einem abermaligen Stillschweigen. „Glauben Sie ihn nicht fähig, etwas Anderes zu beabsichtigen, als die Verherrlichung seiner Gesellschaft?... Ja, ich habe Gründe, so zu Ihnen zu sprechen," fügte der Prälat mit absichtlicher Betonung bei.

„Aber," versetzte der Pater d'Aigrigny nicht ohne Mißtrauen, denn unter Leuten derselben Art spielt man stets ein feines Spiel, aber was denkt Eure Eminenz von ihm? sei es an und für sich, sei es in Verbindung mit dem Pater General?"

„Ich denke, wenn seine scheinbare Ergebenheit für

---

*) Bekanntlich bestehen zu dieser Stunde (1845) in Rom immer noch die Inquisition, die Einsperrung in pace und dergleichen.

den Orden irgend einen Hintergedanken verbergen würde, so müßte man denselben um jeden Preis erforschen; denn mit den Einflüssen, die er sich seit geraumer Zeit, ohne daß es mir entgangen ist, in Rom verschafft hat, könnte er eines Tages furchtbar werden."

„Wohl," rief der Pater d'Aigrigny, von seiner Eifersucht gegen Rodin hingerissen, „ich bin in dieser Hinsicht der Meinung Euerer Eminenz; denn ich habe zuweilen bei ihm Blitze eines eben so furchtbaren als tiefen Ehrgeizes ertappt, und wenn ich Eurer Eminenz Alles sagen soll...."

Der Pater d'Aigrigny konnte nicht fortfahren.

Madame Grivois öffnete, nachdem sie angeklopft hatte, die Thüre halb und machte ihrer Gebieterin ein Zeichen.

Die Prinzessin antwortete mit einer Bewegung des Kopfes.

Madame Grivois entfernte sich wieder.

Eine Secunde nachher trat Herr Rodin in den Salon.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Bilanz.

Bei dem Anblick von Rodin erhoben sich die zwei Prälaten und der Pater d'Aigrigny unwillkürlich, so mächtig wirkte die Ueberlegenheit dieses Mannes. Ihre kurz zuvor noch von dem Mißtrauen und der Eifersucht zusammengezogenen Gesichter dehnten sich plötzlich aus und schienen dem hochwürdigen Pater mit einer liebe-

vollen Ehrfurcht zuzulächeln. Die Prinzessin ging ihm einige Schritte entgegen.

Immer schmutzig gekleidet, auf dem weichen Teppich die kothigen Spuren seiner plumpen Schuhe zurücklassend, stellte Rodin seinen Regenschirm in eine Ecke und schritt auf den Tisch zu, nicht mehr mit seiner gewöhnlichen Demuth, sondern mit freiem Gange, den Kopf hoch, den Blick sicher. Er fühlte sich nicht nur in der Mitte der Seinigen, sondern er hatte das Bewußtsein, sie durch seinen Verstand zu beherrschen.

„Wir sprachen so eben von Euer Hochwürden, mein lieber Pater," sagte der Cardinal mit einer reizenden Freundlichkeit.

„Ah!" versetzte Rodin, den Prälaten fest anschauend, „und was sprach man?"

„Man sprach," erwiederte der belgische Bischof sich die Stirne abtrocknend, „alles Gute, was man von Euer Hochwürden sagen kann."

„Werden Sie vielleicht nicht Etwas zu sich nehmen, mein lieber Pater?" fragte die Prinzessin, auf das glänzende Buffet deutend.

„Ich danke, Madame, ich habe diesen Morgen meine Rettige gegessen."

„Mein Secretär, der Abbé Berlini, der diesen Morgen Ihrem Frühstück beiwohnte, hat mich in der That sehr erbaut über die Mäßigkeit von Euer Hochwürden," sprach der Prälat; „sie ist eines Einsiedlers würdig."

„Wenn wir von unsern Angelegenheiten sprächen," versetzte ungestüm Rodin, wie ein Mann, der die Unterredung zu beherrschen, zu leiten gewohnt ist.

„Wir werden stets sehr glücklich sein, Sie zu hören," erwiederte der Prälat, „Euer Hochwürden hat selbst diesen Tag bestimmt, um sich mit uns über die große Rennepont Angelegenheit zu besprechen, über eine Angelegenheit, welche so bedeutend erscheint, daß sie mitunter ein Hauptgrund meiner Reise nach Frankreich ist;

denn die Interessen der sehr glorreichen Gesellschaft Jesu unterstützen, bei der ich affiliirt zu sein die Ehre habe, heißt die Interessen von Rom unterstützen, und ich habe dem ehrwürdigen Pater General versprochen, ich werde ganz und gar zu Ihren Diensten sein."

„Ich kann nur die Worte Seiner Eminenz wiederholen," sprach der Bischof. „Wir sind mit einander von Rom abgereist und haben dieselben Gedanken."

„Allerdings," versetzte Rodin, sich an den Cardinal wendend, „Euere Eminenz kann unserer Sache in hohem Maße förderlich sein... Ich werde Monseigneur sogleich sagen, wie..."

Dann sich an die Prinzessin wendend:

„Ich habe dem Doctor Baleinier sagen lassen, er möge hierher kommen, Madame, denn es wird ersprießlich sein, wenn wir ihn über gewisse Dinge belehren."

„Man wird ihn wie gewöhnlich eintreten lassen," erwiederte die Prinzessin.

Seit der Ankunft von Rodin hatte der Pater d'Aigrigny ein völliges Stillschweigen beobachtet; er schien, dem Eindrucke bitterer Gedanken unterliegend, einen heftigen inneren Kampf zu kämpfen; endlich stand er halb auf und sagte, sich an den Prälaten wendend, mit einem süßsauren Tone:

„Ich will Euere Eminenz nicht bitten, Richter zwischen Seiner Hochwürden, dem Pater Rodin, und mir zu sein; unser General hat gesprochen: ich habe gehorcht. Aber da Euere Eminenz bald unsern Vorgesetzten wiedersehen wird, so wünschte ich, daß, wenn dieselbe mir diese Gnade angedeihen lassen wollte, sie getreu die Antworten des hochwürdigen Pater Rodin auf einige von meinen Fragen berichten würde."

Der Prälat verbeugte sich.

Rodin schaute den Pater d'Aigrigny mit erstaunter Miene an und sagte trocken:

„Es ist eine abgemachte Sache... wozu diese Fragen."

„Nicht, um meine Unschuld darzuthun,“ antwortete der Pater d'Aigrigny, „sondern um den Stand der Dinge genau vor den Augen Seiner Eminenz auseinanderzusetzen.“

„Dann sprechen Sie… und vor Allem keine unnütze Worte;“ hienach zog Rodin seine dicke silberne Uhr, befragte sie und fügte bei: „um zwei Uhr muß ich in Saint-Sulpice sein.“

„Ich werde mich so kurz fassen, als nur immer möglich,“ sprach der Pater d'Aigrigny mit unterdrücktem Aerger und fuhr dann, sich an Rodin wendend, fort: „Als Euer Hochwürden seine Thätigkeit an die Stelle der meinigen setzen zu müssen glaubte, wobei Sie vielleicht sehr streng die Art und Weise tadelten, wie ich die mir anvertrauten Interessen leitete, waren diese Interessen, ich gestehe es offenherzig, gefährdet…“

„Gefährdet?“ versetzte Rodin mit Ironie. „Sagen Sie doch verloren, denn Sie gaben mir Befehl, nach Rom zu schreiben, man müsse auf jede Hoffnung Verzicht leisten.“

„Das ist wahr,“ sprach der Pater d'Aigrigny.

„Es ist also ein völlig verzweifelter, von den besten Aerzten aufgegebener Kranker,“ fuhr Rodin ironisch fort, „den ich wieder zum Leben zu bringen unternommen habe. Sprechen Sie weiter…“

Und seine zwei Hände in die Hosentaschen tauchend schaute er dem Pater d'Aigrigny fest in das Gesicht.

„Euer Hochwürden hat mich hart getadelt,“ versetzte der Pater d'Aigrigny, „nicht nur, weil ich durch alle mögliche Mittel wieder in den Besitz der unserer Gesellschaft schändlicher Weise entzogenen Güter gelangen wollte…“

„Alle Ihre Casuisten bevollmächtigen Sie mit Recht hiezu,“ sprach der Cardinal; „die Texte sind klar, bestimmt, Sie sind durchaus befugt, per fas aut nefas ein verrätherischer Weise entzogenes Gut wieder an sich zu reißen.“

„Seine Hochwürden, der Pater Rodin," versetzte der Pater d'Aigrigny, „hat mir auch nur die militärische Rohheit meiner Mittel, ihre mit den Sitten der Zeit in gefährlichem Widerspruche stehende Heftigkeit zum Vorwurfe gemacht... Es mag sein... Aber einmal konnte ich gesetzlich nicht der Gegenstand irgend einer gerichtlichen Verfolgung werden, und dann heiligte, ohne einen unerhört unglücklichen Umstand, der Erfolg den Gang, den ich genommen hatte, so plump, so roh er auch... jetzt erscheint. Darf ich Euer Hochwürden fragen, was..."

„Ich mehr gethan habe, als Sie?" sprach Rodin, sich seiner beleidigenden Gewohnheit des Unterbrechens bedienend; „was ich besser gethan habe, als Sie? welche Schritte ich in der Rennepont Angelegenheit gemacht habe, nachdem sie mir aus Ihren Händen in einem völlig verzweiflungsvollen Zustande zugekommen war? Wollen Sie dies wissen?"

„Ganz gewiß," antwortete der Pater d'Aigrigny mit trockenem Tone.

„Nun, ich gestehe," versetzte Rodin spöttisch: „so viele große, plumpe, stürmische Sachen Sie gemacht haben, so viele kleine, knabenhafte, verborgene habe ich gemacht. Mein Gott, ja, Sie können sich bei mir, der ich mich für einen Mann von weit aussehenden Plänen auszugeben wagte, das kleine Handwerk nicht denken, das ich seit sechs Wochen treibe."

„Ich hätte mir nie erlaubt, Euer Hochwürden einen solchen Vorwurf zu machen, so verdient er auch erscheint," sprach der Pater d'Aigrigny mit bitterem Lächeln.

„Einen Vorwurf?" entgegnete Rodin die Achseln zuckend, „einen Vorwurf? Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen von Ihnen schrieb? hören Sie: „„Der Pater d'Aigrigny hat vortreffliche Eigenschaften, er wird mir sehr ersprießlich sein"" (und schon morgen werde ich Sie sehr thätig verwen-

den," sagte Rodin in Form einer Parenthese) „aber," fügte er bei: „„er ist nicht groß genug, um sich bei Gelegenheit klein zu machen zu wissen.""... Begreifen Sie?"

„Nicht sehr gut," antwortete der Pater erröthend.

„Desto schlimmer für Sie," versetzte Rodin; „dies beweist, daß ich Recht hatte. Nun wohl, da ich es Ihnen sagen muß, ich meiner Seits hatte Geist genug, seit sechs Wochen das albernste Handwerk der Welt zu treiben. Ja, so wie Sie mich hier sehen, habe ich Plaudereien mit einer Grisette gemacht; ich habe gesprochen von Fortschritt, Menschheit, Emancipation der Frauen — mit einem jungen Mädchen von tollem Kopfe; ich habe gesprochen vom großen Napoleon, vom bonapartistischen Fetischdienst — mit einem alten, einfältigen Soldaten; ich habe gesprochen vom kaiserlichen Ruhme, von der Demüthigung Frankreichs, von der Hoffnung auf den König von Rom — mit einem braven Marschall von Frankreich, der, wenn sein Herz voll von Bewunderung für den Thronräuber ist, welcher auf Sanct-Helena die Kugel schleppen mußte, dagegen einen so hohlen, so sonoren Kopf hat, wie eine Kriegstrompete... man darf nur in dieses gehirnlose Gehäuse einige kriegerische oder patriotische Noten blasen, und es gibt schreckensvolle Fanfaren von sich, ohne zu wissen, für wen, für was und wie. Ich habe meiner Treue noch mehr gethan... ich habe von Liebschaften mit einem jungen, wilden Tiger gesprochen. Wenn ich Ihnen sagte, wie kläglich es für einen einigermaßen gescheiten Mann war, sich zu verringern, wie ich es gethan habe, sich durch alle diese Mittel zu verkleinern, um dadurch fleißig und geschäftig die tausend Fäden dieses dunkeln Gewebes anzuknüpfen? Ein schönes Schauspiel, nicht wahr? die Spinne hartnäckig ihr Gewebe verfertigen zu sehen... wie interessant, wenn ein häßliches, kleines, schwärzliches Thier Faden für Faden ausspannt, diesen anknüpfend, jenen verstärkend, an-

dere verlängernd; Sie zucken die Achseln, wohl... aber kommen Sie zwei Stunden später;... was finden Sie? das kleine, schwärzliche Thier sehr gut gefüttert, sehr vollgestopft, und in seinem Gewebe ein Dutzend toller Fliegen so umschlungen, so geknebelt, daß das schwärzliche Thierchen nach seinem Belieben die Stunde und den Augenblick seiner Mahlzeit wählen kann."

Während Rodin diese Worte sprach, lächelte er auf eine seltsame Weise; seine gewöhnlich unter den matten Liedern halb verschleierten Augen öffneten sich ganz groß und schienen mehr als gewöhnlich zu glänzen; der Jesuit fühlte eine Art von fieberhafter Aufregung in seinem Innern; er schrieb sie dem Kampfe zu, den er vor diesen erhabenen Personen kämpfte, welche bereits dem Einflusse seiner originellen, einschneidenden Rede unterthan waren.

Der Pater d'Aigrigny fing an zu bedauern, daß er diesen Streit angesponnen hatte; er erwiederte jedoch mit schlecht verhehlter Ironie:

„Ich bestreite die Dünnheit Ihrer Mittel nicht... Ich bin mit Ihnen einverstanden, sie sind sehr knabenhaft, sehr gewöhnlich; aber das genügt nicht ganz, um einen hohen Begriff von Ihrem Verdienste zu geben. Ich erlaube mir daher, Sie zu fragen..."

„Was diese Mittel hervorgebracht haben?" versetzte Rodin mit einer bei ihm ungewöhnlichen Begeisterung. „Sehen Sie in mein Spinnengewebe; Sie erblicken darin das schöne, kecke junge Mädchen, vor sechs Wochen noch so stolz auf seine Schönheit, auf seinen Geist, auf seine Kühnheit, jetzt bleich, entstellt, denn es ist tödtlich im Herzen verwundet."

„Von diesem Aufschwunge ritterlicher Unerschrockenheit, welcher ganz Paris in Bewegung setzt," sprach die Prinzessin, „mußte Fräulein von Cardoville berührt werden."

„Ja, aber ich habe die Wirkung dieser albernen, wilden Hingebung gelähmt, indem ich dem Mädchen

zu zeigen suchte, daß es nicht genüge, schwarze Panther zu tödten, um zu beweisen, daß man ein treuer, gefühlvoller, zarter Liebhaber sei."

„Es mag sein," sprach der Pater d'Aigrigny. „Es ist eine abgemachte Sache, Fräulein von Cardoville ist also im Herzen verwundet."

„Aber was geht daraus für die Interessen der Rennepont Angelegenheit hervor?" fragte der Cardinal neugierig und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch.

„Es geht erstlich daraus hervor," antwortete Rodin, „daß wenn der gefährlichste Feind, den man haben kann, gefährlich verwundet ist, derselbe das Schlachtfeld verläßt; das ist, wie es mir scheint, schon Etwas."

„In der That," sagte die Prinzessin, „der Geist, die Kühnheit von Fräulein von Cardoville konnten aus ihr die Seele eines gegen uns gerichteten Bundes machen."

„Es mag sein," versetzte der Pater d'Aigrigny hartnäckig; „in dieser Hinsicht ist sie nicht mehr zu fürchten und das ist ein Vortheil. Aber diese Herzenswunde wird sie nicht am Erben hindern?"

„Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte Rodin mit kalter Sicherheit. „Wissen Sie, warum ich so viel gethan habe, um sie Anfangs, wider ihren Willen, Dschalma zu nähern,' und sie sodann, ebenfalls wider ihren Willen, von ihm zu entfernen?"

„Ich frage Sie," sprach der Pater d'Aigrigny, „in welcher Beziehung dieser Sturm von Leidenschaften Fräulein von Cardoville und den Prinzen hindern wird, zu erben?'

„Kommt aus einem heitern oder aus einem stürmischen Himmel der treffende Blitz?" sprach Rodin mit verächtlichem Tone. „Seien Sie unbesorgt, ich weiß, wohin ich den Wetterableiter zu stellen habe. — Was Herrn Hardy betrifft, so lebte dieser Mann für drei Dinge: für seine Arbeiter, für einen Freund und

für eine Geliebte! — er hat drei Pfeile mitten in das Herz bekommen. Ich ziele immer nach dem Herzen, das ist dem Gesetze gemäß und sicher."

„Das ist allerdings dem Gesetze gemäß und sehr lobenswerth," sprach der Bischof; „denn wenn ich recht gehört habe, so hatte dieser Fabrikant eine Concubine, und es ist gut, wenn man eine schlechte Leidenschaft zur Bestrafung des Gottlosen benützt..."

„Ganz gewiß," fügte der Cardinal bei; „haben sie schlechte Leidenschaften, so bedient man sich derselben... das ist ihr Fehler."

„Unsere heilige Mutter Perpetue," sprach die Prinzessin, „hat mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln zu Entdeckung dieses abscheulichen Ehebruchs beigetragen."

„Ich gebe zu, Herr Hardy ist in seinen theuersten Leidenschaften auf den Tod verletzt," sprach der Pater d'Aigrigny, welcher Fuß für Fuß das Terrain streitig machte; „er ist in seinem Vermögen getroffen, aber er wird nur um so gieriger auf die Erwerbung dieser ungeheuern Erbschaft sein."

Dieser Beweisgrund schien den zwei Prälaten und der Prinzessin sehr triftig; Alle schauten Rodin mit lebhafter Neugierde an; aber statt zu antworten, ging dieser, gegen seine Gewohnheit stoischer Mäßigkeit, trotz seines Widerwillens gegen den Wein, an das Buffet, untersuchte die Flaschen und fragte:

„Was ist darin?"

„Bordeaux und Xeres..." antwortete Frau von Saint-Dizier über das plötzliche Gelüste von Rodin ganz erstaunt.

Dieser nahm eine Flasche auf Gerathewohl und schenkte sich ein Glas Madeira ein, das er auf einen Zug austrank. Seit einigen Augenblicken hatte er wiederholt ein seltsames Schaudern gefühlt. Auf dieses Schaudern war eine Art von Schwäche gefolgt; er hoffte, der Wein würde ihn wieder beleben.

Nachdem er seine Lippen mit der außeren Seite seiner fettigen Hand abgetrocknet hatte, kam er an den Tisch zurück und sprach, sich an den Pater d'Aigrigny wendend:

„Was sagten Sie mir in Beziehung auf Herrn Hardy?"

„In seinem Vermögen beschädigt, werde er nur unr so gieriger auf die Erwerbung der ungeheuern Erbschaft sein," wiederholte der Pater d'Aigrigny, innerlich verletzt durch den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten.

„Herr Hardy, an Geld denken?" entgegnete Rodin, die Achseln zuckend; „denkt er überhaupt nur? in seinem Innern völlig gebrochen. Gleichgültig gegen die Dinge des Lebens, ist er in eine Starrheit versunken, aus welcher er nur heraustritt, um in Thränen zu zerfließen; dann spricht er mit einer maschinenmäßigen Gutmüthigkeit zu denjenigen, die ihn mit der eifrigsten Fürsorge behandeln (ich habe ihn in gute Hände gegeben). Er fängt übrigens an, sich empfänglich für das zarte Mitleid zu zeigen, das man unablässig gegen ihn an den Tag legt... Denn er ist gut, vortrefflich, ebenso vortrefflich als schwach, und an diese Vortrefflichkeit werde ich Sie weisen, Pater d'Aigrigny, damit Sie vollenden, was noch zu thun übrig bleibt."

„Ich?" fragte der Pater d'Aigrigny sehr erstaunt.

„Ja, und dann werden Sie erkennen, ob das Resultat, welches ich erlangt habe, nicht bedeutend ist... und..."

Rodin unterbrach sich, fuhr mit der Hand über seine Stirne und sagte zu sich selbst:

„Das ist sonderbar!"

„Was haben Sie?" fragte ihn theilnehmend die Prinzessin.

„Nichts, Madame," erwiederte Rodin bebend; „es ist ohne Zweifel der Wein, den ich getrunken habe..

ich bin nicht daran gewöhnt... Ich fühle ein wenig Kopfweh, doch das wird vorübergehen..."

„Sie haben allerdings sehr angegriffene Augen, mein Verehrtester," sprach die Prinzessin.

„Das kommt davon her, daß ich zu starr in mein Gewebe gesehen habe," erwiederte der Jesuit mit seinem finstern Lächeln, „und ich muß noch mehr hinein schauen, um dem Pater d'Aigrigny, der den Einäugigen spielt, meine andern Fliegen zu zeigen... die Töchter des General Simon zum Beispiel, welche von Tag zu Tag trauriger und niedergeschlagener bei dem Gedanken werden, daß sich eine eisige Schranke zwischen ihnen und dem General erhebt. Und diesen muß man seit dem Tode seines Vaters sehen hin- und hergeben, zerrissen zwischen zwei entgegengesetzten Gedanken; heute glaubt er sich entehrt, wenn er Dieses thut, morgen entehrt, wenn er Jenes thut; dieser Soldat, dieser Held des Kaiserreichs ist gegenwärtig schwächer als ein Kind. Wer bleibt nun noch von der Familie Rennepont übrig?... Jacques Rennepont? Fragen Sie Morok, in welchen Zustand von Stumpfsinn die Völlerei ihn versetzt hat, und nach welchem Abgrunde er sich wälzt!... Das ist meine Bilanz... in dieser Lage der Vereinzelung, der Vernichtung befinden sich gegenwärtig alle Glieder der Familie, welche vor sechs Wochen so mächtige, so energische, so gefährliche Mittel in sich schloßen, wenn sie concentrirt worden wären. Dieß sind also die Rennepont, welche nach dem Rathe ihres ketzerischen Ahnherrn ihre Kräfte vereinigen sollten, um uns zu bekämpfen, in den Staub zu treten... und sie waren sehr zu fürchten. Was hatte ich gesagt? Ich würde auf ihre Leidenschaften wirken. Was habe ich gethan? Ich habe auf ihre Leidenschaften gewirkt; vergebens sträuben sie sich zu dieser Stunde in meinem Gewebe... das sie von allen Seiten umgarnt... Sie gehören mein, sage ich Ihnen... Sie gehören mein."

Seit einigen Augenblicken und während er sprach

ging in dem Gesichte und in der Stimme von Rodin eine seltsame Veränderung vor; seine sonst leichenfarbige Haut färbte sich immer mehr, aber ungleichmäßig und wie mit Marmoradern; dann war es, als ob seine Augen — seltsame Erscheinung! — während sie immer glänzender wurden, immer mehr sich aushöhlten; seine Stimme vibrirte scharf, schneidend, gleichsam gerüttelt.

Die Verstörung der Gesichtszüge von Rodin, wovon er kein Bewußtsein zu haben schien, war so merkwürdig, daß die übrigen Personen dieser Scene ihn mit einem gewissen Schrecken anschauten.

Sich in der Ursache dieses Eindruckes täuschend, völlig entrüstet, rief Rodin, mit einer von der Anstrengung tiefen, gehemmten Athemholens unterbrochenen Stimme:

„Ist es Mitleid für diese gottlose Race, was ich auf Ihren Gesichtern lese? Mitleid! für das junge Mädchen, das nie den Fuß in eine Kirche setzt und heidnische Altäre bei sich errichtet? Mitleid! für Herrn Hardy, den sentimentalen Gotteslästerer, den philanthropischen Atheisten, der keine Kapelle in seiner Fabrik hatte und die Namen Sokrates, Marc-Aurel, Plato dem unseres Erlösers anzuhängen wagte, den er Jesus den göttlichen Philosophen nannte? ... Mitleid! für diesen Indianer, den Sektirer Brama's? ... Mitleid! für diese zwei Schwestern, welche die Taufe nicht erhalten haben?... Mitleid! für diesen rohen Jacques Rennepont? ... Mitleid! für diesen albernen kaiserlichen Soldaten, der zum Gott Napoleon und zum Evangelium die Bulletins der großen Armee hat?... Mitleid! für diese Familie Rennepont, deren Ahnherr, ein schändlicher Rückfälliger, nicht damit zufrieden, uns unser Gut gestohlen zu haben, aus der Tiefe seines Grabes am Schlusse von anderthalbhundert Jahren diese verfluchte Race aufstachelt, das Haupt gegen uns zu erheben? ... Wie! um uns gegen diese

Schlangen zu vertheidigen, hätten wir nicht das
sie in dem Gifte zu ersäufen, das sie erzeugen?
ich sage Ihnen, ich, daß es Gott dienen, ein
mes Beispiel geben heißt, wenn man im Ang
von Allen, und selbst durch die Entfesselung aller
denschaften, diese gottlose Familie dem Schmerz,
Verzweiflung, dem Tode preisgibt?"

Rodin war von einer furchtbaren Wildheit, a
so sprach. Das Feuer seiner Augen wurde immer g
zender, seine Lippen waren trocken, ein kalter Sch
bedeckte seine Schläfe, deren heftige Schläge man w
nehmen konnte; abermals durchlief eisiger Schauer
nen Körper. Da er dieses zunehmende Unwohlsein
ner gewissen Steife der Glieder zuschrieb, denn er h
einen Theil der Nacht geschrieben, und einer n
Schwäche widerstehen wollte, so ging er *abermals*
dem Schenktisch, goß sich ein Glas Wein ein, das
auf einen Zug austrank, und kehrte dann in dem
genblick zurück, wo der Cardinal zu ihm sagte:

„Wenn der Gang, den Sie in Beziehung auf d
Familie verfolgen, der Rechtfertigung bedurft hä
mein lieber Pater, so hätten Sie ihn siegreich durch
letzten Worte gerechtfertigt... Sie sind nicht nur,
wiederhole es, nach Ihren Casuisten in Ihrem vo
Rechte, sondern es ist dabei auch nichts in den Au
der menschlichen Gesetze Tadelnswerthes. Was
göttlichen Gesetze betrifft, so ist es dem Herrn ge
lig, wenn man den Gottlosen durch die Waffen, die
gegen ihn gibt, bekämpft und niederschmettert."

Wie die andern Anwesenden durch die teufli
Versicherung von Rodin besiegt und zu einer Art furc
samer Bewunderung zurückgebracht, sprach der Pa
d'Aigrigny zu ihm:

„Ich gestehe, ich habe Unrecht gehabt, an de
Geiste von Euer Hochwürden zu zweifeln. Getäus
durch den Anschein der Mittel, welche Sie angewe
det haben, sie vereinzelt betrachtend, konnte ich ni

über ihre furchtbare Gesammtheit und besonders über die Resultate urtheilen, welche sie herbeigeführt haben. Nun aber sehe ich ein, daß der Erfolg durch Sie nicht mehr zweifelhaft ist."

„Dieß ist eine Uebertreibung," versetzte Rodin mit einer fieberhaften Ungeduld; alle diese Leidenschaften sind zu dieser Stunde in Aufwallung; „aber der Augenblick ist kritisch; wie der Alchymist, über seinen Tiegel gebeugt, worin eine Mixtur kocht, die ihm Schätze oder den Tod geben kann... so kann ich allein zu dieser Stunde..."

Rodin vollendete nicht; er fuhr rasch mit seinen zwei Händen mit einem Schrei unterdrückten Schmerzes an seine Stirne.

„Was haben Sie?" fragte der Pater d'Aigrigny; „seit einigen Augenblicken werden Sie furchtbar bleich."

„Ich weiß nicht, was ich habe," antwortete Rodin mit bebender Stimme, „mein Kopfweh vermehrt sich, eine Art von Schwindel hat mich einen Augenblick betäubt."

„Setzen Sie sich," sprach die Prinzessin theilnehmend.

„Nehmen Sie etwas zu sich," fügte der Bischof bei.

„Es wird nichts sein," erwiederte Rodin mit einer Anstrengung gegen sich selbst, „ich bin Gott sei Dank nicht weichlich. Ich habe in dieser Nacht wenig geschlafen; es ist Müdigkeit und nichts Anderes. Ich sagte also: ich allein könnte zu dieser Stunde die Angelegenheit leiten, aber nicht ausführen. Ich muß verschwinden, jedoch beständig im Schatten wachen, von wo aus ich alle Fäden halten werde, die ich allein in Thätigkeit zu setzen und darin zu erhalten weiß," fügte Rodin mit gepreßter Stimme bei.

„Mein liebster Pater," sprach der Cardinal unruhig, „ich versichere Sie, daß sie ernstlich unwohl sind. Ihre Bläße wird leichenartig."

„Das ist möglich," antwortete Rodin muthig; „aber ich lasse mich nicht von so wenig niederbeugen... Kommen wir wieder auf unsere Angelegenheit. Die Stunde hat geschlagen, Pater d'Aigrigny, wo Ihre

Eigenschaften, und Sie besitzen große, ich habe es nie geleugnet... mir im höchsten Maße ersprießlich sein können... Sie haben Verführungsgaben... Zauber des Umgangs... eine eindringliche Beredsamkeit... Sie wissen..."

Rodin unterbrach sich abermals.

Kalter Schweiß rieselte von seiner Stirne. Er fühlte, daß seine Beine unter ihm zu brechen drohten, und er sagte, trotz seiner hartnäckigen Energie:

„Ich gestehe, ich fühle mich unwohl;... diesen Morgen befand ich mich doch so wohl, als je;... ich zittere unwillkürlich, ich bin wie in Eis verwandelt."

„Nähern Sie sich dem Feuer;... es ist ein rascher Anfall," sprach der Bischof und bot ihm mit einer heldenmüthigen Hingebung den Arm; „es wird keine Folgen haben."

„Wenn Sie ein warmes Getränke, eine Tasse Thee etwa nehmen würden," sagte die Prinzessin; „glücklicher Weise muß Herr Baleinier bald kommen; er wird uns über diese Unpäßlichkeit beruhigen..."

„In der That, es ist unerklärlich," sprach der Prälat.

Bei diesen Worten des Cardinals wandte Rodin, der sich mühsam dem Feuer genähert hatte, seine Augen dem Prälaten zu und schaute ihn starr und auf eine seltsame Weise eine Secunde lang an. Dann sprach er, stark durch seine unbezähmbare Energie, trotz der Verstörung seiner Züge, die sich augenscheinlich entstellten, mit einer gebrochenen Stimme, die er fest zu machen sich bemühte: „Das Feuer hat mich erwärmt; es wird nichts sein. Bei meiner Treue, ich habe schön Zeit, um mich zu verzärteln. Das käme gelegen... krank werden in dem Augenblick, wo die Rennepont Angelegenheit nur durch mich allein zu einem glücklichen Ziele geführt werden kann.... Kehren wir zu unserem Geschäfte zurück: Ich sagte, Pater d'Aigrigny, daß Sie uns große Dienste leisten könnten... und Sie auch, Frau Prinzessin, denn Sie haben sich mit dieser Sache vermählt,... als ob es die Ihrige wäre... und..."

Rodin unterbrach sich abermals.

Diesmal stieß er einen schrillen Schrei aus, sank auf einen in seiner Nähe stehenden Stuhl, warf sich krampfhaft zurück, stützte seine beiden Hände auf die Brust und rief:

„Oh! wie ich leide!...“

Dann folgte furchtbarer Weise auf die Veränderung der Gesichtszüge von Rodin eine leichenartige Verzerrung, so schnell, wie der Gedanke. Seine bereits hohlen Augen wurden mit Blut unterlaufen und schienen sich in den Hintergrund ihres Kreises zurückzuziehen, dessen vergrößerter Schatten gleichsam zwei schwarze Löcher bildete, aus deren Höhlung zwei feurige Augensterne glänzten. Nervenzuckungen spannten auf den kleinsten Vorsprüngen des Gesichtes die matte, feuchte, eisige Haut aus, welche augenblicklich grün wurde. Von seinen durch den furchtbaren Schmerz gepreßten Lippen strömte ein keuchender Athem aus, der von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen wurde:

„Oh!... ich leide... ich brenne!“

Dann, einem furchtbaren Grimme nachgebend, bearbeitete Rodin mit den Spitzen seiner Nägel seine nackte Brust; denn er hatte die Knöpfe seiner Weste aufgesprengt, und sein schwarzes, fettiges Hemd halb zerrissen, als ob der Druck dieser Kleider die Heftigkeit der Schmerzen vermehrte, unter denen er sich krümmte.

Der Bischof, der Cardinal und der Pater d'Aigrigny näherten sich lebhaft Rodin, um ihn zu halten. Er war von furchtbaren Krämpfen befallen. Plötzlich aber stellte er sich, seine Kräfte zusammenfassend, auf seine Füße; gerade und steif, wie eine Leiche, die Kleider in Unordnung, seine wenigen grauen Haare um das grünliche Gesicht zerstreut, seine rothen, flammenden Augen auf den Cardinal heftend, der sich in diesem Augenblick gegen ihn vorbeugte, ergriff er diesen mit seinen beiden Händen und rief mit einem gräßlichen Ausdrucke und einer zusammengeschnürten Stimme:

„Cardinal Malipieri... diese Krankheit kommt z

schnell; man mißtraut mir in Rom;... Sie sind von dem Geschlechte der Borgia... und Ihr Secretär... ist diesen Morgen bei mir gewesen."

„Unglücklicher!... was wagt er zu sagen?"... rief der Prälat, eben so erstaunt, als entrüstet bei dieser Anklage.

Hienach suchte der Cardinal sich von dem Drucke des Jesuiten los zu machen, dessen krampfhaft zusammengezogenen Finger die Härte des Eisens hatten.

„Man hat mich vergiftet..." murmelte Rodin und auf sich selbst zusammensinkend fiel er in die Arme des Pater d'Aigrigny.

Trotz seines Schreckens fand der Cardinal Zeit, zu diesem ganz leise zu sagen:

„Er glaubt, man wolle ihn vergiften; er machinirt also auf etwas sehr Gefährliches."

Die Thüre des Salon wurde geöffnet. Es war der Doctor Baleinier.

„Ah, Doctor!" rief die Prinzessin bleich, bebend, und lief ihm entgegen. „Der Pater Rodin ist so eben von furchtbaren Convulsionen befallen worden;... kommen Sie, kommen Sie...."

„Convulsionen... das ist nichts... beruhigen Sie sich, Madame," erwiederte der Doktor, warf seinen Hut auf einen Stuhl und näherte sich der Gruppe, welche den Sterbenden umgab.

„Hier ist der Doctor,"... rief die Prinzessin.

Alle traten zurück, mit Ausnahme des Pater d'Aigrigny, welcher Rodin auf einem Stuhle hielt.

„Himmel, welch' ein Symptom!..." rief der Doctor Baleinier mit wachsendem Schrecken, das Gesicht von Rodin prüfend, das von grün blau wurde.

„Was ist es denn?" fragten die Zuschauer einstimmig.

„Was es ist?" versetzte der Doctor, sich zurückwerfend, als wäre er auf eine Schlange getreten. „Es ist die Cholera, und das ist ansteckend."

Bei diesem gräßlichen, magischen Worte ließ der Pater d'Aigrigny Rodin los, und dieser sank auf den Boden.

„Er ist verloren!“ rief der Doctor Baleinier; „ich eile jedoch, zu holen, was ich zu einem letzten Versuche bedarf.“

Und er stürzte aus der Thüre.

Die Prinzessin von Saint-Dizier, der Pater d'Aigrigny, der Bischof und der Cardinal liefen ganz verwirrt dem Doctor Baleinier nach.

Alle drängten sich an die Thüre, daß Niemand, so groß war die Verwirrung, öffnen konnte.

Sie wurde jedoch geöffnet, aber von Außen, und Gabriel erschien.

Gabriel, das Muster des wahren Priesters, des heiligen Priesters, des evangelischen Priesters, den man nicht genug mit Achtung, mit glühender Sympathie, mit zarter Bewunderung zu umgeben vermöchte...

Sein Engels-Antlitz von so sanfter Heiterkeit bot einen seltsamen Contrast mit allen diesen vom Schrecken zusammengezogenen, verstörten Gesichtern.

Der junge Priester wäre beinahe von den Flüchtlingen niedergeworfen worden, die aus der Thüre stürzten, welche er geöffnet hatte, und ausriefen:

„Treten Sie nicht ein, er stirbt an der Cholera... Retten Sie sich!“

Bei diesen Worten stieß Gabriel den Bischof, welcher der letzte von Allen geblieben war und die Thüre zu erzwingen suchte, wieder in den Salon zurück und lief auf Rodin zu, während der Prälat durch den frei gewordenen Eingang entfloh.

Auf dem Teppich liegend, die Glieder von furchtbaren Krämpfen verdreht, krümmte sich Rodin vor unerträglichen Schmerzen. Die Heftigkeit seines Falles hatte ohne Zweifel seine Geister wieder erweckt, denn er murmelte mit einer Gräberstimme:

„Sie lassen mich... hier sterben... wie einen Hund. Oh!... die Feigen... Zu Hülfe... Niemand..."

Und der Sterbende, der sich durch eine ungestüme Bewegung auf den Rücken gedreht hatte, wandte sein Gesicht, auf welchem eine höllische Verzweiflung hervortrat, dem Plafond zu und wiederholte abermals:

„Niemand... Niemand..."

Seine flammenden, wilden Augen begegneten den großen, blauen Augen des engelischen, blonden Kopfes von Gabriel, der neben ihm knieend mit seiner sanften, ernsten Stimme zu ihm sagte:

„Ich bin hier... mein Vater... ich komme, um Ihnen Beistand zu leisten, wenn Hülfe möglich ist... und für Sie zu beten, wenn der Herr Sie zu sich ruft!...

„Gabriel..." murmelte Rodin mit erloschener Stimme... „Vergebung... für das Böse... das ich Ihnen zugefügt habe... Mitleid!... verlassen Sie mich nicht!... Nein!..."

Rodin konnte nicht vollenden; es war ihm gelungen, sich etwas zu erheben; er stieß einen Schrei aus, und fiel bewegungslos zurück. . . . .
. . . .

An demselben Tage las man in den Abendzeitungen:

„Die Cholera ist in Paris... der erste Fall hat sich heute um halb vier Uhr im Hotel Saint-Dizier, Rue de Babylon, gezeigt."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 16/18

Stuttgart (1845)

L.eleg.g. 16 t-1,7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572922-1